

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

2/2013

	Editorial	95
Rosa Reuthner	„Ich kleide mich wie ich denke“ – ‚Sprechende Gewänder‘ als kulturelle und politische Signalgeber in der griechischen Antike	96
Wolfgang Schibel	Zur Aneignung lateinischer Literatur und Sprache	113
Boris Dunsch	Phaedrianische Ambiguitäten: Zur Interpretation von <i>De vulpe et uva</i> (fab. 4, 3)	124
Friedrich Maier	Das Europa-Symbol. Wie <i>das</i> Europa und <i>die</i> Europa zusammengefunden haben (Schlussteil)	130
Felix M. Prokoph	Die lateinische Rücktrittserklärung von Papst Benedikt XVI. – Eine Replik auf Wilfried Strohs Annotationen	139
Jürgen Werner	Walter Jens zum 90. Geburtstag	152
	Zeitschriftenschau	154
	Besprechungen	158
	Leserbriefe	177
	Varia	178
	Adressen der Landesverbände	183

Antike Texte für den Lateinunterricht

RECLAMS ROTE REIHE

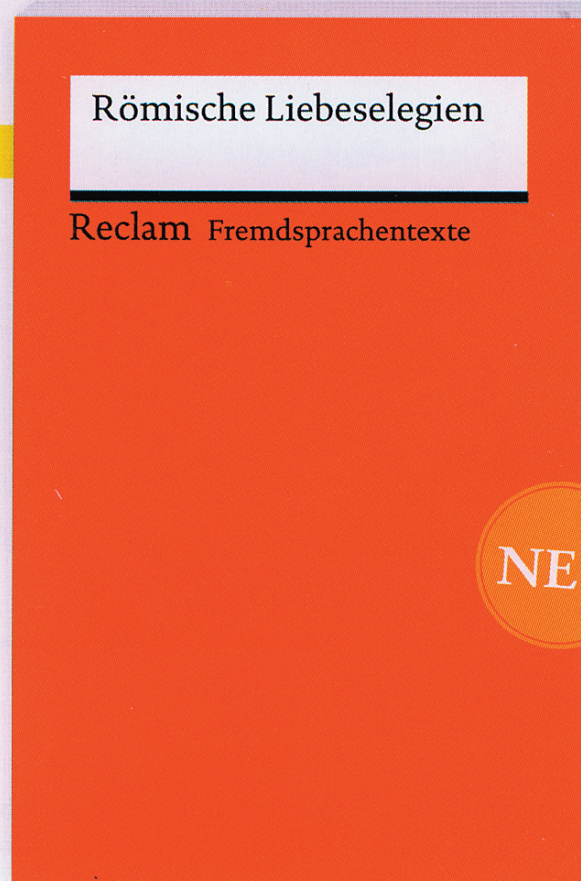
Neben den vollständigen Texten in den zweisprachigen Ausgaben (orange) bietet Reclam für den Einsatz im Unterricht die wichtigsten Werke der römischen Literatur in Auswahlausgaben sowie Textsammlungen zu verschiedenen Themenbereichen.

Mit Sprach- und Sacherläuterungen am Fuß jeder Seite.

Für sämtliche Ausgaben dieser Reihe dient der *Standardwortschatz Latein* als Referenzvokabular.

Standardwortschatz Latein

Von M. Mader u. J. Siemer
264 S. · UB 19780 · € 6,60



Römische Liebeselegien

Reclam Fremdsprachentexte

NEU

Römische Liebeselegien

Ausgew. und .hrsg. von A. Sucharski
96 S. · UB 19863 · € 4,40

Weitere Informationen zu den einzelnen Titeln und zu den speziellen Bezugsbedingungen für Lehrer auf www.reclam.de

Reclam

Editorial

Das vorliegende Heft enthält wieder Beiträge, die das weite Spektrum des heutigen altsprachlichen Unterrichts berühren: von den Signalen, die in der Antike von griechischer Kleidung ausgingen, bis zur lateinischen Fassung der päpstlichen Rücktrittserklärung im Februar dieses Jahres (dazu auch zwei Leserbriefe). WOLFGANG SCHIBEL empfiehlt ein ganz und gar neues, fast utopisch anmutendes Konzept des Lateinunterrichts, das aber auch Impulse für die aktuelle Unterrichtspraxis geben kann. BORIS DUNSCH gewinnt der bekannten Phaëdrus-Fabel von Fuchs und Traube ganz neue Seiten ab. FRIEDRICH MAIER geht der

(nur scheinbar) so selbstverständlichen Namensgebung unseres Kontinents nach: Wurde unser Erdteil tatsächlich nach der von Zeus entführten Königstochter Europa benannt? – Allen Rezensenten sei herzlich gedankt. Aus Platzgründen mussten einige Besprechungen gekürzt, andere aufs nächste Heft verschoben werden. Wir bitten dafür um Verständnis. – Nachdrücklich sei auf die Tagung der *Academia Latinitati Fovendae* in Wien (18. bis 21. September) hingewiesen, zu der auch Nicht-Mitglieder als Zuhörer und Teilnehmer willkommen sind (siehe S. 178).

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

56. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22, E-Mail: Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, litterae26@aol.com
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, monikaunddietmar@gmx.de
4. Zeitschriftenschau:
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie, felix.mundt@staff.hu-berlin.de
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, Josef.Rabl@t-online.de;
OStR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin, martin.schmalisch@web.de

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.
Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53, E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de

„Ich kleide mich wie ich denke“

„Sprechende Gewänder“ als kulturelle und politische Signalgeber in der griechischen Antike

Zusammenfassung

Die ‚Sprache‘ von Textilien ist ein jahrtausendaltes Phänomen, in bemerkenswerter Intensität auch in der griechischen Antike. In archaischer Zeit visualisiert die Schönheit und Kostbarkeit der Gewänder *arete* und Status, während sich in klassischer Zeit der Symbolgehalt von Männer- und Frauengewändern zu unterscheiden beginnt. Kostbare Männerkleidung gerät mit dem einheitlich schlichten Habitus des kämpfenden Politen in Konflikt. In hellenistischer Zeit zentriert sich eine ‚Textildebatte‘ auf das ‚Kostüm‘ ALEXANDERS DES GROSSEN sowie östlichen und Tyrannenluxus. Im ersten Jahrhundert n. Chr. gliedert sich die Debatte in die auch in Rom geführte Luxuskritik ein und macht den zerschlissenen Philosophenmantel zum Markenzeichen des Guten schlechthin, der jedoch selbst unter Verdacht gerät, nur noch Fassade zu sein.

Im Auf und Ab medialer Erregung scheinen Kopftücher die ‚westliche‘ Kultur ins Wanken zu bringen, vom Ganzkörperschleier, der Burka, ganz zu schweigen.¹ Es mag erstaunen, dass ein Stück Stoff solche Debatten zu provozieren vermag. Doch ‚textile Sprache‘ blickt auf eine lange Tradition zurück, ist wesentlicher Teil non-verbaler Kommunikation seit Jahrtausenden.² Ein breiter Strom wortloser Dialoge vermittelt textiler Zeichen durchzieht auch die griechische Antike. Ende der 1970er Jahre, angeregt durch Debatten in Sprachwissenschaft und Ethnologie, geriet die semantische Funktion von Kleidung auch für die historischen Wissenschaften verstärkt ins Blickfeld.³ ALISON LURIE untersuchte die „Sprache der Gewänder“, und BEATE WAGNER-HASEL hat für die homerische Zeit detailliert gezeigt, dass in archaischer Zeit Kostbarkeit und Schönheit der Gewänder *arete* und Status visualisierten.⁴ Für die klassische Zeit bearbeitete ANNE GEDDES den Konflikt zwischen einheitlich schlichter, den

kämpfenden Politen auszeichnender Männerkleidung und weich fallenden Prachtgewändern,⁵ während MARGARET C. MILLER die Übernahme des als typisch für Despoten diffamierten persischen Kleiderluxus untersuchte.⁶

Doch weit über diese Zeit hinaus bleiben Textilien in der griechischsprachigen Literatur fester Bestandteil der äußeren Codierung. In der römischen Kultur scheinen üppige Mähler und Prestigebauten eine größere Rolle gespielt zu haben,⁷ in der griechischen bilden Textilien weit mehr eine politische, ethnisch-kulturelle und soziale Figur ab, symbolisieren Zugehörigkeit und Ausgrenzung. Dass sich Anverwandlung als auch Ablehnung auf dieses Material konzentrierten, mag in der Erfahrung mit dem Überfluss der textilen Ressourcen vor allem des persischen Reichs seine Ursache haben, an dessen Wirkung sich in den Konfliktsituationen des 5. Jh. v. Chr. griechische Kargheit reibt.⁸ HERODOT hob nicht von ungefähr als großartige Leistung der Athener bei Marathon hervor, dass sie als erste „dem Anblick medischer Kleidung“ standhielten.⁹ Wenn in der griechischen Luxusdebatte, von RAINER BERNHARDT untersucht,¹⁰ auch Passionen für Schmuck, ausgefallene Haartracht und manch andere Spielart des Luxus’ anspielungsreiche Themen bieten, so verfügen allein Textilien über ein nahezu unbegrenztes Potential der Visualisierung von Werten, bis hin zur Fähigkeit, das Wesen ihrer Zeichenhaftigkeit selbst zu transformieren.

Diesen ‚Werdegang‘ möchte ich, aufbauend auf den vorliegenden Studien, bis in das 1. Jh. n. Chr. verfolgen. An den Anfang möchte ich eine per se unterstellte Nähe von Sein und Erscheinung stellen, die für die archaische wie auch überwiegend für die klassische Zeit die Voraussetzung dafür bildet, von textiler Zeichenhaftigkeit sprechen zu können. Für die klassische Zeit werde ich zudem versuchen, vorliegende Ergebnisse zur

Symbolik von Frauenkleidung auch aus anderen Disziplinen zu einem komplexeren Bild zusammenzufügen. Als Weiteres werde ich der Wirkung eines Wechsels zu fremden Kleidertraditionen durch Einzelne der Elite nachgehen, die einen ersten Vertrauensschwund gegenüber textiler Zeichenhaftigkeit zur Folge zu haben scheinen. Dem schließt sich die Analyse sich intensivierender Debatten der hellenistischen Zeit an, die sich bevorzugt mit dem ‚Köstüm‘ ALEXANDERS DES GROSSEN verbinden, dann aber erneut Aversionen gegen Männer in Frauenkleidern aufnehmen und sich gegen einen ‚verweichlichten Osten‘ wenden. Einem gewissen Höhe- und Wendepunkt der ‚Textildebatte‘ wende ich mich mit den moralphilosophischen Schriften des DION VON PRUSA als Teil der auch auf römischer Seite geführten Debatte über die Gefahren des Luxus zu, in denen Bewunderung textiler Pracht verschwindet und Textilien ihre Fähigkeit einzu- bzw. abzugeben, adäquates Zeichen zu sein.

Das Gewand eines skythischen Königs, Philokleons alter Mantel und die persischen Gewänder des Pausanias

Der Blick auf die *arete* der archaischen und die Polemik der klassischen Zeit gegen Prachtgewänder, denen einfache Männerkleidung entgegensteht, setzen, wenn nicht eine völlige Identität, so doch eine große Nähe von kulturellem Befinden wie politischem Standort mit der äußeren Erscheinung voraus. Anders als moderne Definitionen von Kulturräumen, wie sie etwa MICHEL ESPAGNE definierte – Kulturräume als Größen, die ihre jeweilige Identität einer Vielzahl von Verflechtungen verdanken¹¹ – zeichnet dieses Denken etwas Statisches aus. Exemplarisch zeigt sich dies in den „Historien“ HERODOTS (485–425 v. Chr.), in denen das Schicksal eines skythischen Königs geschildert wird, an dessen kultureller Loyalität Zweifel aufkommen und den sein Gewandwechsel das Leben kostet. Angesichts heutiger Forderungen nach Mobilität in einer globalisierten Welt mutet ein scheiternder Versuch, sich in die äußere Schale einer anderen Kultur zu begeben, befremdlich an. Für den griechischen Historiker aber sind die jeweilige Sprache, Götter und Kultrraditionen, politische Verfasstheit, feste

Bestandteile einer Identität,¹² die in Bekleidung sichtbar wird. Skyles bevorzugte die hellenische Lebensweise statt der skythischen und zog, so Herodot, „sein skythisches Gewand aus und legte hellenische Tracht an“.¹³ Als dies den übrigen Skythen bekannt wurde, verlor er ihren Rückhalt, so dass sie seinen Stiefbruder nicht daran hinderten, ihn zu ermorden. „So sehr hängen die Skythen an ihren Bräuchen“, so das Fazit des Historikers, „und so hart strafen sie den, der fremde Bräuche annimmt“.¹⁴

Diese unterstellte Identität von Innen und Außen ist keineswegs ein nur bei fremden Völkern beobachtetes Denkmuster. Die Anhänglichkeit des alten Philokleon für seinen alten, zerschlissenen Mantel in der Komödie „Die Wespen“ des ARISTOPHANES (um 450–385 v. Chr.) ist nicht weniger mit dessen innerer Haltung verbunden wie für die Skythen, die ihren König töten ließen. Er weigert sich, ihn durch einen neuen warmen, sehr teuren persischen Mantel¹⁵ zu ersetzen. Mit modernem Blick könnte man auf Altersstarre schließen. Doch die textile Symbolik weist wie der Name auf den Politiker KLEON hin, der sich als entschiedener Verteidiger der Demokratie gab.¹⁶ Und der alte Mantel ist so alt wie diese Demokratie, und gerade weil Philokleon ihn über fünfzig Jahre getragen hat, will und wird er ihn nicht tauschen. Selbst wenn ihn der neue, der aussieht „wie eine gewebte Wurst“, weit besser wärmte als der eigene abgetragene, hält er an ihm fest.¹⁷ Für ihn wäre er – wie auch persische Sandalen – materialisiertes ‚feindliches Land‘, wenn man zu dieser Zeit auch nicht im Kampf mit den Persern, sondern mit Sparta stand. Ungeachtet der Übernahme manch persischer Kleiderformen, bringt gerade die Aversion des Philokleon sowohl die von ihm als unzerstört gedachte Übereinstimmung kultureller Identität als auch seiner politischen Überzeugung mit seiner textilen Hülle zum Ausdruck.

Wie Skyles jedoch verhält sich der Spartaner PAUSANIAS, der bewunderte Sieger von Plataiai im Jahr 479, dem Herodot noch edle Gesinnung bescheinigte. Er wird im Vorwurf des THUKYDIDES (455–395 v. Chr.) zur Personifizierung des politischen Verrats im persischen Gewand, ohne dass ihn jedoch eine vergleichbar einschneidende

Maßnahme erteilte. In provozierender Weise habe er die Lebensform der Spartaner gegen die der Perser getauscht, so der Historiker, zu denen er überging, und er habe, „als er Byzanz verließ, die persische Tracht“ getragen.¹⁸ Akte wie diese, die nicht auf Pausanias beschränkt waren,¹⁹ lassen Zweifel aufkommen, inwieweit dem Mitteilungspotential von Geweben noch zu trauen ist. XENOPHON (430–354 v. Chr.) thematisiert dies in seinem „Oikonomikos“, indem er mit Prosaischem, dem Übertünchen eines unbefriedigenden Äußeren durch Schminke beginnt. Er führt dies hin zu Fragen nach Wahrheit und Betrug, Realität und Schein. Betrug sei es, den Besitz von Purpurgewändern mit Talmi-Purpurgewändern in weit weniger wertvoller, da weniger haltbarer Farbe vorzutauschen.²⁰ STEPHEN JOHNSTONE hat darin zu Recht eine Abwehrreaktion gegen eine aufsteigende Schicht identifiziert, in den Augen des Autors einer Scheinaristokratie, die in falschen Gewändern wahre Aristokratie vorzutauschen versucht.²¹ Wenig Vertrauenswürdiges äußert sich auch in der als ‚Salon-Lakonismus‘ verspotteten Idealisierung des *tribon*, eines kurzen fast schäbigen Mantels aus rauem Material. Sowohl PLATON (428/7–348/7 v. Chr.) als auch DEMOSTHENES (384–322 v. Chr.) ziehen diejenigen ins Lächerliche, die „nicht anders als in Kampfriemen gehen, sich Leibesübungen ergeben und kurze Mäntel tragen“.²² Textilien zeigen damit ein Täuschungspotential, wie es die homerischen Epen lediglich in der Form einer Verkleidung in Statusniedere – Odysseus im Gewand des Bettlers – kannten.²³ Und wenn der oft als ‚weibisch‘ verspottete Dichter AGATHON den Zuschauern versichert, er trage sein Gewand in Übereinstimmung mit seiner Art zu denken, so spricht dies ein Schauspieler aus, der sich jeder seiner wechselnden Bühnenfiguren anpassen muss.²⁴

Das Frauenkleid zwischen Gefährdung des männlichen militärischen Körpers und Schmuck der Polis

In dem Maß, in dem sich in klassischer Zeit das Bild von Männlichkeit für viele Bürger Athens über karge Kleidung konstituiert, geraten Frauengewänder in der Weichheit des Materials und

ihrem fließenden Faltenwurf als Antipoden ins Blickfeld. In ihnen konzentriert sich die Gefährdung der Kampffähigkeit ‚richtiger‘ Männer, die sich als militärischer Körper stilisieren. Dass die Charakteristika der Frauengewänder mit dem als ‚weibisch‘ apostrophiertem Persergewand übereinstimmen können, macht den Spott über Männer in luxuriöser Kleidung umso beißender und politisch wirkungsvoller. Nicht erst in der Komödie dominiert das Gelächter über solche, die den ‚Härtetest‘ athenischer Männlichkeit nicht bestehen. Schon AISCHYLOS (525–456 v. Chr.) hatte in den „Edonoi“ nach dem Weingott Dionysos, in der Vasenmalerei mit üppigen schwingenden Gewändern dargestellt, fragen lassen: „Woher kommt der ‚Weichling‘? Was ist sein Vaterland, was trägt er für ein Gewand?“²⁵ Auch EURIPIDES (um 485–406) charakterisierte ihn in den „Bakchen“ als ‚halbes Weib‘.²⁶ Und ARISTOPHANES lässt in seiner Komödie „Frauen beim Thesmophorienfest“, beim Auftritt des Dichters AGATHON fragen, wer denn der ‚Weichling‘ sei, der doch gleich sagen solle, er sei eine Frau.²⁷

Sowohl Dramen- als auch Komödiendichter nutzen damit ein bekanntes Szenario der Ankunft des Helden, um jene Gewänder ins Lächerliche zu ziehen, die vor den Perserkriegen noch keineswegs als ‚weibisch‘ galten. Die Frage nach dem „purpurnen Chiton“²⁸ bei der Ankunft des Theseus, nach dem der Chorlyriker BAKCHYLIDES (520– ca. 450 v. Chr.) fragen lässt, beinhaltete noch höchste Anerkennung. Damals trugen nach THUKYDIDES im Unterschied zu der maßvollen Kleidung seiner eigenen Zeit die Begüterten „in ihrer verfeinerten Art leinene Röcke“.²⁹ Anknüpfen kann eine kritische Haltung jedoch schon an negativ besetzte Feminisierung von Luxuskleidung in der Ikonographie nach der Vertreibung des Tyrannen HIPPIAS aus Athen. Seit dem Jahr 510 bis zur Mitte des 5. Jh. v. Chr. entstand eine beachtliche Anzahl Vasenbilder mit bakchantisch tanzenden Zechern in faltenreich schwingenden Gewändern, die anhand ironisierender Hervorhebungen die Wende von einer positiven Wertung des textilen Luxus hin zu einer karikierenden Sichtweise anzeigen.³⁰

Im Spott über dieses ‚Weibische‘ dürfte sich kaum die Begeisterung für einen „einfachen

Faltenwurf heroischen Griechentums“ artikuliert haben, in der der Althistoriker und Archäologe ANDREAS ALFÖLDI in den fünfziger Jahren ein „leuchtendes Bild der edlen Schmucklosigkeit des attischen Kulturmenschen“ erblickte.³¹ Ebenso wenig ist in solch rabiaten Äußerungen lediglich eine misogynen Grundhaltung zu erkennen. Es handelt sich vielmehr um männliche Selbstkonditionierung, die Erzeugung und Erhaltung im Kampf gestählter Härte ohne weiche Decken und Mäntel. Wie sehr dies für die männliche Identität von Bedeutung war, zeigen hochsymbolisierte Rituale eines Kleiderwechsels oder des Ablegens von weiblicher Kleidung beim Eintritt männlicher Jugendlicher in die Lebensphase des Kämpfers, wie sie KATHARINA WALDNER untersucht hat.³² Das Ritual ihres Ablegens markiert den Abschied aus dem Einflussbereich der Frauen, die diese Gewebe herstellen, das Verlassen einer Existenz in einem geschützten Bereich und den Übertritt in die Welt des Kriegers.³³

Der Vorwurf, in Frauenkleidung ‚weibisch‘ zu wirken, verselbstständigt sich soweit, dass er in der politischen Auseinandersetzung zum allgemeinen Repertoire des Schlagabtauschs zwischen Gegnern wurde. So warf der Redner AISCHINES (390– ca. 315 v. Chr.) seinem Kontrahenten DEMOSTHENES vor, er verwende allzu große Sorgfalt auf seine gepflegte Erscheinung, habe eine Vorliebe für feine und weiche Kleidung, die von Frauengewändern nicht zu unterscheiden sei, während Demosthenes Aischines seinerseits vorhielt, auf dem Markt mit einem knöchellangen Gewand umherzustolzieren.³⁴ In der Endphase des Peloponnesischen Krieges wird ‚weibisch‘-aristokratische Kleidung dann wieder als politisches Leitmotiv gefeiert, als sich eine oligarchisch orientierte Richtung innerhalb der Bürgerschaft Athens in mit Blumen- und anderen Ziermotiven üppig geschmückten Gewändern gefiel.³⁵ Dies illustriert anschaulich ein Vasenbild, das in der zugespitzten Situation um 410 v. Chr. entstand. Eine graziöse Gestalt, in einen zarten, mit Sternen übersäten Chiton und in einen gepunkteten Mantel gehüllt, wird von einem Eros sanft umarmt und geküsst. Die politische Botschaft des in eleganter Pose sitzenden jugendlichen Gottes Adonis wird durch die in ein weich fließendes,

reich ornamentiertes Gewand gekleideten ‚Eunomia‘ neben ihm unterstrichen.³⁶ Hier feiern sich aristokratische Spartafreunde in Gegensatz zu auf Konfrontation mit Sparta angelegten Anhängern der radikalen Demokratie.

Dass kostbare Kleidung, wenn Frauen selbst sie trugen, ähnlich populäre Signale wie Männerkleidung aussandte, ließe sich anhand der Ideale vermuten, die Frauengewänder in den „Horen“ des PRODIKOS (470/60–399) symbolisieren.³⁷ In der Allegorie zu „Herakles am Scheideweg“, die XENOPHON berichtet, begegnet der Held zwei Frauen, deren Gewänder als Symbole zweier sich ausschließender Wege gelten. Für die Tugend steht das schlicht weiße Kleid, während das Kleid aus feinem zartem Gewebe den Pfad der Luxusliebe und Verweichlichung weist.³⁸ Beide Frauen mit ihren Gewändern sind jedoch auf den männlichen Helden bezogen, der die ‚richtige‘ Wahl trifft und den Weg der Tatkraft wählt, der mit dem schlichten weißen Gewand korrespondiert. Dennoch mag das weiße oder auch nur schlichte Kleid für Frauen als angemessen für den Alltag betrachtet worden sein. In der Ikonographie oder den schriftlichen Quellen dominieren jedoch kunstvoll hergestellte, wertvolle Gewänder. Dies zeigt eine Vielzahl ikonographischer Darstellungen, die Hochzeitsfeste zum Thema haben, und Frauen in ihrer kostbaren Gewandung zeigen.³⁹ Junge Frauen, die ihre Weigerung zum Ausdruck bringen, eine ihnen widerstrebende Ehe einzugehen, verweigern sich diesem Schmuckritual und kleiden sich im Heiligtum der Cassandra in dunkle Gewänder, wie sie die Erinnyen trugen. Unzählige Vasenbilder von Frauen mit fein gefalteten, weich fließenden Gewändern dokumentieren ebenso in anderen Bereichen ihre Rolle als Schmuck der Polis und Zeichen ihrer Größe, als öffentliche Zurschaustellung bei städtischen Festen und in kultischem Umfeld, etwa an dionysischen Festen und Ritualen.⁴¹ Aus minderwertigem Material sind lediglich wenige Stücke der von Frauen geweihten textilen Gaben in Heiligtümern der Artemis, der Hera und anderer Gottheiten.⁴² Und bei EURIPIDES findet sich einer der wenigen Hinweise in der Dichtung auf einen zerschissenen, schäbigen Peplos als Zeichen für Elektras verzweifelte Lage.⁴³

Es bestand daher eine nicht unwesentliche Differenz zwischen Frauen- und Männerkleidung, wie auch BEATE WAGNER-HASEL jüngst hat zeigen können.⁴⁴ Während die zur Schau getragene Schlichtheit des athenischen Politikers ARISTIDES, der sich selten in etwas anderem als in seinem *tribon* in der Öffentlichkeit zeigte, zu seinem politischen Prestige beitrug,⁴⁵ oder auch SOKRATES' (469–399 v. Chr.) Vorliebe für einen wertlosen Mantel seinem Ansehen keinen Abbruch tat,⁴⁶ hatten die Töchter des ARISTIDES von der Stilisierung ihres Vaters nur Nachteile. Sie konnten gerade wegen der zur Schau getragenen Ärmlichkeit erst spät verheiratet werden. So war eine Ausstattung der Töchter der Elite mit wertvollen Gewändern als Brautgut nach wie vor Usus und diente der Visualisierung ihres Prestiges. Zudem war die Schönheit ihrer Gewänder nach wie vor sichtbarer Ausdruck der Wertschätzung ihres Könnens und ihrer Kreativität bei deren Herstellung.⁴⁷

Ein Sieger im ‚Kostüm‘ der Besiegten, ein Kniefall vor dem textilen Luxus des eroberten persischen Großreichs und der Untergang im purpurnen Gewand

Mit den Eroberungen ALEXANDERS DES GROSSEN werden Griechen mit dem bis dato vielfach dämonisiertem exorbitanten textilen Überfluss unmittelbar konfrontiert. Es ist nicht erstaunlich, dass dies insbesondere bei Historikern, die den Alexanderzug begleiteten, einen breiten Raum einnimmt.⁴⁸ Im Spiegel textiler Symbolik lassen sich diesen Texten neue Aspekte und Perspektiven abgewinnen,⁴⁹ die im System kontrastierender, sich überlagernder Identitäten des Kulturkontakts entstehen.⁵⁰

Insbesondere das ‚Kostüm‘ Alexanders, wie es ANDREAS ALFÖLDI genannt hat,⁵¹ erfährt eine besondere Aufmerksamkeit. Zunächst als Zeichen der Verschmelzung der Völker⁵² und Signalgeber für das Ende des Kampfes zwischen Ost und West gedeutet,⁵³ wird es in dem Ausmaß, wie die geschichtsphilosophische Utopie der harten Realität der Eroberungen wich, zum Zeichen des Umschlagens der kulturellen Loyalität Alexanders gegenüber den Griechen oder zumindest den Beginn ihrer Teilung. Die Vorwürfe gegen den

‚Kostümwechsel‘ gipfeln in denen des Verrats und der Hybris, des Despotischen im Anspruch Alexanders auf Vergöttlichung und Unterwerfung im Kniefall im Stil der Perserkönige. Symbolisiert in diesem Mantel, in den sich noch der aus dem Osten heimkehrende POMPEIUS triumphierend gehüllt haben soll, als er als Sieger in Rom einzog.⁵⁴

EPHIPPOS VON OLYNTH (geb. 348 v. Chr.), wie ONESIKRITOS (um 375–290 v. Chr.) Teilnehmer des Eroberungszuges, beschreibt das so symbolbefrachtete Kleidungsstück als einen persischen purpurfarbenen Reitermantel und einen purpurfarbenen Umhang mit weißen Streifen.⁵⁵ Abschätzig erwähnt er Alexanders Vorlieben, bei Mahlzeiten „heilige Gewänder“ zu tragen, zuweilen den Purpurmantel des Ammon, Kleider des Hermes oder zusammen mit der persischen *stole* die der Artemis.⁵⁶ Der Historiker DURIS VON SAMOS (340–240 v. Chr.) terminiert den ‚Kostümwechsel‘ auf die Zeit, als große Teile Persiens erobert waren und sich Alexander dort längere Zeit aufgehalten hatte.⁵⁷ Da habe er begonnen, so DIODOR, der Historiker des 1. Jh. v. Chr., „den persischen Luxus und das üppige Leben der asiatischen Könige nachzuahmen“, als er glaubte, „im unbestrittenen Besitz des Königtums“ zu sein.⁵⁸ Er schmückt dies mit mythologischem Beiwerk, dem Besuch der Amazonenkönigin Thalestris, aus.⁵⁹ Ich möchte dies weniger als sensationsheischenden Exkurs, denn als Instrument seiner Kritik am Gewandwechsel deuten.⁶⁰ Für sein Publikum waren jene Mythen über die Amazonen lebendig, in denen, anders als es Alexander tat, griechische Helden wie Herakles und Theseus gegen die Amazonen kämpften und Achill Penthesilea besiegte.⁶¹ Auch PLUTARCH (50–120 n. Chr.), der große Biograph, Zeitgenosse des TACITUS, formt im Rückgriff auf hellenistische Quellen eine Charakterstudie und widmet sich ebenfalls dem Symbolwert des ‚Kostüms‘. Er greift die Vermutung des Gelehrten ERATOSTHENES (3. Jh. v. Chr.) auf, Alexander habe Rücksicht auf die Perser nehmen und seine makedonischen Mannschaften an persische Sitten gewöhnen wollen. Für sie sei dieser Anblick zwar ärgerlich gewesen, man habe es ihm jedoch um seiner Verdienste Willen nachgesehen.⁶² Letztlich

bündelt sich aber auch bei ihm alles im Vorwurf des KLEITOS, einem der engsten Gefährten Alexanders, der das ‚Kostüm‘ als Symbol der Perserfreundschaft und Abkehr von freiem Griechentum charakterisiert hat, in dem „freie Männer noch ein freies Wort redeten“. Dass er Alexander im Streit riet, doch unter „Barbaren und Sklaven zu leben, die seinen persischen Gürtel und sein purpurdurchwirktes weißes Gewand⁶³ fußfällig verehren würden“, hatte tödliche Folgen. Wutentbrannt stach Alexander den alten Gefährten mit einer Lanze nieder.⁶⁴ Der Historiker FLAVIUS ARRIANOS (2. Jh. n. Chr.) spricht in seinem „Alexanderzug“, anders als Plutarch, vom Ärger meuternder Makedonen.⁶⁵ Scharf kritisiert er, dass „ein Nachkomme des Herakles“ nun „medische statt der altüberkommenen makedonischen Kleidung anlegte. Und sich nicht schämte, die persische Kopfbedeckung der Besiegten statt der aufzusetzen, die er beim Siege seit jeher getragen hatte.“ Für ihn stellt dies einen erstaunlichen Akt kultureller Unterwerfung eines Siegers „im Gewand der Besiegten“ dar.⁶⁶

Der Kritik am Tragen des ‚Kostüms‘ paart sich die am schnellen Wechsel von griechischer Schlichtheit zu einem als exorbitant empfundenen textilen Luxus. EPHIPPOS, der Zeitzeuge, dürfte kaum nur aus Missgunst von einem goldenen Thron berichtet haben, auf dem Alexander in seinem neuen Gewand Platz nahm.⁶⁷ Noch nach der Schlacht am Granikos, so Plutarch, habe Alexander erbeutete Trinkgefäße und Purpurdecken bis auf wenige Stücke an seine Mutter gesandt, und persische Gesandte, die nach der Einnahme von Nysa zu ihm kamen, waren von der Schlichtheit seiner Kleidung irritiert.⁶⁸ Nach seinen Siegen aber, so der Historiker PHYLARCHOS (280–210 v. Chr.), sei selbst der Aufwand der Perserkönige geringer gewesen als der, der täglich an Alexanders Hof betrieben wurde. Sein Zelt, in dessen Dach goldene Himmelsdarstellungen eingewebt waren, habe einen größeren Eindruck auf seine Umgebung hinterlassen „als der Platz, an dem die Perserkönige ihr Herrscheramt ausübten“. Toposartig charakterisieren die leuchtenden, luxuriösen ‚barbarischen‘ Gewebe, die auch der Buntschriftsteller CLAUDIUS AILIANOS (Ende 2. Jh. n. Chr.) erwähnt,⁶⁹ in den Augen der Autoren

eine „moralische metabole“, wie es ANDREAS ALFÖLDI formulierte.⁷⁰ Neben der Prachtentfaltung, den das Alexanderzelt vermittelte, irritierte zugleich die Inszenierung seiner Gefolgschaft. Fünfhundert Perser zeigten sich in purpurnen und hellgelben Uniformen,⁷¹ ebenso wie eintausend Bogenschützen in scharlach- und feuerroten Gewändern, andere in Umhängen in dunklem Blau. Fünfhundert Menschen außerhalb des Zeltes sei das Recht auf die mit kostbarem Purpur gefärbte Kleidung als besondere Auszeichnung verliehen worden.⁷² Von DIODOR werden die purpurfarbenen Gewänder⁷³ als Zeichen der besonderen Nähe zu Alexander gewertet, wie auch Hellgelb, Flammen- oder Feuerrot, Blutrot und dunkles Blau Nähe oder Abstand zum Herrscher markieren.⁷⁴

Als Kapitulation vor dem Luxus des besiegten Persien und als Ausdruck eines Verwischens von Grenzen und Identitäten wird die ‚Massenhochzeit‘ in Susa im Jahr 324 v. Chr. wahrgenommen, eine Verbindung vornehmer persischer Frauen mit makedonischen Männern aus dem Umkreis Alexanders. CHARES VON MYTILENE, der sicher beste Informationen besaß, da er nach 330/29 v. Chr. als Hofzeremonienmeister fungierte, schildert dieses Hochzeitsfest in einer Mischung aus Staunen und Aversion, eine Inszenierung, die nicht zuletzt von der luxuriösen textilen Ausstattung dominiert wird.⁷⁵ Die Hochzeitskammern seien mit hundert Klinen ausgestattet, jeweils mit einem Hochzeitsgewand⁷⁶ belegt gewesen. Das Festzelt schmückten wertvolle Wandbehänge und Leinentücher, den Boden purpurne Teppiche, wertvolle Vorhänge, in die mit Goldfäden Tiermuster eingewebt waren, den Innenhof.⁷⁷ Der Schilderung dieser Hochzeit, die nach den Angaben des Chares fünf Tage dauerte,⁷⁸ verweigern sich DIODOR, PLUTARCH und ARRIAN.⁷⁹ Dahinter ist kaum Unkenntnis zu vermuten, weit eher Reserviertheit gegenüber dem Luxus des Festes. Und Diodor teilt mit, die Hochzeit habe den meisten der Makedonen nicht gefallen.⁸⁰ Und so befeuert diese Vermählung im persischen Ritus, eine als physische Verschmelzung der Kulturen verstandene Aktion, in den Augen vieler weiter den Verdacht, Griechisches löse sich im Persischen auf.

Die Kritik an orientalischem Luxus, der Hybris eines Herrschers und seiner kulturellen und politischen Annäherung an die Besiegten weitet sich zu einem Konglomerat von Todes- und Untergangspanthasien. PHYLARCHOS' Bericht etwa über den Luxus der neuen Alexanderwelt endet mit dem Gedanken des Sophisten THEOKRIT an den „purpurnen Tod“ homerischer Helden. Als er sich nämlich bei den Chiern aufhielt, wurde dort der Brief Alexanders verlesen, in dem er forderte, wertvolle Schneckenfarbe für die Purpurgewänder seines kompletten Gefolges zu liefern.⁸¹ Dabei habe Theokrit den tieferen Sinn von „Da nun ergriff ihn der purpurne Tod und die mächtigen Moiren“ begriffen.⁸² Nicht weniger symbolischen Verweischarakter besitzt ein Hinweis des Historikers HERAKLEIDES VON KYME (4. Jh. v. Chr.) auf ein Schreiten über sardische purpurne Teppiche im Palasthof der persischen Könige, die in Susa den Winter und in Ekbatana den Sommer verbrachten. Über sie schritt kein anderer als der Großkönig selbst.⁸³ Solche Purpurteppiche lagen auch unter den Füßen eines engen Gefährten Alexanders, KLEITOS DES WEISSEN, wenn er Staatsgeschäfte zu erledigen hatte, wie sowohl PHYLARCHOS als auch AGATHARCHIDES VON KNIDOS, Geograph und Historiker des 2. Jh. v. Chr., berichten.⁸⁴ Anklänge an das Beschreiten eines „Purpurpfads“ durch den heimkehrenden Agamemnon in AISCHYLOS' gleichnamigem Drama sind kaum zu übersehen. Jeder, konnte man folgern, der über ausgebreiteten Purpur schreitet – selbst wenn er es wie Agamemnon auf Klytaimnestras Drängen widerwillig und mit Furcht tut – geht dem Unheil entgegen.⁸⁵ Es ist kaum zu bezweifeln, dass sich die Autoren dieser Symbolik bedienten.

Vor allem ATHENAIOS, Rhetor und Grammatiker des 2. Jh. n. Chr., versammelt jene Nachrichten hellenistischer Autoren, die sich diesem Thema mit Leidenschaft widmen.⁸⁶ Dass es sich um gezielte Auswahl handelt, ist kaum von der Hand zu weisen. Dennoch dürfte der erlebte Luxus, wie er sich u. a. in der Beschreibung des Festzelts des PTOLEMAIOS PHILADELPHOS in Alexandria durch den Historiker KALLIXENOS VON RHODOS (3. Jh. v. Chr.) oder des Festzugs zu dessen Ehren,⁸⁷ niederschlägt, diese Rück-

projektionen auf der Suche nach Ursachen einer verderblichen Entwicklung mitinitiiert haben. In einer großen Erzählung formt sich ein kulturelles Konstrukt des Niedergangs blühender Städte und ganzer Weltreiche,⁸⁸ die, sozusagen, an ihrem Luxus ersticken. PLATONS Bedenken gegen Gelüste nach Polstern, Kleidern und der von ihm explizit abgelehnten Buntweberei⁸⁹ als Ursache zahlreicher Kriege dürften hier mit eingeflossen sein. Nach KLEARCHOS VON SOLOI (4./3. Jh. v. Chr.) fielen – als erstes von allen Menschen – die Skythen, das kampferprobte Volk, der hemmungslosen Verschwendung anheim, sichtbar an „Kleidung und Lebensweise“.⁹⁰ Ihre Hingabe an Glanz und Luxus führte sie zu bestialischen Handlungen, „allen Menschen die ins Land kamen, die Nasen“ abzuschneiden. Nicht jedoch die Skythen, sondern die Lyder, deren luxuriöse Lebensart in archaischer Zeit noch Gegenstand der Bewunderung war,⁹¹ nehmen den bevorzugten Platz als verderblichstes Vorbild ein.

Der textile Luxus weist in seiner verheerenden Wirkung im Vergleich zu anderen Luxusgütern auch hier besondere Aspekte auf. Schon HERODOTS Bericht über die ehemals kriegstüchtigen Lyder nutzte die in klassischer Zeit virulente Sicht auf Frauenkleidung, in der Männer zu wehrlosen Weichlingen verkommen. Und so berichtet er über den Rat des Lyderkönigs KROISOS an den siegreichen KYROS zur militärischen Entmächtigung seines Volkes. Um ein Wüten der Perser nach ihrem Sieg zu verhindern, die Sardes zu zerstören und alle Lyder in die Sklaverei zu verkaufen drohten, solle Kyros die Unterworfenen zu Händlern machen, ihnen das Tragen von Waffen verbieten und befehlen, Chitone unter ihren Gewändern zu tragen. Das würde schnell Frauen aus Männern machen.⁹²

Diese Antithese von Frauenkleid und männlichem Kampfgeist aus klassischer Zeit wird zu einem Amalgam von Luxusschelte und Ächtung des Mannes im Frauenkleid übersteigert. Nach KLEARCHOS sei die Veränderung der Sitten im Fall der Lyder so effektiv gewesen, dass einer von ihnen ungestraft übelste Gewalttaten gegen Frauen begehen konnte. Ihr König MIDAS, der nur noch in Purpur gehüllt dargelegt und mit Frauen Wollarbeiten verrichtet habe,⁹³ sei seiner

Verweichlichung wegen unfähig gewesen, dies zu verhindern.

In einer Wendung gegen den einstmals verehrten Orient,⁹⁴ liegt in der das Frauenkleid am Männerkörper symbolisierten Verzärtelung die Ursache des Untergangs ganzer Reiche Asiens und ihrer Herrscher. Sie alle strebten, wie der Geschichtsschreiber KTESIAS (≈ 404–387) urteilte, nach einem verschwenderischen Lebensstil.⁹⁵ Der Assyrerkönig SARDANAPAL wird dabei zur Symbolgestalt der Verweichlichung schlechthin. Mit „weißer Bleifarbe bemalt, glattrasiert und nach Frauenart herausgeputzt“ – in ein Frauengewand gekleidet – kämmt er mit seinen Nebenfrauen Purpurwolle.⁹⁶ In auswegloser Situation soll er sich auf einem Scheiterhaufen samt seinen Gewändern, Purpurdecken und aller möglichen Bekleidung,⁹⁷ mit Frau und Nebenfrauen verbrannt haben. Wie der Lyderkönig und Sardanalpal trug auch ein Stellvertreter des Großkönigs von Babylon, ANNAROS, Frauenkleider und Schmuck,⁹⁸ so wie sich ein sonst unbekannter Phryger, ANDROKOTTOS, nach MNASEAS (3. Jh. v. Chr.), in ein geblümtes Gewand gehüllt und sich noch eleganter geschmückt haben soll als eine Frau.⁹⁹

Allerdings nicht die Herrscher des Ostens allein, auch die ionischen Städte wanderten dieser Geschichtssicht zufolge auf dem schmalen Grat der Luxusliebe in die Bedeutungslosigkeit. Hier ist es nicht explizit das Frauengewand, sondern der textile Luxus generell, der seine verderbliche Wirkung entfaltet. Der Philosoph HERAKLEIDES VON PONTOS (390–322 v. Chr.) urteilt, dass die Samier ihre Stadt mit ihrer Genussucht zugrunderichteten,¹⁰⁰ und Phylarchos berichtet, die Kolophonier hätten ihre harte und unbeugsame Lebensweise unter dem Einfluss der Lyder aufgegeben.¹⁰¹ Letzterer greift begierig das Urteil des Philosophen XENOPHANES (570–475/70 v. Chr.) auf, der seine Heimatstadt Kolophon verließ, als sie von den Persern unterworfen wurde. Seine Verachtung des weichlichen Prunks, des „nutzlosen, den [...] die Kolophonier von den Lydern“ lernten,¹⁰² der „purpurnen Gewänder[n]“, in denen sie „auf der Agora herumspazierten“,¹⁰³ fügt sich bestens in allgemeine Luxusschelte. Auch der Historiker THEOPOMP (376–322 v. Chr.) spricht von tausend

Menschen in Purpurkleidung, die in Kolophon ihren Reichtum auf diese Weise zur Schau stellten.¹⁰⁴ Das sei selbst bei Königen selten gewesen, da Purpur immens kostbar und dem Silber als gleichwertig angesehen wurde. Folglich kam es zu Willkürherrschaft und Aufständen, in deren Folge Kolophon unterging.¹⁰⁵ Nach Kolophons Luxus strebten jedoch auch die Milesier, so KLEARCHOS, die einen empfindlichen Machtverlust durch die damals noch kampfstarke Lyder und Perser erlitten.¹⁰⁶ Und so ist auch das Urteil des Historikers DEMOKRIT VON EPHEOS über Milet eindeutig, wenn er feststellt, dass die Bewohner der Stadt nur solange den „Skythen überlegen waren, solange sie nicht dem Genuss nachjagten.“¹⁰⁷ „Prächtig gefärbte[n] Gewänder der Ionier“¹⁰⁸ in all ihren Farben, beschreibt er zudem, die sie trugen, „weil sie sich dem Luxus zugewandt hatten.“¹⁰⁹ Es könnten alle ionischen Städte gemeint sein, wenn auch der Komödiendichter ANTIPHANES (4. Jh. v. Chr.) fragt: „... ist da ein Volk unterwegs aus dem Ionergebiet mit erlesenen Stoffen und Glanz, vom Genuss unterjocht?“¹¹⁰

Nicht weniger beförderten die ehemals blühenden Städte der Westgriechen mit ihrer Prachtentfaltung ihren Untergang. Der Historiker TIMAIOS (um 350–250 v. Chr.) schreibt über die Bewohner von Sybaris, dass sie Mäntel aus milesischer Wolle¹¹¹ liebten, ihre mehr als fünftausend Reiter mit safranfarbenen Mänteln über ihren Brustpanzern ausrüsteten,¹¹² und für Knaben purpurfarbene Kleidung¹¹³ üblich war. Auch im Kult habe man dieser textilen Pracht gefrönt. So ließ einer ihrer Bewohner aus „Freude am Luxus ein Gewand anfertigen, das von derart auffallender Pracht“ war, dass es beim Fest der Hera Lakinia die Bewunderung aller Besucher auf sich zog.¹¹⁴ PHYLARCHOS sieht aufgrund eines Sakralgesetzes auch Syrakus „völlig in Luxus und Völlerei“ abgleiten, weil die Zeit zur Vorbereitung des Schmucks und passender Kleidung für religiöse Feste auf ein ganzes Jahr veranschlagt wurde.¹¹⁵ Und Kroton, Sybaris' große Konkurrentin, die ihre Gegnerin um 510 v. Chr. zerstörte, erlag nach Timaios mit seinen Bewohnern selbst dem luxuriösen und verschwenderischen Lebensstil.¹¹⁶

Der Philosoph im schäbigen Mantel und Frauen als Verursacherinnen männlicher Demoralisierung

Mit dem 1. Jh. n. Chr. sind es weniger die Historiker, sondern die Populärphilosophie, die sich des Themas bemächtigt. In den Reden des DION VON PRUSA (40–120 n. Chr.), Zeitgenosse PLUTARCHS und Schüler des griechisch schreibenden römischen Stoikers MUSONIUS,¹¹⁷ wird die über Jahrhunderte virulente Luxus- und darin verwobene ‚Textildebatte‘ in erstaunlicher Intensität aufgenommen.¹¹⁸ Ein abgetragenes, „ärmliches Gewand“¹¹⁹ wird unverzichtbares Zeichen einer als konsequent philosophisch proklamierten Daseinsform, die falsche Werte ablehnt. Man kann in diesem Sinne nicht Philosoph sein, ohne als solcher zu erscheinen.¹²⁰ Dies ist Teil einer Weltsicht wandernder Intellektueller, der Dion sich zeitweilig zugehörig fühlte, die diese spezifische Art des Auftretens beinhaltet, so JOHANNES HAHN und SOTERA FORNARO.¹²¹

Insbesondere in Dions Reden, die dem Duktus nach während seiner Verbannung entstanden, in der er „alle Entbehrungen auf sich genommen“ habe, geißelt er den Geist der ‚Verweichlichung‘ und weist als Wanderprediger kostbare Kleidung weit von sich.¹²² Spott und Anfeindungen hindern ihn nicht, sich unrasiert und in einem Mantel ohne Chiton¹²³ oder einem wertlosen, verschlissenen Mantel bekleidet zu erscheinen.¹²⁴ Vorbild ist ihm SOKRATES‘ Methode der Belehrung der Menschen, ihnen zu zeigen, dass sie das Glück dort suchen, wo es nicht ist, untrennbar verbunden mit dessen zwischen moralisch gefestigter Bedürfnislosigkeit und Verwahrlosung changierender Gewohnheit, den immer gleichen Mantel zu tragen.¹²⁵ Auch DIOGENES‘ (Mitte 4. Jh. v. Chr.) ärmlicher Habitus entspricht dem in idealer Weise.¹²⁶ Der Philosoph also in schäbiger Kleidung wird zum ‚Markenzeichen‘ des Guten schlechthin und muss sich so von der Masse „des gewöhnlichen Bürgers“ wie von falschen Philosophen abheben.¹²⁷ An ihrer Sorge um Annehmlichkeiten „in Essen und Kleidung“ erkenne man die nutzlosen Lobredner.¹²⁸ Von einem Mann dagegen, „der ungekämmt seine Kleider eng um den Leib geschlungen hat“,¹²⁹ seien keine Schmeicheleien

zu erwarten. Er müsse bittere Medizin gegen schwere Krankheiten verabreichen.¹³⁰

Üppige Gewänder sind ihm nicht nur Zeichen moralischer Verworfenheit, sondern des kulturellen Verfalls.¹³¹ In Tarsos sieht er dafür deutliche Zeichen. Die Stadt erwecke den Eindruck eines Bordells, die Bewohner den von Gewalttätern, Lüstlingen, Lustknaben und Ehebrechern, weibischen Männern, als hätte man ihnen die Eier abgeschnitten.¹³² Und wenn er ihnen das vorwerfe, sei das noch eine gelinde Medizin, viel sanfter, als es in ihrem Fall nötig sei.¹³³ Die Sitte der Rhodier dagegen, bei denen „niemand aufgeputzt durch die Stadt marschiert“, sieht er als vorbildlich an, die Art ihrer Kleidung¹³⁴ besäße für die Achtung, die sie genießen, „mehr Gewicht als ihre Häfen, Befestigungen und Werften“.¹³⁵

Die Kleidung der dortigen Frauen findet allerdings seine Zustimmung, da sie ihn an die „strenge Lebensweise alter Zeiten“ gemahnt. „Tracht und Gang sind derart“, führt er aus, „dass niemand auch nur ein kleines Stückchen von Gesicht und Körper sieht, und auch die Frauen selbst außer dem Weg nichts sehen“.¹³⁶ KARIN BLOMQUIST hat 1989 zu Recht darauf hingewiesen, dass hier die Männer angeklagt seien,¹³⁷ die komplett verhüllten Frauen, im heute oft diskutierten Ganzkörperschleier nicht unähnlich, dagegen Garantinnen althellenischen Einfachheit.¹³⁸ Das heißt jedoch nicht, dass Frauen generell den Anklagen Dions entgingen. In anderen Reden geraten sie nämlich – unverschleiert – durchaus als Verursacherinnen männlicher Demoralisierung in sein Visier.

In seiner Rede „Über Nessos und Deianeira“ lässt er sich zu einer neuen Deutung des Mythos anregen, nach der es nicht das Gift des Kentauren ist, das Herakles tötet, sondern die Annehmlichkeiten der Ehe, verbunden mit dem Kleidungsstil der Deianeira. Nessos habe sie nur zu überreden brauchen, den Helden von seinem harten Leben abzubringen, also „zugleich mit dem Gewand ... seine Lebensgewohnheiten [zu] ändern.“¹³⁹ Mit dem Ablegen des Löwenfells, dem Symbol des Heldentums, und dem Tragen des gewöhnlichen Gewandes,¹⁴⁰ dem Symbol der bequemen Lebensweise, wurde er von dieser abhängig und habe sie nicht mehr aufgeben können. Aus Verzweiflung darüber habe er sich selbst verbrannt.¹⁴¹ Das Gift

des rachsüchtigen Nessos auf realem textilem Trägermaterial, wie es noch SOPHOKLES darstellte, entfaltet, gelöst von seiner materiellen Substanz, sein zerstörerisches Potential im Ideellen. Das Gift, von dem Dion spricht, befindet sich nicht nur in der Hand der Frauen, sondern ihre Art zu leben selbst ist das Gift für den Helden, symbolisiert in ‚gewöhnlichen‘ Gewändern. Männer werden verweichlicht, ihre Moral unterminiert und letztlich selbst zerstört. Ein Herakles vor seinem moralischen Verfall war noch in der Lage, ohne Deianeiras Einfluss richtige Entscheidungen zu treffen. Die Weisheit, das „weiße Kleid der wahren Königsherrschaft“ und nicht das „vielfarbige Kleid der Tyrannis“ zu wählen, sei es gewesen, so Dion, die ihn zur Rettergestalt erhob.¹⁴² In seiner Rede über wahre Tugend schildert er diesen Herakles, der „keine Betten, Mäntel und Decken“ brauchte,¹⁴³ sich nicht um Kälte und Hitze scherte und – „ein schmutziges Fell umgehängt und nach Elend riechend“ – den Guten half und die Schlechten bestrafte. Der war in der Lage, den Thraker Diomedes, zu besiegen, der anders als Herakles ein „reichverziertes Gewand“ trug.¹⁴⁴

Damit gewinnen sowohl der Spott über Männer in Frauenkleidern aus klassischer Zeit als der hellenistischer Autoren über die Herrscher des Ostens, die sich dem textilen Luxus ergaben und untergingen, noch einmal eine neue Qualität. Er transformiert sich zur Anklage gegen die Ehefrau, die den Mann verzärtelt, wie es auch in ähnlich lautenden Klagen römischer Autoren der Kaiserzeit über die korrumpierende Wirkung der Ehe anklingt.¹⁴⁵ In Dions Verachtung ist die Bewunderung kunstvoll von Frauen hergestellter Kostbarkeit von Geweben, die einst als Ausdruck der *arete* eines Menschen und als Schmuck der Polis galten, eliminiert.¹⁴⁶ Dem paart sich die der technischen und kreativen Leistung bei der Herstellung der Textilien, die im griechischen Kulturraum über Jahrhunderte in der Hand der Frauen lag.¹⁴⁷ Zu Dions Zeit war, wie er mitteilt, Kleidung auf dem Markt erhältlich, ein „schöner Purpurmantel für zwei oder drei Minen beim Färber, und Bänder sogar für nur wenige Drachmen“.¹⁴⁸ Einen sackleinenartigen Mantel gewebt zu haben, wie Dion ihn zeitweise trug, wäre

dagegen auch kaum sonderlich erstrebenswert und kreativ gewesen.¹⁴⁹

Angesichts seiner Reduzierung auf das Raue, ließe sich annehmen, die Negation als solche erschiene ihm als Symbol des moralisch Guten als zureichend. Doch die Konzentration auf das äußere Attribut, den ärmlichen zerschlissenen *tribon*, birgt das Problem, dass er von jedem Beliebigen getragen werden kann. So erfordert das Zeichen der Alleinstellung ständige Demaskierung derjenigen, die es zu Unrecht als Fassade nutzen.¹⁵⁰ So kann also selbst der Versuch, frugalster Lebensweise durch ein ebensolches Gewand Ausdruck zu verleihen, täuschen und Lüge sein. Bekleidung wird Verkleidung, Tarnung, Symbol nur noch für etwas Verlorenes, wenn Dion sagt, auch „wenn wir scheinen wie die Alten, sind wir es nicht“. Und in der Konsequenz muss textile Zeichenhaftigkeit, die ehemals so klar umgrenzte kulturelle Identitäten und Feindbilder versinnbildlichte, überhaupt in Zweifel gezogen werden.

Resümee

‚Textile Sprache‘ hat sich über die Jahrhunderte im griechischen Denken bis weit hinein in die römische Zeit als virulent und aussagekräftig erwiesen. Sie vollzieht in erstaunlichem Maß soziale, politische und kulturelle Veränderungen mit, zeigt unterschiedliche Formen von Anpassungen und Feindbildentwicklungen. Zeichnete die archaische Zeit eine weitgehende Sicherheit über textile Visualisierung von Status durch kostbare Gewänder aus, und galten sie als Abgrenzung gegenüber einer unzivilisierten Welt, drängten in klassischer Zeit kulturelle und politische Abgrenzungsfragen im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Perserreich und der Ausformung demokratischer Strukturen in den Vordergrund. Das karge Männerkleid des kämpfenden Politen und das üppige, weich fallende Prachtgewand des Aristokraten wie des östlichen Despoten prallen als Antipoden aufeinander und beißender Spott ergießt sich über ‚verweichlichte‘ Männer in Frauenkleidern. Prächtige Gewänder von Frauen bleiben jedoch von diesem Konflikt ausgenommen, sind nach wie vor Schmuck der Polis, Zeichen von Prestige und der Wertschät-

zung weiblicher Kreativität. Gleichzeitig kommen jedoch Zweifel an der Zuverlässigkeit des textilen Zeichensystems auf.

In hellenistischer Zeit findet sich angesichts der vielschichtigen Begegnung mit einem exorbitanten textilen Reichtum durch die Eroberungen Alexanders des Großen eine Intensivierung der ‚Textildebatte‘, bevorzugt in der Geschichtsschreibung. Fragen nach kultureller und politischer Loyalität, ausgewiesen durch Kleidung, drängen in den Vordergrund und machen sich an persischen Elementen im ‚Kostüm‘ Alexanders fest. Indem sich im Zuge des Zerfalls des Alexanderreichs und der Diadochenstaaten sich das Unbestimmte der eigenen politischen und kulturellen Existenz verstärkt, weitet sich die Kritik zu Untergangsszenarien, in denen einst blühende Städte und Weltreiche mit wehenden Luxusgewändern Feinden zum Opfer fallen und in die Bedeutungslosigkeit abgleiten.

Als Teil oder auch parallel zu einer römischen Klage über eine demoralisierende Wirkung von Luxus nimmt die rigorose Ablehnung textiler Schönheit in der Moralphilosophie des ersten Jahrhunderts n. Chr. stark zu. Insbesondere in den Reden des DION VON PRUSA nimmt sie eine Intensität an, die sie selbst in der heißen Phase der Propagierung des kargen Soldatenkleids im 5. Jh. v. Chr. in Athen zu keiner Zeit besaß. Frauen ereilt sein vernichtendes Urteil in ihrer Funktion, für ‚gewöhnliche‘ Kleidung zuständig zu sein, die Männer verzärtelt und ihre Moral zerstört. Der ärmliche Mantel dagegen ist Kennzeichen des wahren Philosophen und des moralisch Guten. Die Dämonisierung von Kleiderluxus verliert so weitgehend sein politisches Objekt, wird zum amoralischen wie zersetzenden Merkmal des Einzelnen. Im Kampf um das Wahre, gegen Täuschung und Betrug verliert jedoch selbst der ärmliche *tribon* sein Potenzial, etwas positiv zu markieren und birgt die Gefahr, Blendwerk und Fassade zu sein. Dies zeigt einen vielschichtigen Auflösungs- und Umschichtungsprozess, angesichts des Absinkens der griechischen Welt in die politische Bedeutungslosigkeit. So scheint ein ganzes Gebäude an Symbolwerten zu zerfallen, das Jahrhunderte relativ fest gefügt überdauert hatte.

Anmerkungen:

- 1) Beide Verhüllungsformen verbinden sich in Debatten über Integration und kulturelle Vielfalt auf fatale Weise mit Überfremdungsphantasien und Islamphobien.
- 2) Auf das nahezu unbegrenzte kommunikative Potential von Textilien weisen die Sozialanthropologinnen A. B. Weiner, J. Schneider (Hgg.), *Cloth and Human Experience*, Washington, London 1989 hin.
- 3) A. Lurie, *The Language of Clothes*, New York 1983. Vgl. auch F. Muecke, „I Know You – By Your Rags“: *Costume and Disguise in Fifth-Century Drama*, in: *Antichthon* 11 (1982), 17-34.
- 4) Vgl. B. Wagner-Hasel, *Die Macht der Penelope. Zur Politik des Gewebes im homerischen Epos*, in: R. Faber, S. Lanwerd (Hgg.), *Kybele – Prophetin – Hexe: religiöse Frauenbilder und Weiblichkeitskonzeptionen*, Würzburg 1997, 127-146. Dies., *The Graces and Colour Weaving*, in: L. Llewellyn-Jones (Hg.), *Women's Dress in the Ancient World*, London 2002, 17-32. B. MacLachlan, *The Age of Grace. Charis in Early Greek Poetry*, Princeton 1993. Eine weniger glänzende Seite untersuchten E. Parisinou, *The „language“ of female hunting outfit in ancient Greece*, in: L. Llewellyn-Jones, *Women's Dress*, 55-72. H. van Wees, *Triling Tunics and Sheepskin Coats: Dress and status in Early Greece*, in: L. Cleland/M. Harlow/L. Llewellyn-Jones (Hgg.), *The Clothed Body in the Ancient World*, Oxford 2005, 44-51.
- 5) A. Geddes, *Rags and Riches: The Costume of Athenian Men in the Fifth Century*, in: *CQ* 37 (1987), 307-331.
- 6) M. C. Miller, *Athens and Persia in the fifth century BC. A study in cultural receptivity*, Cambridge 1997, bes. 153-187. Vgl. auch D. Graf, *Medism: The Origins and Significance of the Term*, in: *JHS* 104 (1984), 15-30. J. Balcer, *The Greeks and the Persians: The Process of Acculturation*, in: *Historia* 32 (1983), 257-267, 260.
- 7) Zur Rolle der Architektur W. Dahlheim, *Die griechisch-römische Antike. Band II, Rom*, Paderborn 1992, 226-228. B. Wagner-Hasel, *Verschwendung und Politik. Zur politischen Semantik des Luxuskonsums in der späten Republik und frühen Kaiserzeit*, in: *Historische Anthropologie* 3 (2002), 325-353 zu Tafelluxus.
- 8) S. P. Morris, *Daidalos and the Origins of the Greek Art*, Princeton 1992, 272, 289 wies überzeugend auf diese materielle Übermacht hin. Sie betonte zudem, dass die Haltung gegenüber Persien, abgesehen von der Kleidung, nie völlig eindeutig war. Vgl. auch L. Kurke, *The Politics of*

- ‘abrosyne in Archaic Greece, in: CQ 11 (1992). P. Briant, History and Ideology: The Greeks and Persian Decadence, in: T. Harrison (Hg.), Greeks and Barbarians, New York 2002, bes. 193-210. J. Wiesehöfer, „Persien, der faszinierende Feind der Griechen“: Gütertausch und Kulturtransfer in achaimenidischer Zeit, in: R. Rollinger, C. Ulf (Hg.), Commerce and monetary systems in the ancient world, Stuttgart 2004, 295-309.
- 9) ἐσθητά τε μεδικήν. Hdt. 6, 112. Zitate nach: Herodot, Historien, Übers. A. Horneffer, Stuttgart 1971.
 - 10) R. Bernhardt, Luxuskritik und Aufwandsbeschränkungen in der griechischen Welt, Stuttgart 2003.
 - 11) M. Espagne, Der theoretische Stand der Kulturtransferforschung, in: W. Schmale (Hg.), Kulturtransfer. Kulturelle Praxis im 16. Jahrhundert, Innsbruck 2003, 63-76.
 - 12) Vgl. W. Nippel, Griechen, Barbaren und „Wilde“, Frankfurt am Main 1990, dort: Ethnographie und Anthropologie bei Herodot, 11-55.
 - 13) σκυθικὴν στολήν ... ἑλληνίδα ἐσθητα.
 - 14) Hdt. 4, 78-80.
 - 15) Die Komödie wurde im Jahr 422 v. Chr. in Athen aufgeführt. Aristoph. Wesp. 1122-1155. περσιδ’ ... καυνάκη. Vers 1137.
 - 16) Vgl. W. Schmitz, Kleon, in: DNP 6 (1999), 582. Chr. Mann, Die Demagogen und das Volk, Zur politischen Kommunikation im Athen des 5. Jh. v. Ch., Berlin 2007.
 - 17) Aristoph. Wesp. 1159-60.
 - 18) μηδικὰς ἐνδύομενος. Thuk. 1, 130, 1. Zitate nach: Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges, Übers. G. P. Landmann, Zürich, München 1976.
 - 19) T. Hölscher, Feindwelten – Glückswelten: Perser, Kentaurer und Amazonen, in: Ders. (Hg.): Gegenwelten zu den Kulturen Griechenlands und Roms in der Antike, München/Leipzig 2000, 308ff. spricht davon, dass einigen vermögenden Athenern der Orient nicht Feindbild, sondern faszinierende Außenwelt war. Vgl. auch Wiesehöfer, Persien, 302f. Balcer, The Greeks, 260f. hält den Eindruck einer Persianisierung für gänzlich unzutreffend, nicht vor allem Persisches den Osten beeinflusst. Dennoch habe eine Obsession der Griechen in Bezug auf die Perser bestanden.
 - 20) Xen. Oik. 10, 2-8. Zu Purpur vgl. M. Reinhold, History of Purple as a Status Symbol of Antiquity, Brüssel 1970, H. Stulz, Die Farbe Purpur im frühen Griechentum, Stuttgart, Leipzig 1990 und H. Blum, Purpur als Statussymbol in der griechischen Welt, Bonn 1998.
 - 21) St. Johnstone, Virtuous Toil, Vicious Work: Xenophon on Aristocratic Style, in: CPh 89 (1994), 219-240.
 - 22) Platon Prot. 342 b-c und Demosthenes 54, 34. Vgl. E. Schuppe: Tribon, in RE VI/A (1937), 2415-2419. R. Hirschmann, Tribon, in: DNP 12/1 (2002), 794-795. Zur Idealisierung spartanischer Kleidung E. David, Dress in Spartan Society, in: AncW 19 (1989), 3-13, bes. 8. Geddes, Rags and Riches, 309.
 - 23) Od. 3, 346-355.
 - 24) Aristoph. Thesm. 147. Vgl. F. I. Zeitlin, Travesties of Gender and Genre in Aristophanes „Thesmothiazusai“, in: H. P. Foley (Hg.), Reflections on Women in Antiquity, New York u.a. 1983, 169-217. L. K. Taaffe, Aristophanes and Women, London 1993, 79-87.
 - 25) ποδαπὸς ὁ γύννις τίς πάτρα, τίς ἡ στολή. Aischyl. Frg. 61 TrGF III. Die Lieder des Bakchylides. 2. Teil: Dithyramben und Fragmente, Text, Übers. und Komm. von H. Maehler, Leiden, New York, Köln 1997, 235. Vgl. K. Waldner, Dionysos. „Die Locken lang, ein halbes Weib?“, in: Metis: Moderne Antike – Antike modern (1998) 14, 105-113.
 - 26) Das Drama wurde im Frühjahr 406 v. Chr. aufgeführt. Eur. Bakchen 453-459.
 - 27) Die Komödie wurde im Spätherbst 411 v. Chr. aufgeführt. Aristoph. Thesm. 136. Vgl. Geddes, Rags and Riches, 309.
 - 28) χιτῶνα πορφύρεον. Die erste Frage an den Herold, der von Theseus’ Taten berichtet, ist genau danach: „Wer, sagt er, ist dieser Mann, und woher? / Was für Kleidung trägt er?“ ...τίνα τε στολὰν ἔχοντα. Bakchyl. 18, 31-32.
 - 29) χιτῶνάς τε λινοῦς. Thuk. 1, 6, 4. Geddes, Rags and Riches, 307 weist auf Aristophanes Hipp. 1325 u. 1331 hin, die Marathonkämpfer seien noch nach „alter Mode“ – ἀρχαίῳ σχήματι λαμπρός – gekleidet gewesen.
 - 30) Es handelt sich um eine Serie von knapp fünfzig Vasen. Vgl. S. D. Price, Anacreontic Vases Reconsidered, in: Greek, Roman and Byzantine Studies 31 (1990), 133-175, bes. 134f. und 137ff. Kurke, Politics of ‘abrosyne, 97f. möchte anders als Price keine Diffamierung der Luxuskleidung als Frauenkleidung erkennen.
 - 31) A. Alföldi, Gewaltherrscher und Theaterkönig, in: K. Weitzmann (Hg.), Late Classical and Mediaeval Studies in Honor of Albert Mathias Friend Jr., Princeton 1955, 15-55, 24. Er flicht in seine interessanten Beobachtungen eine unzulässige

- Diffamierung ein, wenn er von „fremdartig-abstossende(m) Pomp“ und „Entartung“ spricht, Ders. 37 und 38. B. Hutzfeldt, *Das Bild der Perser in der griechischen Dichtung des 5. vorchristlichen Jahrhunderts*, Wiesbaden 1999, ist dagegen zu dem Ergebnis gekommen, die Tragödien zeichneten ein differenziertes Bild der Perser. Ebenso Miller, *Athens and Persia*, 153-187.
- 32) Abwesenheit von Kleidung symbolisiert nicht nur als ‚heroische Nacktheit‘ das Ideal des trainierten männlichen Körpers, wie von C. Sourvinou-Inwood, „Reading“ Greek Death. To the End of the Classical Period, Oxford 1995, 235ff. und L. Thommen, Nacktheit und Zivilisationsprozeß in Griechenland, in: *Historische Anthropologie* 4 (1996) 435-450, dargelegt. Sie verweist auf die Verletzlichkeit und Sterblichkeit, die diese für die Jugendlichen neue Welt kennzeichnet, wie K. Waldner, *Geburt und Hochzeit des Kriegers. Geschlechterdifferenz und Initiation in Mythos und Ritual der griechischen Polis*, Berlin 2000, 142-145, bes. 143 darlegt.
- 33) Frauen wirken an nonverbaler Kommunikation nicht nur als Trägerinnen von Gewändern, sondern auch als Produzentinnen des textilen Materials mit. Vgl. R. Reuthner, *Wer webte Athenes Gewänder? Die Arbeit von Frauen im antiken Griechenland*, Frankfurt am Main, New York 2006, Teil III.
- 34) χλανίσκια ... μαλακοὶ χιτωνίσκοι. Aischines gegen Tim. 131.
- 35) Solche Gewänder begegnen vermehrt in der attischen Vasenmalerei ab 420 v. Chr. Vgl. I. Wehgartner, *Das Ideal maßvoller Liebe auf einem attischen Vasenbild*, in: *JdAI* 102 (1987), 185-197.
- 36) Wehgartner, *attisches Vasenbild*, 193. Miller, *Athens and Persia*, 255f. Zu anderen Deutungen ‚idyllischer‘ Bilder in dieser Zeit Wehgartner, *attisches Vasenbild*, 186. Bloch, *Eunomia, Personifikation der Wohlgesetzlichkeit*, in: *DNP* (1998), 255.
- 37) Zu Prodikos vgl. M. Narcy, *Prodikos aus Keos*, in: *DNP* 10 (2001), 370-371.
- 38) ἐσθῆτι δὲ λευκῇ ... ἐσθῆτα ... διαλάμποι. Xen. Mem. 2, 1, 21-33, hier 22. Zitate nach: Xenophon, *Erinnerungen an Sokrates*, Übers. und Anm. von R. Preiswerk, Stuttgart 1992.
- 39) Zu Heirat als politischer Inszenierung der Polis B. Wagner-Hasel, *Ehe II: Griechenland*, in: *DNP*, 3 (1997), 893-895. Dies., *Brautgut oder Mitgift? Das textile Heiratsgut in den Solonischen Aufwandsbestimmungen*, in: B. Hildebrandt, C. Veit (Hg.), *Der Wert der Dinge – Güter im Prestigediskurs*, München 2009, 170. E. Hartmann, *Heirat, Hetären- und Konkubinat im klassischen Athen*, Frankfurt am Main 2002, Teil II. und III.
- 40) Ἐρινύων ἐσθῆτα. Lykophon 1137.
- 41) F. Lissarrague, *Frauenbilder. Weiblichkeitsmodelle der Antike*, in: P. Schmitt-Pantel (Hg.) *Antike*, Frankfurt am Main, New York 1993, 177-254, erwähnt mehr als 70 Vasen, die Gruppen von Frauen in festlichen Gewändern zeigen. Vgl. auch E. D. Reeder (Hg.), *Pandora. Women in Classical Greece*, Princeton NJ 1995.
- 42) χιτῶν στύππινος, χιτωνίσκος στύππινος. IG2. Zu Weihgaben Reuthner, *Athenes Gewänder*, 268-290.
- 43) τρίχη πέπλων. Eur. El. 185. Ein weiteres Zeichen ist ihr ungepflegtes, schmutziges Haar.
- 44) B. Wagner-Hasel, *Brautgut*, 143-181.
- 45) Plut. Aristeides 1, 1-2.
- 46) Sokrates' Vorliebe für einen wertlosen Mantel. ἱμάτιον ... φαῦλον. Xen. Mem. 1, 6, 2 und 6-7.
- 47) Reuthner, *Athenes Gewänder*, Teil III. 2-3.
- 48) Zahlreiche Autoren begannen zumeist als Teilnehmer des Alexanderzugs mit ihren Aufzeichnungen, deren Berichte erst in späterer Überlieferung erhalten sind, so im Buch sieben der „Historischen Bibliothek“ Diodors (1. Jh. v. Chr.) und der Alexandergeschichte des Flavius Arrianus, eines hohen Verwaltungsbeamten unter Hadrian (2. Jh. n. Chr.). Hinzu kommt die 44 Bücher umfassende Weltgeschichte des romanisierten Galliers Pompeius Trogus (1. Jh. v. Chr.), im Auszug des M. Iunianus Justinus (3. Jh. n. Chr.), und die Alexandergeschichte des Curtius Rufus (1./2. Jh. n. Chr.), die einzige in lateinischer Sprache. Vgl. K. Meister, *Die griechische Geschichtsschreibung. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus*, Stuttgart u.a. 1990, 95-128. P. Goukowski, *Die Alexanderhistoriker*, Ü. H. Froesch, in: J. M. Alonso-Nunez (Hg.), *Geschichtsbild und Geschichtsdenken im Altertum*, Darmstadt 1991, 136-165. G. Schepens, *Das Alexanderbild in den Historikerfragmenten*, in: W. Schuller (Hg.), *Politische Theorie und Praxis im Altertum*, Darmstadt 1998, 85-99.
- 49) Vorwürfe, es mangle an ‚harten Fakten‘, wie von Meister, *Geschichtsschreibung*, 96ff. und 101 u.a. zu Duris von Samos und 112f. zu Ephippos von Olynth, schon von Polybios formuliert, treffen kaum ins Schwarze, so A. Dihle, *Griechische Literaturgeschichte. Von Homer bis zum Hellenismus*, München 1998, 327-338, bes. 328f., da sich diese Autoren „literarisch-psychagogische“ Ziele setzten. Schepens, *Alexanderbild* 1998, 95ff. sieht die Zuverlässigkeit dieser Überlieferung jedoch recht positiv.

- 50) Es ist unmöglich, hier der Vielzahl der Studien zum Thema gerecht zu werden. Wesentliche Beiträge hierzu B. Funck, H.-J. Gehrke, Akkulturation und politische Ordnung im Hellenismus. Eine erste Bilanz, in: B. Funck (Hg.), Hellenismus. Beiträge zur Erforschung von Akkulturation und politischer Ordnung in den Staaten des hellenistischen Zeitalters, Tübingen 1996, 1-10. Skepsis gegenüber dem Begriff ‚Hellenisierungspolitik‘ als intentionale Verbreitung griechischer Kulturelemente äußern F. P. Mittag, Antiochos IV. Ephialtes. Eine politische Biographie, Berlin 2006, 429 und S. M. Sherwin-White, A. Kurth (Hg.), Hellenismus in the East. The Interaction of Greek and non-Greek civilizations from Syria to Central Asia after Alexander, London 1987.
- 51) E. Neuffer, Das Kostüm Alexanders des Großen, Gießen 1929 und Alföldi, Gewaltherrscher haben umfangreiche realienhistorische Studien dazu vorgelegt. Vgl. jetzt A. F. Stewart, Faces of Power: Alexander’s image and the Hellenistic world, Berkeley 1993. A. B. Bosworth, E. J. Baynham (Hg.), Alexander the Great in Fact and Fiction, Oxford 2000. D. Ogden, Hellenistic World: New perspectives 2002.
- 52) So von Onesikritos (etwa 375–290 v. Chr.), dem Obersteuermann Alexanders, wie bei Strabon 15. 1,64-65 berichtet. Zu Onesikritos, der zunächst im literarisch-philosophischen Gefolge am Feldzug Alexanders teilnahm, vgl. Meister, Geschichtsschreibung 108ff.
- 53) Für Lykophron, den alexandrinischen Gelehrten des 3. Jh. v. Chr., war Alexander der „Löwe aus dem Stamme des Aiakos und Dardanos“. Lykophron, Alexandra 1440.
- 54) Diodor 40, 4. Vgl. Dahlheim, Rom, 192.
- 55) χλαμύδια τε πορφυράν ... χιτῶνα μεσόλευκον. Ephippos bei Athen. 12, 537e-f. Vgl. Neuffer, Kostüm, 10ff. Blum, Purpur als Statussymbol, 191ff.
- 56) ἱεράς ἐσθήτας. Ephippos bei Athen. 12, 537d-f.
- 57) περσικαῖς στολαῖς. Duris bei Athen. 12, 535f.
- 58) περσικὴν τρυφὴν ... πολυτέλειαν τῶν Ἀσιανῶν βασιλέων. Diod. 17, 77, 1-3 und 5. Zitate nach: Diodoros, Griechische Weltgeschichte, Buch 17. Übers. O. Veh, Stuttgart 2009. Er habe das persische Diadem aufgesetzt und sich mit einem „weißen Gewand mit Purpurstreifen“ und „persischem Gürtel“ bekleidet. ... διάλευκεν ἐνεδύσατο χιτῶνα καὶ τὴν Περσικὴν ζώνην. Diod. 17, 77, 5.
- 59) Diod. 17, 77, 1-3 berichtet, Thalestris habe sich in Begleitung ihrer bewaffneten Amazonen bei ihm eingefunden und Alexander vorgeschlagen, „ein gemeinsames Kind zu zeugen“. Er habe ihr hocheifrig „dreizehn Tage lang beigewohnt“ und sie mit Geschenken entlassen. Er greift damit die Erzählung des Onesikritos auf, die schon Chares von Mytilene, der ebenfalls in der engsten Umgebung Alexanders am Asienfeldzug teilnahm, als Erfindung bezeichnete. Kritik des Chares bei Plut. Alex. 46.
- 60) Zeitgleich erwähnt auch Pompeius Trogus in seiner „Weltgeschichte“ = Justin 12, 3, 8ff. und 4, 1-3 den Besuch der Amazonenkönigin, um eine scharfe Kritik am Gewandwechsel anzuschließen.
- 61) Vgl. B. Wagner-Hasel, Männerfeindliche Jungfrauen. Ein kritischer Blick auf Amazonen in Mythos und Geschichte, in: Fem. Stud. 1 (1989), 86-105. J. H. Blok, The Early Amazons. Modern and Ancient Perspectives on a Persistent Myth, Leiden, New York, Köln 1995.
- 62) Plut. Alex. 45, 1-2 und Mor. 329f-330a. Zu Eratosthenes vgl. Meister, Geschichtsschreibung, 190f. Zitate nach der Ü. von K. Ziegler, Plutarch, Große Griechen und Römer, 6 Bände, Zürich, Stuttgart 1954-1966.
- 63) περσικὴν ζώνην ... διάλευκον χιτῶνα. Plut. Alex. 51, 5.
- 64) Zur Ermordung des Kleitos vgl. S. Lauffer, Alexander der Große, München 1978, 130ff., der die Schuld bei Kleitos sucht.
- 65) μηδικὴν στολήν. Arrian Anab. 7, 6, 2. Alexander hatte ihnen Unverständnis für seine jahrelange Aufopferung vorgeworfen, als Dank habe er lediglich den Purpurmantel und das Diadem – ποφύρα καὶ τὸ διάδημα – beansprucht. Arrian Anab 7, 9, 9. Zu Arrian vgl. Meister, Geschichtsschreibung 102ff. Zitate nach: Flavius Arrianos, Der Alexanderzug. Indische Geschichte, Teil 1-2, gr./dt. von G. Wirth und O. von Hinüber, München 1985.
- 66) Arrian Anab. 4, 7, 4.
- 67) Ephippos bei Athen. 12, 537d-f.
- 68) Plut. Alex. 58.
- 69) Ailian, zwar lateinischer Muttersprache, beherrschte die attizistische Literatursprache so vollkommen, dass er Sammlungen griechischer literarischer Quellen, „Varia Historia“, zusammenstellen konnte. Vgl. A. Dihle, Die griechische und lateinische Literatur der Kaiserzeit. München 1989, 245.
- 70) Alföldi, Gewaltherrscher, 24.
- 71) Herakleides aus Kyme bezeichnet diese als ‚Apfelträger‘, die am persischen Hof als Leibgardienten und an den Dornen ihrer Speerschäfte goldene Äpfel aufgesteckt hatten. Nach Athen. 12, 514b.

- 72) Phylarchos bei Athen. 12, 539 d-f. Meister, *Geschichtsschreibung*, 100f. bewertet die Glaubwürdigkeit dieser Berichte jedoch als gering.
- 73) περιπορφύρους στολάς. Diod. 17, 77, 4-5.
- 74) Nach Athen. 12, 539e-f und 540a.
- 75) Chares bei Athen. 12, 538b-539a. Zu Chares vgl. Meister, *Geschichtsschreibung*, 107f.
- 76) στολή γαμικῆ.
- 77) πολυτελῶς καὶ μεγαλοπρεπῶς ἱματίοις τε καὶ ὀθονίοις πολυτελέσιν, ὑπὸ δὲ ταῦτα πορφυροῖς καὶ φοινικοῖς χρυσοφύεσιν ... Chares bei Athen. 12, 538c-d. Von leuchtend purpurfarbenen, wertvollen ‚barbarischen‘ Geweben auf Klingen mit Silberfüßen schreibt Ailian Var. *Hist* 8, 7.
- 78) Chares bei Athen. 12, 538e.
- 79) Arrian *Anab.* 7, 4, 4-8 beschränkt sich darauf, die Beteiligten namentlich zu erwähnen. Diodor 17, 107, 6 teilt lediglich den Sachverhalt mit und und Plutarch *Alex.* 70, 3 erwähnt 9000 zum Mahl Geladene.
- 80) Arrian *Anab.* 7, 6, 2.
- 81) πορφύραν ἀποστείλωσιν ... ἑταίρους ἅπαντας ἀλοπυργὰς ἐνδύσαι στολάς. Phylarchos bei Athen. 12, 540a.
- 82) Homer spricht in der *Ilias* 5, 83 von πορφύρεος θάνατος.
- 83) ὑποτιθεμένων ψιλοταπίδων σαρδιανῶν. Herakleides bei Athen. 12, 514c in seiner „Geschichte Persiens“. Der dort erwähnte Kleitos ist nicht identisch mit dem von Alexander im Streit getöteten.
- 84) Phylarchos und Agatharchides bei Athen. 12, 539c. Zu Agatharchides vgl. Dihle, *griechische und lateinische Literatur*, 163.
- 85) πορφύρας πατῶν. Aisch. *Ag.* 919-957. Vgl. Blum, *Purpur als Statussymbol*, 160. Bernhardt, *Luxuskritik*, 125f. G. Crane, *Politics of Consumptions and Generosity in the Scene of the Agamemnon*, in: *Classical Philology* 88 (1993), 117-136 deutet diese Szene als symbolische Zerstörung von Reichtum.
- 86) Athenaios, der im ägyptischen Naukratis geborene Grieche, bewahrte wertvolles Material aus der Bibliothek in Alexandria. Vgl. Dihle, *griechische und lateinische Literatur*, 354. Ob die Debatte über textilen Luxus tatsächlich Umfang und Stellenwert besaß, wie es sein Zitatenswald, bevorzugt im zwölften Buch des „Gastmahls der Gelehrten“, nahe legt, lässt sich in Unkenntnis der letztgültigen Auswahlkriterien und angesichts der großen Verluste antiker Schriftzeugnisse nur schwer beurteilen.
- 87) Kallixenos von Rhodos in der „Geschichte Alexandrias“ bei Athen. 5, 196b-197b. Der Festzug bei Athen. 5, 197e-203b. Zur Datierung H.-J. Gehrke, *Geschichte des Hellenismus*, München 1990, 100ff.
- 88) Die Geschichte einer Abfolge von Weltreichen hat erste Wurzeln in der Geschichtsschreibung Herodots, wonach die Macht von den Assyrern auf die Meder und von diesen auf die Perser übergang, ohne dass er jedoch die Ursache in Luxus und Verweichlichung suchte. Vgl. J. M. Alonso-Nunez, *Die Abfolge der Weltreiche bei Polybios und Dionysios von Halikarnassos*, in: *Historia* 32 (1983), 411-426.
- 89) ἱμάτια ... ποικιλία. Plat. *Politeia* 372d-373e.
- 90) ἐσθήτός τε καὶ διαίτης. Klearchos bei Athen. 12, 524c-d.
- 91) Für Anakreon nach Athen. 15, 690c stand die lydische Lebensart – λυδοπαθῆς – für eine positiv besetzte Lebensweise – ἠδοπαθῆς.
- 92) κιθῶνας ὑποδύειν τοῖσι ἔμαι. *Hdt.* 1, 155 und 1, 156. Ü Horneffer.
- 93) ἐν πορφύρα κειμένου καὶ ταῖς γυναιξίν ἐν τοῖς ἰστοῖς συνταλασιουργοῦντος. Klearchos bei Athen. 12, 516a-b. Vgl. B. Wagner-Hasel, *Herakles und Omphale im Rollentausch: Mythologie und Politik in der Antike*, in: H. Wunder, G. Engel (Hgg.), *Geschlechterperspektiven*, Königstein 1998, 205-228.
- 94) Vgl. Wiesehöfer, *Persien* 303. Hölscher, *Feindwelten*, 287-320.
- 95) Ktesias bei Athen. 12, 528e-f.
- 96) ... κεκοσμημένον γυναικιστί καὶ μετὰ τῶν παλλακίδων ζαίνοντα πορφύραν ... γυναικείαν δὲ στολήν ἔχοντα καὶ κατεξυρημένον τὸν πώγωνα καὶ κατακεκισηρισμένον. Athen. 12, 528f-529a. Vgl. J. Renger, *Sardanapal*, in: *DNP* 11 (2001), 54. R. Bernhardt, *Sardanapal – Urbild des lasterhaften orientalischen Despoten*, in: *Tyche* 24 (2009), 1-24.
- 97) ἱμάτια καὶ πορφύρας καὶ στολάς καὶ παντοδυπὰς ἔπειτα ὑφάσαι ἐκέλευσε τὴν πυράν ... Athen. 12, 529c.
- 98) στολή χρῆσθαι γυναικεία καὶ κόσμῳ. Ktesias bei Athen. 12, 530d.
- 99) ἀνθινὴ ἐσθῆς. Mnaseas bei Athen. 12, 530c.
- 100) Herakleides aus Pontos bei Athen. 12, 526a.
- 101) Phylarchos bei Athen. 12, 526a-d.
- 102) ἀβροσύνας δὲ μαθόντες ἀνωφελέας παρὰ Λυδῶν. Xenophanes bei Athen. 12, 526a.
- 103) ... εἰς ἀγορὴν παναλουργέα φάρε' ἔχοντες οὐ μείους ὥσπερ χίλιοι, Xenophanes bei Athen., 12, 526a-b. Zu Xenophanes vgl. Dihle, *Griechische Literaturgeschichte*, 98-100.

- 104) χιλίους φησὶν ἄνδρας αὐτῶν ἀλουργεῖς φοροῦντας στολὰς ἀστυπολεῖν. Theopomp bei Athen. 12, 526c.
- 105) Theopomp bei Athen. 12, 526 c-d. Dasselbe berichte auch Diogenes aus Babylon in seinen „Gesetzen“.
- 106) Klearchos bei Athen. 12, 524 c-f. Auch der Historiker Ephoros (4. Jh. v. Chr.) bei Athen. 12, 523 e-f führt dies auf ihre Verschwendungssucht zurück. Und Herakleides aus Pontos berichtet in seinem Buch „Über die Gerechtigkeit“, bei Athen. 12, 523e-524b, von grausamen Entgleisungen des blutigen Bürgerkriegs zwischen den Reichen und dem Demos im 6. Jh. v. Chr., zu dem es aufgrund des verschwenderischen Lebensstils und der Feindschaft unter den Bürgern kam.
- 107) „In dieser Zeit konnten sie Städte am Hellespont gründen und besiedelten die Küsten des Schwarzen Meeres mit glanzvollen Niederlassungen“, so Ephoros bei Athen. 12, 523 e.
- 108) ... βαπτῶν ἱματίων ... Teils seien sie veilchenfarben, purpur- und safranfarben, apfelfarben oder weiß, violett oder hyazinthenfarben, feuerrot und meerfarben. Zudem verwendeten die Ephesier Gewänder mit kunstvoll eingewebten Rauten- und Tiermustern, wertvolle dichtgewebte persische oder in Korinth gefertigte Umhänge. Die persischen καλασίρεις seien mit Goldkörnern besetzt, von Purpurfäden festgehalten. Demokrit bei Athen. 12, 525c-e.
- 109) Athen. 12, 525e. Es spricht jedoch nicht nur Abscheu gegen Üppigkeit und Verschwendung aus dieser Schilderung, sondern eine dezidierte Kenntnis sowohl der unterschiedlichen textilen Qualitäten als auch ihrer enormen Farbenvielfalt.
- 110) τρυφεραμπεχόνων ἄβρὸς ἡδυπαθῆς ὄχλος ὤρηται. Antiphanes bei Athen. 12, 526d.
- 111) ἱμάτια Μιλησίων ἐρίων πεποιημένα.
- 112) ... κροκωτοὺς ἐπὶ τοῖς θώραξι. Timaios bei Athen. 12, 519b-c.
- 113) ἀλουργίδες. Timaios bei Athen. 12, 518e.
- 114) τρυφῆς ἱμάτιον τοιοῦτον τῇ πολυτέλεια. Athen. 12, 541a-b. Das Himation wird ebenfalls in den den Aristoteles zugeschriebenen Mirabilia geschildert, die ins 3. Jh. v. Chr. datiert werden. Arist. Mir. Ausc. 96, 838a 15-26. Vgl. Aristoteles, Werke in deutscher Übersetzung, Bd. 18 II, Mirabilia, übersetzt von H. Flashar, Darmstadt 1972, Verfasserfrage und Datierung, 200-207. Als Quelle des Aristoteles wird Timaios (4. Jh.) vermutet, so Flashar, Verfasserfrage, 115f. Zum Himation P. Jacobsthal, A Sybarite Himation, in: JHS 58 (1938), 205-216.
- 115) Phylarchos bei Athen. 12, 521c.
- 116) Timaios bei Athen. 12, 522a und Diog. Laert. 8, 63.
- 117) Der im kleinasiatischen Prusa geborene Dion wurde posthum seiner eloquenten Rede wegen mit dem Beinamen Chrysostomos bedacht. Vgl. G. Walser, Dion [3], in DNP 3 (1997), 621-622. S. Swain, Dio's Life and Works, in: S. Swain (Hg.), Dio Chrysostom. Politics, Letters, and Philosophie, Oxford 2000, 1-8. Zitate nach: Dion Chrysostomos, Sämtliche Reden, eingel., übers. und erl. von W. Elliger, Zürich, Stuttgart 1967.
- 118) Sallust Jug. 41 etwa sah die römische Republik durch Luxus und Habgier aufs höchste gefährdet. Vgl. Beate Wagner Hasel, Verschwendung und Politik. Zur politischen Semantik des Luxuskonsums in der späten Republik und frühen Kaiserzeit, in: Historische Anthropologie 3 (2002), 325-353.
- 119) στολήν τε ταπεινήν. Dion Chrys. 13, 10.
- 120) Dion Chrys. 31, 162 und 163. Fornaro, Wahre und falsche Philosophen in Dions Werk und Zeit, in: Nesselrath (Hg.), Dion von Prusa, 171, siehe auch 165 und 175. Hahn, Das Auftreten und Wirken von Philosophen im gesellschaftlichen und politischen Leben des Prinzipats, in: H.-G. Nesselrath (Hg.), Dion von Prusa. Der Philosoph und sein Bild, Tübingen 2009, bes. 246-248.
- 121) Neben Gesten, Körperhaltung, Sprechweise und Haarwuchs beinhaltet dies die Art, sich zu kleiden, so J. Hahn, Auftreten und Wirken, 241-258, 249 und S. Fornaro, Wahre und falsche Philosophen, 163-182, 164f. Anders als etablierte Philosophen der Oberschicht, die ihr Publikum in Hörsälen fanden, suchte sich eine Vielzahl wandernder Intellektueller, die sich als Philosophen proklamierten wie Dion, ihr Auditorium auf der Straße. Die Redner wetteiferten bei Massenveranstaltungen und religiösen Festen, in Stadien und auf Tribünen, in städtischen Ratsversammlungen und Tempeln miteinander. Vgl. Fornaro, Wahre und falsche Philosophen, 165. Hahn, Auftreten und Wirken, 252ff. betont die Ähnlichkeit in der Radikalität der Lebensweise mit den späteren christlichen Asketen.
- 122) Als Sohn der Elite in seiner Heimatstadt Prusa in der römischen Provinz Bithynien traf ihn in den 80er Jahren ein Verbannungsurteil des Kaisers Domitian, das ihm bis zu dessen Tode 96 n. Chr. Italien und seine Heimatprovinz verschloss. Vgl. C. P. Jones, The Roman World of Dio Chrysostom, Cambridge Mass. 1978, 45-55. Walser, Dion 1997.

- 123) ἀχίτωνα ἐν ἱματίῳ. Dion Chrys. 72, 2. Einem Seemann, einem Bauern oder einem Hirten gestehe man es zu, klagt er, kein Untergewand unter dem Umhang oder ein kurzes ärmelloses Gewand – μόνον χιτῶνα ... γεοργοῦ στολήν ... ἐξωμίδα ... Dion Chrys. 72, 1 – zu tragen, da man der Meinung sei, dies passe jeweils zu dem, der eine bestimmte Tätigkeit ausübt. Man verlache oder beschimpfe aber die, die man Philosophen nennt – τοῖς καλουμένοις φιλοσόφοις – wie es Kinder tun, die niemanden gern in der Aufmachung eines Lehrers sehen. Dion Chrys. 72, 2.
- 124) Οὐδείς οὐδαμόθεν ἐν τριβωνίῳ φαυλῶ. Dion Chrys. 32, 22.
- 125) Xen. Mem. 1, 6, 2 und 6-7. Auch Epiktet (Unterredungen 3, 22, 25) identifiziert den idealen Philosophen mit dem in einen verschlissenen Mantel gehüllten und nur mit Ranzen und Stock ausgerüsteten Kyniker, der ein Aufklärer der Menschen (κατάσκοπος) sein will. Vgl. Fornaro, Wahre und falsche Philosophen, 173.
- 126) Auch er trage im Sommer wie im Winter nur einen einzigen Mantel – ἱμάτιον δὲ ἔν ἐξήρκει τοῦ θέρους αὐτῷ καὶ τοῦ χειμῶνος. Dion Chrys. 6, 14.
- 127) Es gebe nur „eine Kleidung des Philosophen“ – στολή ἐτέρα μὲν τοῦ φιλοσοφούντος. Dion Chrys. 70, 8 und 72, 2.
- 128) ... ἐν τροφαῖς, ἐν ἐσθήσι. Dion Chrys. 33, 13.
- 129) Dion Chrys. 33, 14.
- 130) Dion Chrys. 34, 8. Er vergleicht sich mit dem in alte Fetzen gehüllten Odysseus (Od. 4, 245), der nach Ithaka zurückkehrt und den ‚Stall‘ der Freier ausmistet, in Lumpen gekleidet wie ein Sklave – σπεῖρα κάκ’ – Dion Chrys. 33, 14-15.
- 131) Große Reiche und Städte seien deshalb untergegangen. Nicht zuletzt die Makedonen, die für ihre schlichte Bekleidung – ῥάκη – bekannt waren, dann jedoch die purpurnen Gewänder und Teppiche der Perser – ἀλουργίδες καὶ Μηδικὴ τράπεζα ... übernahmen. Dion Chrys. 33, 25-26.
- 132) Dion Chrys. 33, 36. ὕβριστής ... κίναϊδος ... μοιχός Dion Chrys. 33, 54. ἀνδρογύνων. Dion Chrys. 33, 38. Vgl. Jones 1978, 73.
- 133) Dion Chrys. 33, 44. Und er warnt: „Glaubt nur nicht, Sturmböcke, Mauerbrecher und die übrigen Kriegsmaschinen leisteten geringere Zerstörungsarbeit als die Verschwendungssucht, mag man nun an den Fall eines Menschen oder an den einer Stadt denken“. Dion Chrys. 33, 28.
- 134) ἐσθήτος ὁ τρόπος. Dion Chrys. 31, 162.
- 135) Dion Chrys. 31, 163, auch 32, 52 und 32, 54. „Denn eine Stadt“, fährt er fort, „fällt nicht erst, wenn die Mauer eingerissen, die Männer erschlagen, die Frauen verschleppt und die Häuser niedergebrannt sind.“ Der schimpflichste Sturz einer Stadt sei ihr moralischer und sittlicher Niedergang. Dion Chrys. 32, 89.
- 136) ἐσθήτα τῶν γυναικῶν, τὸ τοῦτον τὸν τρόπον κατεστάλθαι καὶ βαδίζειν ὥστε μηδένα μηδὲ ἐν αὐτῶν μέρος ἰδεῖν μήτε τοῦ προσώπου μήτε τοῦ λοιποῦ σώματος ... Dion Chrys. 33, 48-49.
- 137) K. Blomquist, Myth and Moral Message in Dio Chrysostomos. A Study in Dio's Moral Thought, with a particular focus on his Attitudes towards Women, Lund 1989, 218f.
- 138) L. Llewellyn-Jones, Aphrodite's tortoise: the veiled woman of ancient Greece, Swansea 2003 sieht eine weitere Verbreitung des Schleiers, als bisher angenommen. Er deutet ihn als ‚moralischen‘ Schutz in der Öffentlichkeit, nicht als Zeichen einer inferioren Rolle der Frauen.
- 139) ἅμα δὲ τῇ στολῇ καὶ τὴν ἄλλην δίαιταν ἐποίησεν αὐτὸν μεταβολεῖν.
- 140) στολήν δὲ ἀναλαβεῖν ὁμοίαν τοῖς ἄλλοις. Dion Chrys. 60,7.
- 141) Dion Chrys. 60, 7-8.
- 142) Dion Chrys. 1, 80-84.
- 143) οὐδὲν δεόμενος στρωμάτων ἢ χλανίδων ἢ ταπήτων, ἀλλὰ δέρμα ἀμπεχόμενος ῥυπαρόν ... Dion Chrys. 8, 30.
- 144) ποικίλην ... ἐσθήτα. Dion Chrys. 8, 30-31. Dieser habe seine Niederlage selbst verschuldet, auch weil er „auf einem Thron saß und sein Leben dabei vertrank und verpraßte“.
- 145) S. Fornaro, Einführung in Dions Reden 54, 55, 70 und 72. Inhalt und Themen der Reden, in: Nesselrath (Hg.), Dion von Prusa, 3-20, 8f.
- 146) Für Platon oder die Dichter Pindar und Bakchylides im 5. als auch für Theokrit im 3. Jh. v. Chr. bildete die Webarbeit einen Gegenstand der Bewunderung. Zur Webmetaphorik bei Platon, Pindar oder Bakchylides vgl. J. McIntosh Snyder, The Web of Song: Weaving Imagery in Homer and the Lyric Poets, in: The Classical Journal 76/3 (1981), 193-196. J. Scheid, J. Svenbro, The Craft of Zeus. Myths of Weaving and Fabric, übersetzt von C. Volk, Cambridge, London 2001.
- 147) Vgl. Wagner Hasel, Macht der Penelope. Reuthener, Athenes Gewänder, Teil III.
- 148) Dion Chrys. 66, 4-5. Der Emphase des Sophisten Hippias aus Elis, technai wie das Weben lehren zu können, Dions Versuch gewichen, die Kunst des Philosophen als eine über anderen technai stehende zu definieren. Hippias, der nach Plat. Hipp. Min. 368b-c einen Mantel und einen Umhang sowie einen Gürtel selbst gewebt haben

soll – τὸ ἰμάτιον ὑφῆναι καὶ τὸν χιτωνίσκον' ... ἐπειδὴ τὴν ζώνην ..., mag Erstaunliches durch sein Weben geleistet haben, gesteht Dion ihm zu. Es erhebe sich jedoch die Frage, ob Philosophen Handwerke überhaupt perfekt beherrschen müssten. Dion Chrys. 71, 2 und 5. Fornaro, Einführung, 15f. möchte hier jedoch keine Verachtung handwerklicher Künste sehen.

149) Nach seinem Exil kleidete sich Dion seinen anderen Reden gemäß in das Purpurgewand der städtischen Oberschicht. Bart und Haare ließ er sich weiterhin wachsen. Der Habitus des ärml-

chen Philosophen – durch den Purpur geadelt – wandelt sich zum Symbol des Königtums, so Fornaro, Wahre und falsche Philosophen, 172.

150) Von Manchen mag es Unvermögen sein, denn, „... jeder von uns“, so Dion Chrys. 72, 16, „trägt das Gewand eines Sokrates und Diogenes – στολήν ἔχει τὴν Σωκράτους καὶ Διογένοους –, im Denken aber sind wir weit entfernt, jenen Männern ähnlich zu sein“. Vgl. Fornaro, Wahre und falsche Philosophen, 165.

ROSA REUTHNER, München

Zur Aneignung lateinischer Literatur und Sprache

a) Eine lebendige Tradition ist noch heute die Pflege klassischer und alter Musik. Das musikalische Angebot in Oper und Konzert, auch im Rundfunk und auf Tonträgern, besteht im Bereich der ‚ernsten Musik‘ zum größeren Teil aus Kompositionen, die mehr als 100 Jahre alt sind. Dem Publikum gelingt es, eine kulturelle Distanz von bis zu vier oder fünf Jahrhunderten spielend zu überwinden, ja sogar, sie gar nicht mehr wahrzunehmen; denn wir haben diese Musik durch häufiges Hören, oft auch durch eigenes Üben und Spielen, längst zum Teil unseres Lebens gemacht. Selbst die diffizile Kompositionskunst berühmter Meister stellt offenbar kein Rezeptionshindernis dar; sonst würden die Interpreten und Programmierer der ernsten Musik, um mehr Hörer anzuziehen, anspruchslosere Kompositionen, etwa von bisher weniger beachteten Komponisten, bevorzugen.

b) Angehende Musiker benutzen zumeist eine Neuausgabe des überlieferten originalen Notentextes, in der sich Hinweise des Herausgebers zur Interpretation (Tempo, Dynamik, Phrasierung u. dgl.) und technischen Ausführung (Bogenführung, Fingersatz u. dgl.) finden. Bei der Vokalmusik gehört zu den Noten ein Text, den die Sänger inhaltlich erfassen und korrekt aussprechen müssen. Die Fertigkeit im Gesang oder Instrumentalspiel setzt eine im Umgang erworbene Vertrautheit mit dem musikalischen System (Tonarten, Taktarten, Satzformen), mit den häufigsten melodischen, harmonischen und rhythmischen Figuren und mit den Tonregistern

bzw. Tonfarben des Instruments oder der Stimme voraus. Vorgelagertes theoretisches Wissen über Tonsatz, Bauformen oder musikgeschichtliche Entwicklungslinien ist für das Erlernen von Instrumenten und die Ausübung von Musik nicht erforderlich. Entsprechende Hinweise können im Lauf der Ausbildung anhand der gespielten Musikstücke einfließen, wo sie die Interpretation wesentlich bestimmen. So können schon Kinder und Jugendliche es im Musizieren, einer Übung, die kaum weniger hohe Ansprüche stellt als die Lektüre fremdsprachlicher Texte, beachtlich weit bringen. Wären sie hingegen gezwungen, sich der Sprache der Musik mit dem metasprachlich formulierten Instrumentarium musikwissenschaftlicher Analyse zu nähern, bliebe ihr Interesse wohl bald auf der Strecke. So aber widmen sie sich der musikalischen Ausbildung sogar neben dem vollen Schulpensum, zumeist in der Kombination von Einzelunterricht, ausdauerndem häuslichen Üben und gelegentlichem Musizieren im Ensemble.

c) Lateinische Schriftdenkmäler (Texte) sind in mancher Hinsicht jenen Notentexten zu vergleichen. Sie repräsentieren eine Kunstübung, die heute nicht mehr (oder kaum noch) produktiv fortgesetzt wird. Sie können jedoch darstellend zum Leben erweckt, also vorgetragen und gespielt werden, so dass der Ausführende schon beim Einüben, dem Musiker gleich, eine enge Verbindung zu ‚seinem‘ Text aufbaut, und der geübte Hörer dessen Aussage und sprachliche Kunst voll empfindet. Können wir einen Umgang mit

lateinischen Texten in und außerhalb der Schule konzipieren, der die vom Beispiel der Rezeption klassischer Musik aufgezeigten Möglichkeiten ausschöpft? Die oben angedeutete Parallelität der beiden Traditionsphänomene kann erst dann zur Geltung kommen, wenn Ziele und Verfahren des schulischen Lateinunterrichts so definiert sind, dass sich das Hören, die Einübung und der Vortrag von Originaltexten entfalten und als wirksam erweisen können. Nützliche Hinweise dazu geben rhetorische und dramatische Traktate alter und neuerer Zeit von QUINTILIANS ‚*Institutio oratoria*‘ bis hin zu FRANZ LANGS ‚*De actione scaenica*‘, 1727.

d) Ein solcher reproduktiver Umgang mit lateinischer Literatur setzt historisches Interesse und Verstehen voraus und fordert selbstständiges Lernen. Latein sollte daher erst in den letzten drei Schuljahren für alle interessierten Schüler als Wahlpflichtfach mit vier Wochenstunden wählbar sein. Dank eigener Motivation und höherer Bildungsstufe der Lerner wird ein zügiger Fortschritt möglich; auch wird eine Präsenz der Lateinkenntnisse bei Studienbeginn nicht, wie heute oft, durch eine jahrelange Zwischenpause verspielt. Dann dürften die Klagen der Universitätslehrer über die geringe Lesekompetenz der Lateinabsolventen verstummen. (Vgl. WALTHER LUDWIG: Über die Folgen der Lateinarmut in den Geisteswissenschaften. In: *Gymnasium, Zeitschrift für Kultur der Antike und Humanistische Bildung* 98, 1991, S. 139-158.) – Unser Vorschlag entspricht dem Verlangen nach Modernisierung der Bildungspläne im Zeichen neuer Anforderungen (G 8 u.a.). Er bedarf der Erprobung und Evaluierung in einem Unterrichtsversuch, der im Rahmen des ‚spät beginnenden Lateinunterrichts‘ stattfinden kann. Sein pädagogisches Profil ist durch seine Stellung als Oberstufenkurs bestimmt. Damit entfallen Rücksichten auf einen Beitrag zur frühen intellektuellen Entwicklung der Schüler, wie er – ob zu Recht oder Unrecht – einem früh beginnenden Lateinunterricht zugeschrieben wird. Auch Rücksichten auf mangelnde Bildungsvoraussetzungen und entwicklungsbedingte Probleme, wie sie in der Sekundarstufe 1 gehäuft auftreten, sind hier nicht mehr am Platze. Der Unterricht ist als mündliche Gemeinschaftsar-

beit mit obligatorischer Vor- und Nachbereitung und ständiger Leistungskontrolle so organisiert, dass alle Schüler mitgenommen werden und das Lernziel erreichen. Unser didaktisches Konzept entspricht, wie wir nachträglich bemerkten, weitgehend den allgemeinen Empfehlungen, die JOHN HATTIE in seiner viel beachteten Studie ‚*Visible Learning*‘ (Routledge, 2008) vorstellt (Quelle: DIE ZEIT Nr. 2, 2013, S. 55f. M. Spiewak).

e) Die zentrale Aufgabe eines solchen Lateinunterrichts ist die Vermittlung von Originaltexten mitsamt den jeweils zum Verständnis nötigen sachlichen und sprachlichen Informationen; die Aneignung des Textes wird durch Rezitation, ggf. durch darstellenden Dialog, gefördert. Dieser Prozess wird vom Interesse am Ganzen des Textes wie auch der Lebenswirklichkeit, die dieser widerspiegelt und kommentiert, geleitet. Zur häuslichen Vorbereitung der Begegnung mit dem Text, die im Unterricht stattfindet, benutzen die Schüler eine gedruckt vorliegende Übersetzung oder ausführliche Inhaltsangabe des gesamten Werks. Nach dem Unterricht wird der private Nachvollzug zwecks Einprägung der gelesenen Abschnitte durch eine mediale Repräsentation des Textes – in Gestalt einer Rezitation oder Inszenierung, elektronisch verfügbar auf CD oder DVD oder einem Webserver – gefördert. Dass dieses Konzept Erfolg verspricht, legt auch die Parallele der musikalischen Ausbildung nahe. Der Modus der Aneignung ist in beiden Bereichen – Sprache und Musik – die Nachahmung. Nichts anderes fördert die Entwicklung sprachlicher Fertigkeiten und Kenntnisse so sehr wie ‚*imitatio et exercitatio*‘. Das bemerkten, durch QUINTILIANS ‚*Institutio oratoria*‘ (X 1) angeregt, schon die frühen Humanisten, und sie entschieden sich für diesen Weg. (Vgl. DE RENTIIS, D., KAMINSKI, N.: *Imitatio*. In: UEDING, GERT [Hg.]: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 4. Tübingen 1998. Sp. 235 - 303.)

f) Am Anfang des dreijährigen Kurses steht ein systematischer Überblick über die Wortarten und Kombinationsregeln der lateinischen Sprache. Damit geht der Einblick in die Morphologie und Wortbildung einher, also die Unterscheidung von Flexionsendungen in Deklination und Konjugation, von Wurzel, Wortstamm, Präfix, Suffix und das Erkennen der Wortfuge im Kompositum.

Hierfür werden nur wenige Wochen benötigt. Eine knappe Übersicht über die Elementargrammatik mit Flexionstabellen und den wichtigsten syntaktischen Regeln sollte als gedrucktes Faltblatt oder Heft den Schülern immer zur Hand sein, damit sie im Zweifel hier Auskunft finden und nicht gezwungen sind, sich den trockenen Katalog der Formen einzupauken. Ausnahmen von den Regeln zu lernen, wie es immer noch üblich ist, erscheint uns als großer Aufwand mit geringem Effekt. Einmal wird dadurch die Einprägung der Regel selbst behindert; zweitens betreffen die Ausnahmen überwiegend häufig vorkommende Wörter, die man sich bei der Lektüre ohnehin mitsamt ihren grammatischen Besonderheiten einprägt (z. B. ‚domus‘ mit seinen Deklinationsformen und seinem Genus). Wer einen aktiven Sprachschatz hat, sich also Originaltexte in nicht geringem Umfang zum dauernden Besitz gemacht hat, wird sich bei der Begegnung mit dem Ausnahmefall viel leichter an einen parallelen Textbeleg erinnern als an die vertrackte Koppelung von Regel und Ausnahmeregel.

g) Manche unserer Leser dürften bezweifeln, dass ein auf die Lektüre fokussierter Lateinunterricht jene Sprachkompetenz aufbauen kann, die ein flüssiges Leseverstehen ermöglicht. Wir fragen zurück, ob denn das Bemühen des heute praktizierten Unterrichts – in einer oft drei oder gar vier Jahre währenden Lehrwerkphase – um explizites (deklaratives) Sprachwissen die Fähigkeit zu flüssiger Originallektüre tatsächlich vermittelt. Die Antwort gibt die von Lateinlehrern oft zu hörende Klage über einen ‚Lektüreschock‘, den Schüler beim Übergang vom Lehrbuch zu Originaltexten erleiden. Die wohlmeinende Sorge der Verfasser lateinischer Lehrwerke für einen allmählichen, von Lektion zu Lektion sparsam dosierten Anstieg der sprachlichen Anforderungen zeitigt einen langen Aufenthalt der Lerner in einer fabrizierten Sprachwelt, die nicht zur Überwindung sprachlicher Hürden anspornt. Sollten die Schüler dann nicht besser gleich nach der knappen Einführung in die Elemente und Grundregeln der lateinischen Sprache an die inhaltlich interessanten und sprachlich vollkommenen Texte der klassischen Autoren herangehen, auch wenn sie hierbei manche Hilfe benötigen? Dafür

sprechen die zahlreichen Beispiele erfolgreichen autodidaktischen Lernens ebenso wie die spontane, autonome Lektüre, zu der uns manchmal auch Texte, die unsere Sprachkompetenz übersteigen, verlocken. Allerdings sollten die Auswahl der Lektüretexte und die Reihenfolge der Lektüre die Fassungskraft der Schüler nicht zu sehr überfordern. Die wichtigste Stütze des Lernalters ist die Orientierung am Kontext und Inhalt des jeweiligen Textes. Ein lebhafter mündlicher Vortrag des Originals durch die Lehrkraft ist Verständnishilfe und Andeutung einer Interpretation zugleich.

h) Die lateinische Lautung wird, gemäß der rekonstruierten Aussprache der klassischen Epoche Roms, sorgfältig eingeübt. (Um die Schüler von der einmal erlernten Norm nicht wieder abzubringen, wird darauf verzichtet, die Aussprache späterer Texte ihrer zeitgenössischen Lautung gemäß einzuüben. Diese Regelung stößt freilich im Vortrag reimender und/oder rhythmischer Dichtung des Mittelalters an ihre Grenzen.) Die korrekte Prosodie, d.h. die deutliche Unterscheidung von langen und kurzen Vokalen und Silben, ist unverzichtbar. Daher sollten in allen Lektüretexten die langen Vokale hervorgehoben werden. (Anstelle des im Buchdruck üblichen Vokals mit darüber liegendem Querbalken kann bei eiliger Niederschrift der von der Computertastatur angebotene ‚*accent circumflexe*‘ verwendet werden.) Die Prosodie von mehreren tausend Wörtern und Eigennamen kann man nur lernen, wenn man diese immer wieder korrekt gesprochen hört und selbst richtig ausspricht. Um so mehr ist die exakte Aussprache von langen und kurzen Vokalen und Silben, die den eigentümlichen (quantifizierenden) lateinischen Sprachrhythmus bestimmt, zu fordern. Der Sprachklang – im heutigen Lateinunterricht zur Nebensache geworden – erhält im neuen Lateinkurs eine tragende Rolle. Dazu gehören auch eine sinngemäße Phrasierung und Intonation und nicht zuletzt eine deutlich vernehmbare Stimme. Dies ist mehr als nur Etikette; soll nicht die lateinische ‚Gehörbildung‘ aller Lerner leiden, muss jeder einzelne die korrekte Aussprache beherrschen. Die Parallele zur Musik ist hier leicht zu fassen. Warum sollte der Vortrag eines Textes, den man sich aneignen will, weniger gepflegt sein als der eines Musikstücks? Nur dann

kann auch die Mechanik der Artikulation als Stütze der Erinnerung dienen.

i) Das Beispiel der didaktischen Aufbereitung von Musiknoten (s.o. Abs. b) erinnert uns daran, dass auch im fremdsprachigen Text kleine Hinweise, die das einförmige Laufband der Lettern variieren, hilfreich sein können. Von der prosodischen Markierung der langen Vokale mit dem Längezeichen war schon die Rede. Nützlich ist auch die Unterscheidung von vokalischem u und konsonantischem v, die auf den Wissenschaftsmethodiker PETRUS RAMUS (Pierre de la Ramée, 1515-1572) zurückgeht. Sie wird von deutschen Verlagen zumeist durchgeführt, in anderen Ländern jedoch oft unterlassen – so in den lateinischen Texten der *Oxford University Press* und der *Collection Budé*, um nur zwei Beispiele zu nennen. – Im 16. Jahrhundert begann man auch, die Enklitika *ne*, *ve* und *que* von dem Wort, an das sie angehängt sind, durch einen Apostroph abzusetzen. Doch viele Schriftsetzer missdeuteten das Zeichen als Akzent und schrieben z.B. *hominúmque* statt *hominumque*. – Zur selben Zeit setzten vor allem die Jesuiten bei Adverbformen, die mit anderen Formen bzw. Wörtern verwechselt werden können, einen Akzent als Signal (Adverb!) ein, z.B. *híc*, *verè*, *falsò*. Auch das ist in Schultexten sinnvoll. – Mehrdeutige Flexionsendungen bereiten Schülern oft Schwierigkeiten, zumal wenn archaische oder kontrahierte Formen im Spiel sind. Auch hier wäre eine Unterscheidungshilfe willkommen, wenn nicht eine Anmerkung vorgezogen wird. – WILFRIED STROH trennt in seinem Buch ‚Die Macht der Rede‘ (2009) in Zitaten aus Reden und ihrer Übersetzung jeden Gliedsatz durch Zeilenwechsel ab, so dass sozusagen ‚Prosaverse‘ entstehen, die in sich geschlossen sind. Gewiss wäre Schülern auch eine noch feiner gliedernde Phrasierung willkommen, doch lässt sie sich wegen der häufig gesperrten Wortstellung im Latein nicht konsequent durchführen. – Dynamische Angaben wären für Schüler ebenfalls anregend; doch gibt es für lateinische Texte keine konsolidierte ‚Aufführungspraxis‘, die solchen Vorschriften allgemeine Akzeptanz verschaffen könnte. Vielleicht kann die organisierte Lateindidaktik die Ausarbeitung konsensfähiger Modelle der typographischen Differenzierung auf den Weg bringen?

j) Die für den neuen Unterricht benötigte Anthologie oder Chrestomathie lateinischer Texte muss so gestaltet werden, dass sie die Aneignung der Texte unterstützt. Der Originaltext steht, in größerer Type gedruckt, in der Mitte der Seite. Auf den Rändern sind kurze Wort- und Sacherläuterungen und kleine Illustrationen angebracht. Die Lerner können den Lektüretext einer Woche – gewöhnlich zwei Seiten – auf DIN A 3-Größe kopieren und das Blatt an die Wand ihres Zimmers hängen, um häufiger Gelegenheit zur Wiederholung zu finden. – Strittig ist von jeher die Auswahl der Texte, die jeden Lateinkurs inhaltlich prägt. Eine Begegnung mit einem Menschen, der uns beeindruckt, muss nicht lange dauern, um nachhaltig zu sein. Das gilt auch für die Begegnung mit einem Abschnitt aus dem Werk eines lateinischen Autors. Wir ziehen daher die Vielfalt des Textangebots einer Beschränkung auf nur wenige Autoren und Texte vor. (Letzteres wäre dann geboten, wenn die Lerner auf dem Weg stilistischer Nachahmung zu eigener Sprachproduktion geführt werden sollten.) Der Gesamtumfang des Lektürepensums eines dreijährigen Lateinkurses mit vier Wochenstunden in der Oberstufe kann z. B. 240 Druckseiten betragen, also im Durchschnitt 80 Seiten pro Jahr oder 2 Seiten pro Woche, das macht je Unterrichtsstunde eine halbe Seite mit z. B. 12 Zeilen Originaltext. Die Auswahl soll einen Begriff von der Weite und dem Formenreichtum der europäischen Latinität geben, dabei aber den klassischen Autoren, die vom 1. Jahrhundert n. Chr. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts den Lehrplan der höheren Schulen Europas – und bis um 1750 auch die Formen- und Bildersprache der ‚hohen‘ Literatur – beherrschten, den ihnen gebührenden Platz einräumen. Große Autoren, die für mehrere Gattungen prägend wurden, wie CICERO, VERGIL, HORAZ, OVID, SENECA und TACITUS, sollen mit Proben aus jeder Gattung vertreten sein. Am Beispiel Ciceros, Ovids und Senecas kann die Verflechtung von Leben und Werk genauer beobachtet werden. Die (christliche und sonstige) Literatur des 4. bis 6. Jahrhunderts soll in einer knappen Auswahl vertreten sein. Aus der reichen lateinischen Produktion der folgenden 1200 Jahre (bis etwa 1750) sollen relativ kurze Textabschnitte ausgewählt werden, wobei weniger der literarische Aspekt als die historische Signifikanz

ausschlaggebend sein soll. Neben der allgemeinen Geschichte interessieren besonders die Bereiche Bildung, Kultur, Religion und Wissenschaft. (Zur Entdeckung poetischer, historischer und fachwissenschaftlicher Schriften der Frühen Neuzeit lädt die Online-Bibliothek CAMENA – lateinische Texte der Frühen Neuzeit ein: <http://www.uni-mannheim.de/mateo/camenahtdocs/camena.html>; vgl. auch Verf.: ‚*Memoriae cura quantum ad studia humanitatis adferat.*‘ In: *Vox Latina*, Tomus 46 (2010), Fasc. 181, p. 344-356. Universität Saarbrücken). Die Schüler der Oberstufe werden in der Lage sein, das Interesse, das diese Zeugnisse verdienen, schnell zu erfassen und sie in größere Zusammenhänge zu stellen. – Die Auswahl sollte Poesie und Prosa gleich viel Raum geben und die Perioden im Verhältnis 3 : 1 : 1 gewichten, so dass auf die römische Klassik ca. 144 Seiten (= 3456 Zeilen) entfallen und je ca. 48 Seiten (= je 1152 Zeilen) auf den Zeitraum vom 4. bis zum 14. Jahrhundert und auf Renaissance und Frühe Neuzeit. Die Chrestomathie enthielte also Originaltexte im Umfang von 5760 Zeilen, das sind etwa 144 Seiten in der Tusculum-Bücherei oder 180 Seiten in der Reclam-UB. Sollte die Erfahrung zeigen, dass in einer Unterrichtsstunde nicht 12, sondern nur 10 Zeilen gelesen und eingeübt werden können, dann betrüge der Gesamtumfang der Lektüre nur 4800 Zeilen, das sind etwa 120 Tusculum-Seiten oder 150 Reclam-Seiten. Rechnet man eventuelle Störungen des Ablaufs (Unterrichtsausfall u. ä.) und besondere Aktivitäten (Exkursion, Aufführung lateinischer Texte) ein, dann verringert sich das Lektürequantum noch weiter. – Blicken wir zum Vergleich auf die Musik: Auch hier ist es üblich, den Anfängern Abwechslung zu bieten und sie nicht mit großen und schwierigen Stücken, die langes Üben erfordern, zu ermüden.

k) In die Lektüre von Originaltexten, die schon im zweiten Monat des Kurses beginnen soll, ist der Spracherwerb integriert, so dass er nicht – als ‚Grammatikpauken‘ und ‚Wortschatzarbeit‘ – selbstständig neben jene tritt und so das Interesse des Lerners am Text, an dessen Handlung oder Gegenstand, zurückdrängt. Die Schüler sollen, um Ablenkung vom mündlichen Unterrichtsgeschehen zu vermeiden, kaum in ihr Lesebuch blicken. Durch häusliche Vorbereitung sind sie

über den historischen und inhaltlichen Kontext des Lesestücks bereits informiert. Jeder Satz wird vom Lehrer in deutscher Übersetzung und gleich anschließend in originaler Form mündlich vorgetragen. Dies wird noch einige Male wiederholt, wobei die Klasse den Originaltext dem Lehrer nachspricht. Dann stellen die Schüler Verständnisfragen auf Lateinisch und üben so die Sprache beiläufig ein – mit ihrem Klang, ihren Flexionsendungen, Satzstrukturen und Wörtern. Fehler, die dabei unterlaufen, sollen beiläufig korrigiert werden. Der Lehrer beantwortet die Fragen und paraphrasiert den Originaltext in einfacherem Latein. Durch den Gebrauch von Synonymen und Antonymen, Ober- und Unterbegriffen werden nebenbei Wortnetze oder -felder aufgezeigt; doch sollen keine Exkurse veranstaltet werden, die vom Text abführen. Zur Absicherung des Verständnisses können deutsche Äquivalente angegeben werden, ohne dass die Problematik des Übersetzens im Allgemeinen und im Besonderen aufgerollt wird. Sofern Illustrationen zum Text oder den darin erwähnten Objekten zur Verfügung stehen, werden sie in die Texterklärung einbezogen. – Schon D. G. MORHOF (1639-1691), angeregt durch den ‚*Orbis sensualium pictus*‘ (1653) von J. A. COMENIUS (1592-1670), machte in seinem studienmethodischen Hauptwerk ‚*Polyhistor*‘ (Bd. 1, 1688, S. 345) den Vorschlag, die Aneignung von Texten mit der Anschauung erwähnter Gegenstände oder Handlungen zu verbinden: „*Saepe ego in votis habui, ut Schola quaedam Naturae, Artis et Actionum humanarum publica in juventute institueretur. [...] Nulla enim efficacior ars mnemonica est, quam cum in rem praesentem veniunt discipuli.*“ (<http://diglib.hab.de/wdb.php?pointer=368&dir=drucke%2Fca-490>). So kann jede Unterrichtsstunde als Sprachreise in die römische (oder die nachantike lateinische) Welt empfunden werden. Das erleichtert es den Schülern, sich bei Gelegenheit einschlägige Erfahrungen, die sie in ihrem Lateinunterricht und seiner historischen Welt bereits gemacht haben, ins Gedächtnis zu rufen. – Das oben erwähnte lateinische Unterrichtsgespräch greift auf Formeln des Schülergesprächs zurück, die von Humanisten der Renaissance – von ERASMUS, J. L. VIVES, M. CORDIER u. a. – eingeführt wurden, und lehnt sich im Übrigen eng an den Lektüretext und dessen

Paraphrase an. Es ist somit abzugrenzen von dem freien Gebrauch der alten Sprache, wie ihn Liebhaber des ‚*latin vivant*‘ pflegen, die bei Bedarf historische Grenzen des lateinischen Wortschatzes durch Bedeutungserweiterung oder auch Neubildung (Neologismen) überschreiten. – Wäre es nicht hilfreich, wenn Schüler und Studenten gesprochene römische Literatur, ergänzt durch Abbildungen der erwähnten Dinge und durch die szenische Darstellung erzählter Handlungen, im Web vorfinden. Eine Audio-, Bild- und Filmbibliothek dieser Art würde allen Lateinern weltweit zustatten kommen. – Am Ende der Unterrichtsstunde soll der Lehrer den gelesenen Abschnitt Satz für Satz vortragen, worauf die Schüler – einzeln oder gruppenweise – diesen in angemessener Phrasierung und Intonation nachsprechen. Die Repetition kann auch in Form eines Diktats erfolgen. Die Leistung, einen gerade vorgetragenen längeren Satz schriftlich aufzuzeichnen, gibt über den Grad der Aneignung des Textes zuverlässig Auskunft.

l) Das Auswendiglernen von Texten, jahrhundertlang Königsweg oder auch Trampelpfad der sprachlichen und literarischen Ausbildung, ist in der Schule seit ein bis zwei Generationen verpönt oder zumindest an den Rand gedrängt. Vorrang hat seitdem, neben dem Übersetzen, die Schulung in der Deskription, Analyse und Hinterfragung der Texte. Bei diesem Bemühen kommt in der Regel die schlichte Aufnahme des Primärtextes zu kurz; man prägt sich neben der Übersetzung eher die Analyse oder den Kommentar ein als deren Gegenstand. Dabei benötigt man dennoch, der Methodik des gegenwärtigen Lateinunterrichts folgend, auswendig Gelerntes, um das elementare Leseverstehen zu sichern: Regeln und Paradigmen der Grammatik sowie aus Listen angelernte Vokabeln. Somit werden die Schüler gezwungen, dem Gedächtnis trockene Daten einzuprägen, während sie von der Aneignung lebendig nachvollziehbarer Texte ‚befreit‘ sind. – Sollen Texte aufmerksam wahrgenommen werden und lang nachwirken, muss vieles zusammenkommen; denn die kommunikative Sphäre, in der Worte und Sachen, Sender und Empfänger und Beobachter von Botschaften einander begegnen und aufeinander wirken, bedarf einer gewissen Stabilität und Geschlossenheit, vergleichbar dem Zusammenhalt einer Gruppe von

Menschen, die in ein Spiel vertieft sind. Ein solcher Kreislauf der Kommunikation wird zunächst in der Klasse hergestellt. Zusätzlich sollten kleinere Lesekreise gebildet werden, in denen die Texte spielerisch repetiert, individuell interpretiert oder auch abgewandelt werden können. Wichtig ist auch die häusliche Nachbearbeitung, die in der Gruppe gemachte Texterfahrungen in persönlicher Weise wiederholt, modifiziert und assimiliert. – Blicken wir wieder auf die musikalische Ausbildung: Das intensive Üben eines Musikstücks führt oft wie von selbst zum Auswendigkönnen. Dazu trägt auch das ‚mechanische‘ Gedächtnis an den Ablauf der Artikulation oder der Fingerbewegungen bei. Ebendies kann auch bei Texten erreicht werden, wenn ihr Vortrag sorgfältig eingeübt wird. Dabei sollte nicht der auswendige Vortrag als das Ziel der Übung gelten, sondern der intensive Umgang mit dem Text – eine individuelle Spracherfahrung, die als solche der Erinnerung wert ist.

m) Wer etwas vorzutragen weiß, will gehört werden; wer gehört und gelobt wird, übt sich und lernt mit doppeltem Eifer. Dem trugen besonders die Lateinschulen der Frühen Neuzeit (ca. 1500-1770) Rechnung. (Vgl. vom Verf.: Die humanistischen Studien der frühen Neuzeit – eine Herausforderung. MATEO, 1997. <http://www.uni-mannheim.de/mateo/verlag/reports/schibel.html>) Dass Latein heute aus der allgemeinen Öffentlichkeit fast verschwunden ist und auch in der Schule nur selten aus dem Raum der Lateinklasse hinaustritt, muss als großes Hindernis für das Lateinlernen überhaupt gelten. Man stelle sich zum Vergleich Musiker vor, die niemals interessierte Zuhörer finden! Man muss also den Lernern Gelegenheit zum Auftritt geben. In unserem neuen Lateinunterricht findet er schon im Klassenzimmer statt, sooft der Lehrer die Schüler reihum zum Vortrag weniger Verse oder Sätze auffordert. Ab und zu soll eine fortgeschrittene Lateinklasse den jüngeren Lateinschülern eine Auswahl aus ihrem Repertoire vortragen, wozu jeweils eine Einführung mitsamt deutscher Übersetzung zu geben ist. Jährlich sollen Szenen oder Akte aus Dramen oder auch lebhaft Partien aus Prosadialogen einstudiert und auf der Bühne aufgeführt werden. Ferner soll es in Latein-klassen Brauch werden, dass die Schüler unter sich bei passender Gelegenheit geflügelte Worte oder

auch längere Zitate in das Gespräch einflechten. – Blicken wir wieder auf die Musik: Das gemeinsame Musizieren – ohne oder mit Publikum, spontan begonnen oder formell arrangiert – ist ein zentraler Bestandteil der Musikpflege. Wie kommt es, dass der alten Literatur bei uns kaum noch eine gesellige Rezeption, nur selten eine akustische Realisierung zuteil wird? Der so viele Schüler wie nie zuvor erreichende Lateinunterricht von heute bildet kein Publikum, das lateinische Literatur ohne große Vorbereitung verstehen und genießen kann. Selbst die Lektüre von Übersetzungen antiker Werke scheint zurückzugehen.

n) Der neue Lateinunterricht verlangt von den Lernern häusliche Wiederholung, die durch Tonaufnahmen oder Ton-und-Bild-Aufnahmen der Lektüretexte unterstützt werden soll (s.o.). Darsteller lateinischer Texte sind heute nicht gefragt und daher kaum bekannt; doch dürften sie mit etwas Glück noch zu finden sein. Man muss sie freilich für die Sache gewinnen und bei der Realisierung der Aufnahmen unterstützen. Dieses Vorhaben ist nicht aufwendig, solange es sich auf eine einzige Auswahl von Lektüretexten im Umfang von 240 Druckseiten beschränkt. Besser wäre es freilich, auf Gesamtaufnahmen der Schriften römischer Klassiker hinzuarbeiten und auch das mediale Angebot späterer Texte wesentlich zu erweitern. Dann könnten die einzelnen Lehrer oder Schulen oder Kultusministerien aus dem großen Fundus der aufgenommenen Texte eine nach speziellen (z. B. regionalen) Gesichtspunkten gewichtete Auswahl treffen, und besonders interessierte Schüler und Studenten könnten ihre persönliche lateinische Anthologie nach Belieben erweitern. – In der musikalischen Ausbildung werden Tondokumente hervorragender Interpretationen zur Anregung und Kontrolle der eigenen Arbeit geschätzt. Dank der Vielfalt vorliegender Aufnahmen können die Kompositionen in ihrem Bedeutungspotenzial noch besser erfasst werden. Es empfiehlt sich also, auch die lateinischen Texte in verschiedenen Interpretationen verfügbar zu machen.

o) Viele unserer Leser dürften ungläubig staunen, wenn sie hören, welch ausgedehnte und intensive Lektüre anspruchsvoller Texte innerhalb von nur drei Jahren absolviert werden soll. Herrscht doch die Meinung, Latein sei eine besonders

schwere Sprache, die ‚mikroskopisches Lesen‘ (F. MAIER) erfordere. Rekapitulieren wir also, welche der herkömmlichen Aufgaben und Schwierigkeiten des Lateinunterrichts bei der neuen Unterrichtsart entfallen: Es entfällt die Konfrontation mit einem enigmatischen Text, von dessen historischem Hintergrund Lateinschüler der Unter- und Mittelstufe noch keine Vorstellung haben und dessen Wortschatz sie nur zum geringen Teil erschließen können, weil ihnen ausgedehntere Kenntnisse des Deutschen, Englischen und Französischen (oder Spanischen) noch fehlen. Dagegen haben in unserem Lateinkurs die Lerner der Oberstufe, wenn sie dem Originaltext begegnen, durch die vorbereitende Lektüre von Einführung und Übersetzung (oder Inhaltsangabe) bereits eine genaue Vorstellung vom Inhalt des Textes. So können sie die originale Formulierung ggf. als pointierte Inszenierung des Sachverhalts durch den Autor nachvollziehen. – Es langweilt die Schüler nicht mehr der reizlose Anblick eines gedruckten lateinischen Textes, der gar nicht oder nur in schwankender, undeutlicher Aussprache vorgelesen wird. – Es entfallen die Ablenkung, Abstumpfung und Ermüdung durch das ständige Repetieren eines wenig eingängigen Lernstoffs grammatischer und lexikalischer Art. Die Lerner werden bei der neuen Unterrichtsweise kaum abschalten und die Gedanken wandern lassen, da die gemeinschaftliche Einübung alle Teilnehmer permanent einbezieht. – Es entfällt auch das aufwendige Übersetzen ins Deutsche, das bisher dem Schüler, noch bevor er den Originaltext recht verstanden hat, zusätzlich abgefordert wird. Hierbei schiebt sich deutsches Sprachdenken vor den lateinischen Satz, der zurücktritt und verblasst. Das Hauptziel des Unterrichts sollte doch Vertrautheit mit dem Original selbst sein, nicht etwa das Herstellen einer bloßen Brücke zu diesem oder gar die Schulung im Gebrauch der deutschen Sprache! – Unterschiede in der Auffassungsgabe oder der Aneignung des Lernpensums sind durch Nutzung der neuen Lernmedien (Hör- und Bildbibliothek der Originaltexte, s. o.) in häuslicher Nacharbeit leichter als früher zu kompensieren. Schwächere Lerner können so ein Defizit ausgleichen, stärkere Schüler ihre Kenntnisse über das vorgeschriebene Pensum hinaus erweitern. – Wir zweifeln daher nicht daran, dass der relativ kurze, aber schnell

voranschreitende Lateinkurs, den wir beschreiben, die angegebenen Ziele erreichen wird, ohne die Teilnehmer über Gebühr zu belasten.

p) Der neue Lateinunterricht zielt, wie schon deutlich geworden ist, nicht auf systematisches (!) grammatisches Wissen. Die Regeln und Beugungsformen, die zur grammatischen Korrektheit gehören, stellen für die Lerner kaum mehr als eine formale Konvention dar. Im Bau der Sprache den Geist eines Volkes am Werk zu sehen und ihm eine eigentümliche ‚Weltansicht‘ zuzuschreiben, war eine tiefsinnige Intuition WILHELM VON HUMBOLDTS, die von der neueren deskriptiven Linguistik und Sprachtheorie aufgenommen wurde. Sie ist Schülern, die Texte in der dem Deutschen typologisch nahe stehenden Sprache Latein verstehen wollen und weniger an den sprachlichen Strukturen als solchen interessiert sind, kaum zu vermitteln. Der Aufbau eines abstrakten Sprachwissens vermag Schüler nicht anzuziehen und bei der Stange zu halten. Das wussten vor der neuhumanistischen Wende noch Gymnasial- und Universitätslehrer wie der berühmte J. M. GESNER (1691-1761), der befand: „*Qui non volunt scribere, sed legere modo et loqui Latine, ut Principes et eorum Ministri, tutò possunt carere Grammaticà. Hi enim linguas melius discunt usu.*“ („*Primae lineae isagoges in eruditionem universalem.*“ Ed. altera, Leipzig 1784, Bd. 1, S. 122 <http://www.uni-mannheim.de/mateo/camenaref/gesner2/t1/jpg/s122.html>) Er galt daher manchen Zeitgenossen als Feind der Grammatik: „*LINGVAE EXTERNAE Discantur, quantum eius fieri potest, eo modo quo sermo patrius, hoc est, usu primum [...]* Non sum, quod falsò accuser, inimicus Grammaticae;“ (op. cit. p. 106).

q) Auch auf die Hortung lexikalischen Wissens in der Form von Vokabeln mit ihren diversen deutschen Übersetzungsäquivalenten ist zu verzichten. Knappe Wörterbucheinträge lassen sich nur schwer lernen und anwenden, weil sie die Vokabeln ohne sachlichen Zusammenhang bieten; ausführliche Einträge liefern zwar klärende Informationen, doch überfordern sie das Fassungsvermögen der Schüler, zumal deren Interesse gewöhnlich nur der im Kontext der aktuellen Lektüre einschlägigen Bedeutung gilt. Wer auf ein aus Vokabeleinträgen bestehendes Wortgedächtnis setzt, verliert leicht

den jeweiligen Kontext und damit das heuristische Prinzip für die Ermittlung der jeweils passenden Bedeutung aus den Augen. Beobachten wir uns selbst beim Gebrauch einer uns vertrauten Sprache, so sehen wir, dass der sprachliche Vorrat, aus dem wir beim Sprechen (wie auch beim Hörverstehen!) schöpfen, sich aus erinnerten, konkreten Spracherfahrungen zusammensetzt, was den Rückgriff auf kodifizierte, isolierte Sprachdaten erübrigt. So ist es kein Wunder, dass die meisten Menschen ein explizites Wissen über die Herkunft und Bedeutungsvielfalt von Wörtern ihrer Muttersprache und anderer Sprachen, mit denen sie vertraut sind, weder besitzen noch zu erlangen suchen. Wenn ihnen solches mitgeteilt und etwa als Pensum aufgegeben wird, behalten sie es nicht leicht im Gedächtnis. Wie ist da zu erwarten, dass ausgerechnet Lateinschüler, die ja eine längst abgeschlossene Sprache lernen, deren bekanntere Texte sorgfältig übersetzt und kommentiert vorliegen, an einer so gründlichen Wortkenntnis interessiert sind?

r) Um das Profil des neuen Lateinunterrichts noch deutlicher zu machen, gehen wir nun auf zwei weitere Aspekte ein, in denen er vom Herkommen abweicht. Auch hierbei wird der Blick auf die Musik Richtpunkte zur Orientierung geben. – Die Leistungskontrolle erfolgt beiläufig durch mündliche Beteiligung jedes Schülers im Unterricht selbst – im Blick und im Ohr der Klasse. Der Lehrer verbessert Fehler sofort, ohne dabei zu verweilen. Betont und repetiert wird nur die richtige Form, der Fehler hingegen möglichst ‚ausstrahlt‘ und vergessen. – Die Neigung, den Schülern knifflige Aufgaben zu stellen, war im Lateinunterricht von jeher ausgeprägt. Nicht zu Unrecht galt Latein lange als ‚Auslesefach‘. Der Zeitaufwand für schriftliche Tests und ihre Korrektur ist – bei Schülern wie bei Lehrern – horrend. Der bisherige Lateinunterricht, der den Akzent auf sprachliche Schwierigkeiten und ihre Überwindung legt, gleicht eher einem Hindernislauf als einer Einführung in eine reiche alte Welt unter freundlicher Leitung der Musen. Der neue Lateinunterricht wird so angelegt, dass die Schüler (fast) alles richtig machen können – und müssen; denn sie treiben hier Latein, wie man eine Theater-AG betreibt: Jeder muss seinen Part ausfüllen, um die

anderen nicht zu irritieren und zu hemmen. – Blicken wir wieder auf die Musikübung: Das Spielen vor sachverständigen Zuhörern und musikalischen Konkurrenten spornt den Musikschüler dazu an, sein Bestes zu geben. Im Ensemblespiel treibt ihn sein Pflichtgefühl an, auch hier sein Niveau zu steigern. Dieser förderliche Ehrgeiz entsteht auch in einer Lateinklasse, die überwiegend mündlich im Plenum arbeitet.

s) Die Neigung der herrschenden Lateindidaktik zur Analyse grammatischer, rhetorischer und poetischer Strukturen zeugt noch heute von der Ausrichtung des althumanistischen Unterrichts (bis um 1770) auf die perfekte Handhabung der hohen Sprache, auf die gelehrte Textproduktion. Dieser kam freilich vor dem vollen Ausbau einer deutschen Hoch-, Literatur- und Wissenschaftssprache große Bedeutung zu – nicht allein deshalb, weil die gelehrte Welt Latein noch immer zur Kommunikation benutzte. Mit der produktiven Übung in der als vorbildlich geltenden alten Sprache wollte man damals zugleich den Ausbau und die Pflege der deutschen Sprache und Literatur stärken. (Vgl. UTZ MAAS: Was ist deutsch? Die Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse in Deutschland. München 2012.) Die große Blüte der deutschen Literatur, Philosophie und Wissenschaft um 1800 hätte es eigentlich erlaubt und – schon der Effizienz wegen – gefordert, die Schulung von Stil und Denken fortan dem Umgang mit klassischen Werken deutscher Sprache anzuvertrauen. Der gymnasiale Lehrplan des 19. Jahrhunderts hingegen zeugt von der alten Geringschätzung der Volkssprache; diese blieb in der Stundenzeuteilung weit hinter den alten Sprachen zurück, und das Gesellenstück des Abiturienten war bis 1890 der lateinische Aufsatz. Noch mehr wurden die neueren Fremdsprachen vernachlässigt. Ist diese Rangordnung etwa auch heute noch unterschwellig wirksam? – Die zentrale Stellung des Übersetzens im üblichen Lateinunterricht wird von der Fachdidaktik heute auch mit dem hohen Wert des Sprachvergleichs und der Reflexion über Sprache begründet. Für die Lerner selbst ist wohl wichtiger, dass die deutschen Äquivalente, die sie ihrer im Kopf getragenen Vokabelliste entnehmen, ihnen die Sachen selbst, von denen die Rede ist, repräsentieren. Der Originaltext als solcher kann

das für sie nicht leisten, da ihnen die Erinnerung an ähnliche Formulierungen und deren Funktion abgeht; denn der lateinischen Schullektüre ist die lebendige Erfahrung sprachlichen Handelns, die am ehesten zur Spracherinnerung befähigt, abhanden gekommen. – Der Umgang mit lateinischen Texten sollte sich daher weniger der Analyse, Abwandlung und Substitution sprachlicher Formen widmen. Nötiger ist es heute, das historische Verstehen zu fördern, indem man den dünnen Text in seine längst versunkene Lebenswelt einbettet. Erst das Ganze der vorliegenden Schrift, ihr Bezug auf die historische Wirklichkeit sowie ihre mentalitätsgeschichtliche Basis können das Zusammenspiel von ‚*res et verba*‘ wieder zum Leben erwecken. Diesem heute noch in der stark beanspruchten Phantasie der Schüler einen Platz auf Dauer zu sichern, ist die schwierige Aufgabe, der unser Konzept zu entsprechen sucht.

t) Welche Lateinkenntnisse werden für die verschiedenen Wissenschaften benötigt? Es geht uns hier nicht um eine formale Voraussetzung (das Latinum zum Beispiel) für das Studium an gewissen Fakultäten. In Deutschland entscheiden die betroffenen Fakultäten jeder Universität einzeln über diese Frage, und der gegenwärtige Stand der Regelungen zeigt eine große Variationsbreite und manche erstaunliche Diskrepanz. – Versuchen wir vielmehr, den Nutzen abzuschätzen, den langfristig verfügbare Lateinkenntnisse, wie sie der neue Lateinunterricht zu vermitteln vermag, den mit der lateinischen Tradition umgehenden Wissenschaftlern bringen. Alle Disziplinen, die historisch in die Zeit vor etwa 1770 zurückgreifen, sind auf lateinische Texte verwiesen. Ein selbstständiger Forscher wird angesichts dieser Quellengattung nicht blindlings den Vorgängern folgen; er wird weit ausgreifen wollen, aber auch die Prüfung im Detail nicht scheuen. Hierfür genügen weder das heutige Latinum noch ein fakultätsinterner Schnellkurs. Auch der Absolvent des neuen Lateinunterrichts wird freilich nicht aus dem Stand heraus fähig sein, den fachspezifischen Quellenbereich kompetent zu erschließen. Doch wird er in den Geisteswissenschaften (von der Theologie bis zur Kunstgeschichte) den Ausbau seiner Lateinkenntnisse zu den jeweiligen Quellengattungen hin auf der Basis seiner unvergessenen

Schullektüre gut bewältigen. Am ehesten werden ihn neue Vokabeln und die Besonderheiten der Schriftgeschichte (ungeregelte Graphie und Sonderzeichen in Paläographie und Paläotypie) herausfordern. Am besten wird er für die Philologien gerüstet sein, mit einem Textgedächtnis, das ihm die einflussreichste Literatur Europas in einer weit gespannten Auswahl vergegenwärtigt, und mit einer darauf gegründeten Kenntnis derjenigen Sprache, die den größten Anteil an der Sprachentwicklung im ‚lateinischen‘ Europa (ohne Griechenland und die süd- und ostslawischen Länder) hat. – Als Kultur- und Sozialwissenschaftler ist man auf Lateinkenntnisse weniger angewiesen. Die hier eher seltenen Rückgriffe auf Texte, Ideen und Gegenstände der älteren, vorrevolutionären Zeit (vor 1789 bzw. 1776) zu verstehen und historisch einzuordnen, wird einem Lateinkenner leicht fallen und Genugtuung bereiten. Die mit der alten Sprache ehemals eng verbundenen großen Fakultäten Jura und Medizin verlangen heute keine oder nur geringe Lateinkenntnisse; vielfach werden Kurse zur Einführung in die lateinische (Jura) oder griechisch-lateinische (Medizin) Fachterminologie angeboten. In allen zu den genannten Bereichen zählenden Disziplinen ist die wissenschaftliche Sprache so stark mit Wortschöpfungen durchsetzt, die vom Latein abgeleitet sind, dass ein Lateiner hier einen erheblich leichteren Zugang zur Fachterminologie hat. – Das alles wird heute wie ehemals allen Lateinschülern als Lohn ihres Fleißes in Aussicht gestellt. Doch hat der Lateinunterricht, wie auch seine Vertreter beklagen, in jüngerer Zeit an Leistungskraft eingebüßt. (Einige ‚hausgemachte‘ Gründe hierfür haben wir oben angeführt.) Der neue Lateinunterricht muss zwar mit weniger Jahren auskommen als derzeit noch üblich, kann dies aber – das beeindruckende Beispiel der Musikpflege vor Augen – durch Konzentration auf die Assimilation der Texte, durch eine aktivierende Unterrichtsform und neue Möglichkeiten häuslicher Übung wett machen. Dank der fortgeschrittenen Bildung seiner Teilnehmer (Kursstufe!) kann er sogar mehr leisten als sein Vorgänger, der, wie oft beklagt wird, in der Pubertätsphase der Schüler nur wenig gedeiht.

u) In dem hier vorgestellten Lateinunterricht kommen der Lehrkraft neue Aufgaben zu, mit

denen sich auch ihr Kompetenzprofil und ihr Rollenverständnis wandeln. Den neuen Anforderungen stehen jedoch Entlastungen gegenüber, so dass, wenn die Umstellung einmal geschafft ist, das Unterrichten wesentlich angenehmer und befriedigender sein wird. Die bereits tätigen Lehrkräfte bedürfen zunächst institutioneller und privater Fortbildung. Den angehenden Lateinlehrern muss die Universität das vermitteln, was sie vor allem brauchen, um es weitergeben zu können: einen lebendigen, passionierten Umgang mit den besten Werken der römischen Literatur sowie interessanten Dokumenten lateinischer Kultur aus der späteren Zeit (vom 4. bis zum 18. Jahrhundert). Da dieses weite Terrain – mit Ausnahme der kaum überschaubaren Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts – relativ gut erschlossen ist, wird den Universitätsdozenten dennoch genug Zeit für ihre Forschung bleiben; nur werden sie ihre Lehre zumeist nicht mehr so eng an ihre aktuellen wissenschaftlichen Interessen koppeln können. – Blicken wir zum Vergleich auf die Musik: Instrumental- und Gesangslehrer sind idealerweise selbst vorzügliche Interpreten, so dass ihre Schüler sich an ihnen orientieren können, beim technischen Detail ebenso wie bei der tieferen Erschließung der Komposition. Lateindozenten aller Stufen sollten ihnen darin – *mutatis mutandis* – nacheifern.

v) Die Lage des Lateinunterrichts ist in den Ländern Europas heute sehr unterschiedlich. Der ‚Gemeinsame Europäische Referenzrahmen für Sprachen‘ (Hg. Europarat, Straßburg 2001) erwähnt die alten Sprachen gar nicht. In der Mehrzahl der europäischen Staaten bilden die Lateinschüler schon seit längerem – seit 20, 40 oder 60 Jahren – eine kleine Minderheit. Die deutsche Lateinszene freut sich derzeit über die hohe Frequenz der Lateinklassen. Doch sollte nicht verdrängt werden, dass ihr Unterricht sich allzu oft zäh über die Jahre hinschleppt, und dass das mühsam Gelernte nach der Schulzeit von vielen bald vergessen wird, da sie Gelegenheiten, es aufzufrischen, aus dem Wege gehen. Bei Lehrern der neueren Sprachen wächst der Ärger über einen Lateinunterricht, der sich in der Folge der Schulfremdsprachen gleich hinter Englisch zu behaupten sucht und nicht selten eine zweite neuere Fremdsprache ganz verdrängt. (Vgl. F. J.

HAUSMANN: Schulfremdsprachenpolitik in Bayern – auf der Höhe der Zeit? 2006. <http://www.fapf.de/html/lv/bayern/dokumente/FJH%20N%FCrnberg.htm>) Sollte das vom Europarat formulierte Ziel, allen Sekundarschülern das Erlernen von zwei neueren Fremdsprachen zur Pflicht zu machen, von den Kultusministerien doch noch umgesetzt werden, dann würde ein Lateinunterricht, der fünf oder mehr Jahre beansprucht, selten gewählt. Genau dies ist aber bei fortschreitender Integration Europas früher oder später zu erwarten. Dann wird der schulische Lateinunterricht nur fortbestehen, wenn er verwandte Fächer nicht behindert, sondern sich auf sein Kerngeschäft, die Vermittlung dauerhafter lateinischer Literatur- und Sprachkenntnisse, konzentriert. Daraus folgt, dass antike Inhalte ihren Platz in Fächern wie Geschichte, Deutsch (allgemeine Literaturwissenschaft), Religion, Ethik, Philosophie und Bildender Kunst behalten bzw. erst noch finden müssen. Im Lateinunterricht, der heute auch solche Inhalte zu vermitteln sucht, werden sie eher punktuell, zur Erklärung der Texte, angeführt und nicht im größeren sachlichen Zusammenhang geboten

w) JEAN MONNET (1888-1979), eine Schlüsselfigur der europäischen Einigungsbewegung nach 1945, hat rückblickend geurteilt: „*Si c'était à refaire, je commencerais par la culture.*“ (Wäre es noch einmal zu machen, würde ich mit der Kultur beginnen.) [Zitiert nach TONY JUDT: Postwar. 2005. Chap. 22, Motto.] Diese Einsicht ist bis heute weder in der Bildungspraxis der EU-Länder noch in der Agenda der Krisenbewältigung (seit 2008) richtig angekommen. Das Schul- und Bildungswesen der Mitgliedsländer fällt nicht in die Zuständigkeit der EU; der Europarat aber ist dabei, seine diesbezüglichen Aktivitäten aus Kostengründen einzuschränken. – Die deutsche Lateindidaktik propagiert Latein als ‚Basissprache Europas‘, die im schulischen Bildungsgang möglichst früh zu lernen sei, so dass der übrige Sprachunterricht (auch im Fach Deutsch) wie gewünscht auf diesem Grundstock aufbauen kann (vgl. FRIEDRICH MAIER: Warum Latein? Zehn gute Gründe. Stuttgart: Reclam, 2008). In anderen großen EU-Ländern indessen bleibt der Lateinunterricht einer Phase beginnender Berufsorientierung vorbehalten – so in Frankreich dem ‚*lycée*‘ (ab 14/15 J., am inten-

sivsten im Typ ‚*lycée littéraire*‘) und in Spanien dem ‚*bachillerato*‘ (Oberstufe, ab 15 J.). Unser Lateinkonzept nimmt eine Zwischenstellung zwischen den beiden Optionen ein, die auf allgemeine oder aber auf Spezialbildung zielen: Einerseits verschiebt es den Lateinunterricht auf die Sekundarstufe 2; andererseits steht der Zugang allen (!) interessierten Schülern offen. Diese Wahl sollte dadurch erleichtert werden, dass der Lateinkurs nicht zwingend dem sprachlich-literarisch-künstlerischen Aufgabenfeld, sondern wahlweise auch dem gesellschaftswissenschaftlich-historischen Aufgabenfeld zuzuordnen ist.

x) Es wäre sinnvoll, den neuen Lateinunterricht auch in anderen Ländern der EU zu propagieren. Denn auch dort trägt die Mühe des Lateinlernens zu wenig Frucht. Schuld daran ist wohl das gemeinsame europäische Erbe einer Lateindidaktik, die seit dem frühen 19. Jahrhundert der Stellung des Gymnasiums in Gesellschaft und Staat zu entsprechen hatte. Damals drängte sich die bürgerliche und nicht minder die adlige männliche Jugend zu dem für den höheren Staatsdienst qualifizierenden Universitätsstudium, worauf der finanziell überforderte Staat mit scharfer Auslese im Gymnasium reagierte. Hier hatte schon immer der Lateinunterricht das weitaus größte Stundenkontingent erhalten und die höchsten Anforderungen gestellt. Diese Konstellation blieb aufgrund staatlicher Direktiven im 19. Jahrhundert und vielerorts noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein erhalten. Manchen früheren Humanisten war sehr wohl bewusst, dass man auch mit weniger Aufwand so viel Latein lernen kann, wie man zum Lesen und Sprechen (!) benötigt. (S. o. Abs. p, J. M. GESNERS Urteil „*Principes et eorum Ministri tuto possunt carere Grammaticâ*“ im Kontext.) Eben diese Annahme liegt unserem Lateinkonzept zu Grunde. An Gesner anknüpfend, vertrat in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auch der Philanthropinismus diese Position. Dass sie in der um 1800 heftig geführten Debatte über Bildung und Schulwesen keine Chance mehr hatte, ist auch der oben genannten Konstellation zuzuschreiben. Inwieweit in dem zweifellos milder gewordenen Lateinregiment von heute noch didaktische Grundlinien aus dem 19. Jahrhundert erhalten sind, bleibt zu prüfen. – Sollte das neue Konzept akzeptiert

werden, dann wäre für die Lehrkräfte eine EU-weite ‚*venia docendi*‘ anzustreben. Denn nichts könnte die europäische Bedeutung des erneuerten Lateinunterrichts besser illustrieren als die Bereit-

schaft der Lehrer, die lateinische Tradition in allen Regionen des ‚lateinischen‘ Europa zu vertreten, wie es einst die Humanisten der Renaissance taten.

WOLFGANG SCHIBEL, Heidelberg

Phaedrianische Ambiguitäten

Zur Interpretation von *De vulpe et uva* (fab. 4,3)

1. Ambiguitäten als Deutungsanreize

*Fame coacta vulpes alta in vinea
uvam appetebat summis saliens viribus;
quam tangere ut non potuit, discedens ait:
„Nondum matura est; nolo acerbam sumere.“*

5 *Qui, facere quae non possunt, verbis elevant,
ascribere hoc debebunt exemplum sibi.*

Von Hunger getrieben, versuchte ein Fuchs hoch im Weinstock | die Traube zu erreichen und sprang mit höchsten Kräften; | wie er sie nicht berühren konnte, sagte er im Weggehen: | „Sie ist noch nicht reif; eine saure will ich nicht nehmen.“ || Die das, was sie nicht tun können, mit Worten abwerten, | müssen dieses Beispiel auf sich beziehen.

PHAEDRUS' Fabel vom Fuchs und der Traube als nette, aber anspruchslose Geschichte zu lesen verbietet sich fast von selbst.¹ Gerade in der jüngeren Forschung konnte nämlich gezeigt werden, wie ausgefeilt viele Fabeln des Phaedrus sind, wie er intertextuelle Bezüge strategisch einsetzt, wie sorgfältig er vieles bis in kleinste sprachlich-stilistische Details formuliert, wie raffiniert und überraschend er, oft *couvriert*, auf die eigene Zeit Bezug nimmt und wie souverän er dabei mit *äsoischem* Material verfährt, sofern er solches überhaupt zugrundelegt.² Es empfiehlt sich daher, auch in diesem Fall mit einem anspruchsvollen Text zu rechnen und die Fabel sorgfältig darauf zu untersuchen, was mit ihr ausgedrückt werden soll. Im Folgenden werden mehrere Ansätze für eine Deutung entwickelt, die zeigen, dass sich eine solche Lektüre der Fabeln des Phaedrus sehr lohnt.

Zunächst scheinbar erschwert wird die Interpretation durch Ambiguitäten, die sich in dieser

und anderen Fabeln, ähnlich wie in den Oden des HORAZ,³ auf kleinstem Raum konzentriert finden. So ist das Epimythion nicht sehr konkret formuliert. EBERHARD OBERG hat zu Recht festgestellt, dass es unpersönlich gehalten ist und sein letzter Vers „rein formelhaft“ klingt, ohne eine spezielle Beziehung zur Fabelerzählung zu haben.⁴ An anderer Stelle nennt er es „farblos“ und leitet aus ihm den Ratschlag ab: „Verhalte dich so wie der Fuchs!“⁵ Aber ist es wirklich so einfach? Was will das Epimythion sagen? Sollen wir so reden wie der Fuchs, also in aussichtslosen Situationen sagen, dass wir eigentlich ohnehin kein Interesse am Gelingen hatten, oder aber eben gerade nicht wie der Fuchs, der sich mit seiner Ausrede lächerlich macht? Verhält sich der Fuchs wie ein Weiser, der darauf verzichtet, nach Unerreichbarem zu streben, oder wie ein Narr, weil er sich nach seinem Misserfolg nicht einmal die eigene Unfähigkeit einzugestehen vermag? Ist das Ziel des Fuchses „eine Verschleierung von Unvermögen und Erfolglosigkeit“?⁶ Ein anderer Interpret formulierte eher allgemein: „So dienen falsche Urteile im Grunde genommen nur der Selbst-Täuschung, oder bestenfalls dem Selbst-Trost, und man möchte meinen, daß auch die Welt manchmal von jenen schlecht gemacht wird, die das Gute mangels ihrer Fähigkeiten nicht erreichen können.“⁷ Gibt es andere mögliche Lektüren der Fabel? Reagiert der Fuchs mit seinem Ausspruch angemessen auf die misslungene „Spätlese“?⁸ So bieten die Ambiguitäten des Textes, die zunächst eine Erschwernis seiner Interpretation darzustellen schienen, im Gegenteil Deutungsanreize, aus denen heraus sich Fragen entwickeln lassen, die man dann wieder an den Text herantragen kann.

2. Eine sexuelle Deutung

Prominent ist eine sexuelle Deutung der Fabel: „Ganz fern deutet sich die Vorstellung an, der Fuchs unserer Fabel könnte ein verschmähter und unfähiger Liebhaber sein. Dagegen steht, daß das Femininum *vulpes* eher Weibliches assoziieren läßt.“⁹ Letzteres ist unzutreffend, da *vulpes* ein Epicoenum ist, wie z. B. „die Schwalbe“ im Deutschen, also ein Wort, bei dem Maskulinum und Femininum gleiche Formen aufweisen und „von der Unterscheidung des Sexus als belanglos abgesehen wird.“¹⁰

Mit Hilfe einer geeigneten Assoziationstechnik lassen sich freilich viele zumindest potentiell sexuelle Anspielungen aus der Fabel herauslesen. So heißt einmal bei PETRON in einer von ähnlichen Zweideutigkeiten reichen Passage (sat. 9-10) *fame mori*, „vor Geilheit vergehen“.¹¹ Die unreife Traube (*uva immatura*) vergleicht HORAZ (c. 2, 5, 10) mit dem noch nicht geschlechtsreifen Mädchen; im Griechischen gibt es Belege für eine anatomische Bedeutung („*the unripe hard breasts of a young girl*“),¹² während eine alte Rebe mit einer alten Frau verglichen werden kann.¹³ *Salire* kann für den männlichen Part des Geschlechtsaktes verwendet werden („besteigen“),¹⁴ *tangere* („anrühren“) ebenso.¹⁵ Sowohl (*im-*)*maturus* als auch *acerbus* können vom Zustand der Frau vor der Geschlechtsreife gebraucht werden,¹⁶ *acerbus* außerdem im Sinne von „Liebesschmerz bereitend“.¹⁷ Auch *facere* („es tun“) gehört zu den potentiell auf Sexuelles beziehbaren Verben; Petron verwendet es sogar speziell mit Bezug auf den Samenerguss,¹⁸ was in den gedanklichen Zusammenhang passen würde, in dem V. 5, wollte man einer sexuellen Deutung folgen, stehen müsste. Den Ausdruck *verbis elēvare* könnte man, wenn man es mit der *Musa lēvis* der Liebedichtung (Prop. 2, 12, 22)¹⁹ assoziativ verbindet, als Umschreibung für „in einem erotischen Gedicht behandeln“ deuten. Die Fabel wäre dann ungefähr so zu lesen: „Ein listiger Mensch vergeht vor sexueller Lust und hat Verkehr mit einer ihm attraktiv scheinenden Frau, kommt aber trotz größter Anstrengung nicht zum Höhepunkt. Danach erklärt er, dass die Frau unreif und ungenießbar sei. Das sollten sich diejenigen ins Stammbuch schreiben, die das, was sie sexuell nicht zu leisten

vermögen, in ihren erotischen Gedichten behandeln.“

Ich habe diese Deutung als erste behandelt, weil sie ein gutes Beispiel für eine grotesk misslungene Interpretation darstellt. Wenn man lange genug sucht, findet man für viele Wörter sexuelle (und noch viele andere) Konnotationen. Wenn man diese Konnotationen dann assoziativ aneinanderreicht und verbleibende Lücken mit kühnen Hypothesen füllt, kann man alles Mögliche aus einem Text herauslesen und sensationelle Entdeckungen machen. Von einer methodisch begründeten und textbasierten Interpretation ist man dann allerdings noch weit entfernt.²⁰

3. Eine metapoetisch-polemische Deutung

Wenn man *fames* als Terminus für die Ärmlichkeit oder Magerkeit eines bestimmten Rede- oder Dichtungsstils²¹ auffasst, könnte man den Versuch des Fuchses, sich die Trauben einzuverleiben, auch dahingehend deuten, dass er sich darum bemüht, seinen Stil zu verbessern, indem er einen reicheren anstrebt. Als ihm dies trotz großer Anstrengung nicht gelingt, verwirft er den angestrebten Stil als unreif und zu herb.²² Als möglicher Sitz im Leben der Fabel ließe sich dabei an eine Situation denken, in der Phaedrus auf die Polemik eines unfähigen Konkurrenten (oder Kritikers) reagiert. Der Fuchs stünde in diesem Fall für den Konkurrenten, die Trauben für die Dichtung des Phaedrus. Gewichtet man die Unklarheit des Bezugs von *verbis* in V. 5 stark (*facere* [im Sinne von ποεῖν] ... *verbis* oder *verbis elevare*), würde auch dies gut zu einer poetologischen Deutung passen.

Diese ins Metapoetische gehende allegorische Deutung ist in der Neuzeit mehrfach vertreten worden: HEINRICH BEBEL (1512) bezieht die Fabel auf inkompetente Kritiker der „Poeterey“, „die nichts gelesen oder gelernet haben“;²³ VOLTAIRE in einem Brief vom 28.12.1774 an FRIEDRICH II. auf untalentierte Kritiker, wobei er sich auf die Fassung bei LA FONTAINE beruft.²⁴ Die Fabel so zu lesen ist nicht zuletzt insofern attraktiv, als Phaedrus auch in anderen Fabeln, teils ganz ausdrücklich, auf sich und seine Situation als Dichter Bezug nimmt. Überdies wird an vielen Stellen in der antiken Dichtung die Qualität von Dichtung

mit der von Wein, also einem Traubenprodukt, verglichen.²⁵ Letztlich bleibt diese Interpretation aber trotz ihrer, wie ich meine, vergleichsweise größeren Attraktivität ähnlich spekulativ wie die sexuelle.

4. Eine existentielle Deutung

Wenn man unter *discedere* nicht „weggehen“, sondern „sterben“ versteht, erhält die Fabel noch eine andere Wendung. Der Fuchs, der am Verhungern ist (*fame coacta* deutet auf sehr starken Hunger), sieht über sich Trauben hängen. In der Hoffnung, durch sie dem Hungertod zu entgehen, sammelt er alle Kräfte noch ein letztes Mal und versucht, sie springend zu erreichen. Aber sie hängen zu hoch. Jetzt sind seine Kräfte verbraucht; er stirbt. Sterbend (*discedens*) aber sagt er, die Trauben seien ja noch gar nicht reif, und saure wolle er sowieso nicht nehmen.

Zu Anfang der Fabel ist der Fuchs nicht souverän, sondern ein Getriebener, nicht autark, sondern aufgrund seiner inneren Disposition, dem Hunger, abhängig von äußeren Gütern, die er begehrt, um seinen Hunger zu stillen. Am Anfang steht also ein Mangelzustand, der durch die Kopfstellung von *fame coacta* deutlich betont wird.²⁶ Am Ende aber gewinnt der Fuchs Souveränität, indem er über die Kontrolle ausübt, was er beeinflussen kann, während er von dem ablässt, was er nicht beeinflussen kann. Damit ist er, zumindest im Moment seines Todes, wieder Herr seiner selbst.

So verstanden wäre der Tod des Fuchses geradezu der Tod eines Philosophen, der am Ende des Lebens über alle materiellen Bedürfnisse ebenso triumphiert wie über Hunger und sogar Todesfurcht. Wenn dies dem Fuchs tatsächlich gelungen wäre, stünde es ihm wohl an, von der heiteren Warte des abgeklärten Denkers über das soeben noch verspürte existentielle Begehren einen (selbst-)ironischen Witz zu machen. Allerdings tut diese Deutung dem Fuchs vielleicht zu viel philosophische Ehre an, zumal es sich bei ihm um ein „unheroisches“ Tier handelt.²⁷ Immerhin aber kann diese Interpretation formuliert werden, ohne dass man sich vom Wortlaut des Textes allzu sehr entfernen muss; vorausgesetzt wird freilich ein bestimmtes Verständnis von *discedens*.

Gegen diese Deutung spricht allerdings, dass in den Versionen der Fabel bei „Äsop“, Babrios und „Romulus“ der Fuchs nicht stirbt, sondern einfach weggeht.

5. Eine handlungstheoretische Deutung

ANDREAS FRITSCH hat gezeigt, dass in den Fabeln des Phaedrus, gerade auch nach dessen eigener Auffassung, die Behandlung der Gefühlswelt eine wichtige Rolle spielt.²⁸ Zum Zweck einer übersichtlicheren Einteilung im Rahmen einer Textanalyse legt er „als Suchinstrument“ das in der frühen Kaiserzeit verbreitete stoische Raster der *affectus* bzw. πάθη zugrunde, das vier jeweils als Paar aufeinander bezogene Grundaffekte kennt: Freude und Leid, Begehren und Furcht (*voluptas/laetitia, aegritudo, cupiditas, metus*; ἡδονή, λύπη, ἐπιθυμία, φόβος). Nach stoischer Ansicht lassen sich alle anderen Gefühlsregungen diesen Grundaffekten zuordnen.²⁹ An fab. 4, 18 und anderen Stellen zeigt Fritsch im Detail, welche Affekte von Phaedrus thematisiert werden. Dieser Ansatz ist vielversprechend und für eine Behandlung im Unterricht gut geeignet, erlaubt er doch nicht nur, gerade auch in heutiger Zeit relevante Fragen nach dem Umgang mit „Emotionen“ im Gespräch mit den Schülerinnen und Schülern zu diskutieren, sondern auch, die Fabeltexte mit einer Auswahl aus philosophischer Prosa – zu denken wäre z. B. an CICEROS *De officiis, Tusculanae disputationes* oder SENECAS *De ira* – in fruchtbare Beziehung zu setzen.

Daher soll die Fabel im Folgenden aus dieser Perspektive untersucht werden.³⁰ Aus affekttheoretischer Sicht ist ein für die Deutung der Fabel wichtiges Wort die erste finite Verbform: *appetebat* (V. 2). Zunächst kann das Verb schlicht den Versuch des Fuchses ausdrücken, die Trauben zu erreichen. Liest man die Fabel jedoch affekttheoretisch, so findet man in *appetebat* einen der zentralen Begriffe der antiken Handlungstheorie, *appetitus* bzw. ὄρεξις, was oft, doch nicht ganz zutreffend, mit „Begierde“ übersetzt wird; ein eher neutraler Begriff wie „Begehren“ oder „Streben“ wäre diesem vorzuziehen.³¹

Nach einer z. B. von CICERO in *De officiis* referierten, stoisch geprägten Ansicht³² sollen wir allen Menschen gegenüber *reverentia* üben.

Hierbei sind die Bewegungen des Körpers nicht so wichtig wie die der Seele, bei denen es ebenfalls gilt, die Schranken des *decorum* zu beachten (1, 100). Hierfür ist wichtig, dass das Seelenvermögen der Vernunft (*ratio*) das Seelenvermögen des Strebens, die Strebekraft (*appetitus*), lenkt und ihm vernünftige Grenzen setzt (1, 101). Um dies zu erreichen, muss die Strebekraft der Vernunft gehorchen. Wenn sie dies nicht tut, wie beim Zornigen oder sonst von einer Leidenschaft Hingerissenen, geraten Geist und Körper in Unruhe (1, 102). Daraus ergibt sich, dass die Strebekräfte klug eingedämmt werden müssen, damit wir, wie Cicero sagt, nicht unbedacht und aufs Geratewohl, ohne Überlegung und nachlässig handeln (*ne quid temere ac fortuito, inconsiderate neglegenterque agamus*).³³

Der Fuchs in der Fabel beendet sein Streben mit der Aussage, dass es sich bei dem zunächst von ihm erstrebten Gegenstand (in aristotelischer Diktion: dem ὀρεκτόν),³⁴ den Trauben, gar nicht um etwas Süßes und Angenehmes gehandelt hat, wie er dachte, sondern etwas Saures. Er korrigiert damit das von ihm zunächst getroffene Urteil über den erstrebten Gegenstand. Anders handeln z. B. die Hunde in einer weiteren Fabel des Phaedrus (1, 20). Sie haben ihren *appetitus* so wenig unter Kontrolle, dass sie schließlich an ihrem Streben, oder genauer: an ihrer Unfähigkeit, ihrem Streben mit Hilfe ihrer Urteilskraft wirksam eine Grenze zu ziehen, zugrunde gehen. Der Fuchs aber überwindet seine eigene Begierde (ἐπιθυμία), indem er der Strebekraft das Motiv entzieht; damit zeigt er sich als selbstbeherrscht (ἐγκρατής) – aus affekttheoretischer Sicht, etwa des Aristoteles, ist dies ein Zeichen von praktischer Klugheit (φρόνησις).³⁵ Genau genommen liegt die Sache noch komplizierter, da der Fuchs ja nicht seine tatsächliche Meinung über die Trauben geändert hat. Im Endeffekt jedoch ist es richtig, wie er sich verhält; es bewahrt ihn vor Schaden und liegt insofern auch in seinem rationalen Interesse. Ein solches Verhalten wird unter dem Stichwort „*sour grapes*“ in der Sozialtheorie als Möglichkeit diskutiert, die Effekte kognitiver Dissonanz zu vermindern.³⁶ Das stoische Pendant zu dieser Auffassung findet seinen Ausdruck in dem CHRYSIPP und ZENON zugeschriebenen Bild

vom Hund und dem Wagen. Ein Hund, an einem Wagen festgebunden, hat die Wahl, entweder mit diesem mitzulaufen oder sich gegen das Mitlaufen zu sträuben. Auch wenn er an der Richtung des Wagens selbst nichts ändern kann, so gilt doch: Lläuft er mit, ist das weniger schmerzhaft für ihn, als wenn er nicht mitläuft und dem Zwang des rollenden Gefährts ausgesetzt ist.³⁷

Liest man Phaedrus' Fabel in dieser Weise, dann kann sie zur Klärung der Frage beitragen, was beim Menschen richtiges Handeln ausmacht und in welchem Verhältnis menschliches Erkennen zu menschlichem Handeln steht. Eine solche Deutung ist schon insofern den anderen hier erwähnten überlegen, als die sexuelle, poetologisch-polemische und sogar die existentielle Deutung gleichsam Sonderfälle der handlungstheoretischen Aussage darstellen, die aus der Fabel gewonnen wurde.³⁸

In diesem Sinne bestätigt sich auch die Bemerkung des Didaktikers KLAUS DODERER, dass Fabeln eine ihrer wichtigsten Grundkonstellationen (nämlich: eine oder mehrere Figuren geraten in eine Zwangslage) u. a. in die Demonstration enden lassen können, dass die in einer Zwangslage befindlichen Figuren sich aus dieser mit den ihnen jeweils eigenen Mitteln und Fähigkeiten befreien können. Insofern stellen Fabeln unpräzise „Anweisungen zum Überleben“ dar bzw. lehren „ein kritisches Verhältnis zur Welt“ und zu sich selbst.³⁹

Versteht man die Fabel auf die hier skizzierte Weise, also gleichsam als Mittel zur *éducation sentimentale* ihres Publikums,⁴⁰ so bietet sie zum einen ganz konkrete Lebenshilfe in einer Art, die auch von jüngeren Schülerinnen und Schülern gut verstanden und diskutiert werden kann, andererseits regt sie zu einem allgemeineren Nachdenken über den Umgang des Menschen mit seinen Gefühlen an und bietet damit, wie schon gesagt, einen möglichen Ansatzpunkt für die Lektüre anderer Texte, z. B. CICEROS oder SENECAS, vor einem weiteren Horizont, sei es im Lateinunterricht selbst oder in Form eines fächerübergreifenden Unterrichtsprojekts zum Umgang des Menschen mit seinen Emotionen.

So erweist sich die handlungstheoretische Deutung der Fabel auch in didaktischer Hinsicht

einer primär auf das Sexuelle gerichteten Lektüre als überlegen: Statt zu grundlegenden Fragen wie den soeben erwähnten etwas beizutragen, würde sich eine sexuelle Deutung letztlich darin erschöpfen, bestimmte Wortgleichungen herzustellen und sich schließlich an den sensationellen Ergebnissen dieses „Einsetzspiels“ zu delectieren. Gelernt würde dabei – wenn überhaupt etwas – dann vor allem die Trivialität, dass uferlose Allegorese prinzipiell immer möglich ist. Eine Hilfe zum Nachdenken über sich selbst und zur klareren Bestimmung der Position des Menschen (und damit auch der eigenen) in der Welt hingegen wäre auf diesem Weg wohl eher nicht zu erzielen.

Anmerkungen:

- 1) Für eine aktuelle Interpretation der Fabel, die auch einen Vergleich mit den entsprechenden Versionen in den Fabeln des „Äsop“ (fab. 15 Perry), bei Babrios (fab. 19 Perry) und „Romulus“ (fab. 4, 1 = 71 Thiele) bietet, vgl. Dunsch, B.: *Nolo acerbam sumere*: Phaedrus' Fabel vom Fuchs und der Traube, in: *Der altsprachliche Unterricht* 56 (2013), H. 3, S. 36-40; in diesem Heft finden sich viele weitere Beiträge zur Behandlung der Fabeln des Phaedrus im Unterricht. Vgl. auch Fritsch, A.: *Fabeln im Lateinunterricht*, in: Dithmar, R. (Hg.), *Fabeln und Parabeln im fächerverbindenden Unterricht*, Ludwigsfelde 2002, 136-167.
- 2) Vgl. z.B. Dunsch, B.: *In cothurnis prodit Aesopus*: Phaedrus' literarische Selbstverteidigung (Fab. 4, 7), in: *Millennium* 7 (2010) 37-50; Gärtner, U.: *Maske, Perle, Feile, Lyra – Phaedrus, die literarische Gattung und die klassische Bildung*, in: *Hermes* 139 (2011) 216-248.
- 3) Vgl. Wimmel, W.: *Sprachliche Ambiguität bei Horaz*, München 1994, und ders., Art. „ambiguità“, in: Mariotti, S. (Hg.), *Enciclopedia Oraziana*, Bd. 2, Rom 1997, 789-795.
- 4) Vgl. Oberg, E.: *Phaedrus-Kommentar*, Stuttgart 2000, 164f.
- 5) Oberg, E. (Hg.): *Phaedrus. Fabeln. Lateinisch-deutsch*, Düsseldorf/Zürich 21999, 225.
- 6) Vgl. Köhler, I.: *Fuchs und saure Trauben*, in: *Enzyklopädie des Märchens*, Bd. 5 (1987), Sp. 527-534, hier 529.
- 7) Pietsch, W. J.: *Der Fuchs und die Traube. Ein Plädoyer für die Fabel*, in: *Jahresbericht Akademisches Gymnasium Graz* 1988/89, 3-12, hier 8.
- 8) Zu dieser sowie einer Reihe anderer Interpretationsfragen vgl. Dunsch (wie Anm. 1).
- 9) Oberg (wie Anm. 4) 165.
- 10) Hofmann, J.B./Szantyr, A.: *Lateinische Syntax und Stilistik*, München 1972, 7 (§ 13).
- 11) Zu *cogere* vgl. Pichon, R.: *Index verborum amatoriorum*, Paris 1902 (Ndr. 1991), 105.
- 12) LSJ s.v. ὄμφαξ II.2.; in gleichem Sinne ὄμφάκιον.
- 13) Epigonos von Thessalonike, Anth. Pal. 9, 261.
- 14) Vgl. Adams, J.N.: *The Latin Sexual Vocabulary*, London 1982, 206.
- 15) Vgl. Adams (wie Anm. 14), 185f.
- 16) Für (*im-*)*maturus* siehe OLD s. v. *maturus* 2a und s. v. *immaturus* 2; für *acerbus* OLD s. v. 2a, besonders die dort genannte Stelle Varr. Men. 11 Astbury: *virgo de convivio abducatur ideo quod maiores nostri virginis acerbae auris veneriis vocabulis imbui noluerunt*.
- 17) Vgl. Pichon (wie Anm. 11), 78.
- 18) Vgl. Adams (wie Anm. 14), 204.
- 19) Für weitere Belege von *levis* im Zusammenhang mit erotischer Dichtung vgl. Pichon (wie Anm. 11), 188.
- 20) Für eine Diskussion möglicher Prinzipien einer solchen methodisch begründeten Interpretation vgl. v. a. Eco, U.: *Die Grenzen der Interpretation*, München 1995, sowie Heath, M.: *Interpreting Classical Texts*, London 2002. Eine engagierte Kritik an der Applikation der assoziativen Methode und ähnlicher Verfahren („Herantragen moderner Ansichten“, „Herantragen von Symbolismen“, „Veränderung der Gewichte“ u.a.) auf antike Texte hat Maurach, G.: *Methoden der Latinistik*, Darmstadt 1998, 99-115, formuliert; vgl. dazu aber auch die Kritik z.B. in der Besprechung von R.F. Gleis, *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft* 2 (1999) 1071-1076. Vgl. überdies ein jüngeres Buch von G. Maurach mit ähnlicher Zielsetzung: *Interpretation lateinischer Texte. Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht*, Darmstadt 2007. Eine Fundamentalkritik der „projektiv-aneignenden Interpretation“ bietet Tepe, P.: *Kognitive Hermeneutik*, Würzburg 2007, 109-132 und passim; dieses Werk sei mit Nachdruck allen empfohlen, die sich mit der methodischen Begründung des Interpretierens von Literatur beschäftigen möchten.
- 21) So Cic. Tusc. 2, 3.
- 22) Vom Stil wird *maturitas* Quint. Inst. or. 12, 10, 11 und Tac. Dial. 26, 1 gebraucht; *acerbitas* als Stilqualität, allerdings im positiven Sinne, Quint. Inst. or. 10, 1, 94 und 117, im negativen bei Gell. Noct. Att. 13, 2, 3.
- 23) Zitiert bei Köhler (wie Anm. 6), 529.

- 24) Vgl. Ages, A.: Voltaire and La Fontaine. The Use of the Fables in the Correspondence, in: *Revue de l'Université d'Ottawa* 39 (1969), S. 577-583, der die Stelle zitiert (582): „Vous me comparerez peut-être au renard de La Fontaine qui trouvait les raisins trop aigres auxquels il ne pouvait atteindre. Non, ce n'est pas cela, mais de réflexions, que la connaissance de l'histoire et ma propre expérience me fournissent.“
- 25) Vgl. z.B. Lill, A.: Wine and a Trial of Character in Horace's Poems, in: *Journal of Wine Research* 11 (2000), 35-47.
- 26) Vgl. Pietsch (wie Anm. 7) 8.
- 27) Vgl. Köves-Zulauf, Th.: Die Verehrung von Tieren in der griechisch-römischen Antike. Die römische Fuchshetze, in: Roth, H. (Hg.): *Zum Problem der Deutung frühmittelalterlicher Bildinhalte*, Sigmaringen 1986, 57-65, hier 61.
- 28) Vgl. Fritsch, A.: Die Gefühlswelt in den Fabeln des Phaedrus, in: Bormann, D./Wittchow, F. (Hgg.), *Emotionalität in der Antike. Zwischen Performativität und Diskursivität. Festschrift für Johannes Christes*, Berlin 2008, 225-245; zu Phaedrus' eigener Auffassung vgl. 3 prol. 33-40 (bes. Vers 36).
- 29) Vgl. Fritsch (wie Anm. 28) 230 mit Hinweis auf Cic. Tusc. 3, 24.
- 30) Hierzu vgl. auch die kurze Analyse bei Dunsch (wie Anm. 1), 39.
- 31) Vgl. Jakobi, K.: Aristoteles über den rechten Umgang mit Gefühlen, in: Craemer-Ruegenburg, I. (Hg.): *Pathos, Affekt, Gefühl*, Freiburg i.Br./München 1981, 21-52, hier 34 Anm. 24.
- 32) Bei den Untersuchungen zu den vier Tugenden, die den Hauptteil des ersten Buches von *De officiis* bilden (1, 18-151), nimmt die Erörterung der *temperantia* den größten Raum ein (1, 93-151); vgl. Lefèvre, E.: *Panaitios' und Ciceros Pflichtenlehre. Vom philosophischen Traktat zum politischen Lehrbuch*, Stuttgart 2001, 52-74.
- 33) Vgl. Dunsch, B.: Homo an liber? Zur Ethik des Scherzens in Cicero, *De officiis* 1, 103f., in: *Hyperboreus* 18 (2012), 87-106.
- 34) Vgl. Krewet, M.: *Die Theorie der Gefühle bei Aristoteles*, Heidelberg 2011, 504f.
- 35) Zur „praktischen Klugheit“ nach Aristoteles vgl. Krewet (wie Anm. 34) 522-531.
- 36) Vgl. Elster, J.: *Sour Grapes. Studies in the Subversion of Rationality*, Cambridge 1991, 109-124, hier 118: „[I]t is better to adapt to the inevitable through choice than by non-conscious resignation.“
- 37) SVF II 975 = 506 Nickel.
- 38) Dass eine gezielte Selbsttäuschung – oder besser: Korrektur des Urteils – auch in einer erotischen Beziehung nützlich sein kann, ist ein auch sonst in der lateinischen Literatur zu findender bekannter Gedanke, vgl. Ov. Rem. 325f.: *Qua potes, in peius dotes deflecte puellae/iudiciumque brevi limite falle tuum* mit dem Kommentar von Geisler, H.J.: *P. Ovidius Naso. Remedia amoris mit Kommentar zu Vers 1-396*, Diss. Berlin 1969, 324-326.
- 39) Vgl. Doderer, K.: *Fabeln. Formen, Figuren, Lehren*, München 1977, 109-115 (die Zitate: 114 und 115); Fabeln können nach Doderer, grob gesagt, in dreierlei Demonstration enden: (1) der entstandene Zustand ist eine berechnete, angemessene Folge falschen Verhaltens; (2) die in einer Zwangslage befindlichen Figuren befreien sich mit Hilfe eigener Ressourcen aus dieser; (3) die Fabel zeigt die Unabänderlichkeit bzw. Ausweglosigkeit einer Situation und die Ohnmacht derjenigen, die sich in ihr befinden.
- 40) Zur anthropologischen Begründung der Auffassung der Dichtung als Mittel zur Kultivierung von Gefühlen vgl. z.B. die Deutung des 9. Kapitels der aristotelischen *Poetik* durch Schmitt, A.: *Aristoteles. Poetik*, Berlin 2008, 372-426, die förderlich ist, auch wenn man ihr in einer Reihe von Einzelheiten nicht folgen muss; vgl. dazu jetzt auch Schwinge, E.-R.: *Kunst und Wirklichkeit in Aristoteles' Poetik*, in: *Rheinisches Museum N.F.* 155 (2012), 41-64, besonders 47-49.

BORIS DUNSCH, Marburg

Das Europa-Symbol

Wie *das* Europa und *die* Europa zusammengefunden haben

(Schlussteil des Beitrags im Forum Classicum 1/2013, 11-18)

Wie Europa endgültig zu einem geographisch fixierten Gebiet, zu einer politischen Idee und zu einem eigenständigen Kulturraum geworden ist, hat sich, wie herausgearbeitet, als langwieriger und mühsamer Prozess erwiesen. Im Laufe dieses Prozesses avancierte offensichtlich auch die Konfiguration „Europa auf dem Stier“ zum Symbol des Kontinents. An ihm haben sich die drei Dimensionen des europäischen Selbstverständnisses verfestigt – was an einem einschlägigen Beispiel sofort einsichtig wird. Eine Karikatur der SZ von 2010 zeigt den

störrischen Stier, auf dem sich eine ihm offensichtlich unwillkommene Reiterin als Europa geriert: Die Verschleierung zusammen mit dem „Himmelszeichen“ (Mondsichel und Stern) identifizieren die Frau als Türkin. Ein Politikum ist hier demnach als „Sorge um Europa“ in der verklausulierenden Form einer Karikatur dem kritischen Betrachter vor Augen gebracht: die Ambition der Türkei, in die EU als Vollmitglied aufgenommen zu werden. Gehört das Land geographisch, politisch und kulturell zum Westen der eurasischen Landmasse?



Die Antwort darauf ist vor dem Hintergrund des Prozesses der europäischen Selbstfindung gar nicht so leicht zu geben. Man denke an den Bosphorus, an dem nach Westen hin einst Konstantinopel (heute = Istanbul) gelegen ist, die Hauptstadt des oströmischen Reiches und eines der großen Zentren antik-griechischer Wissenschaft. Mit einem Teil, wenn auch einem winzigen, freilich wichtigen, war und ist die Türkei europäisch.

Das Bild in der Form der Karikatur macht – das wird von seinem Schöpfer erwartet – spontan eine solche Problematik bewusst. Wie ist ihm jedoch im Lauf der Geschichte eine solche Funktion zugewachsen? Wie kam es zu dieser heute weithin gültigen Symbolisierung des antiken Mythos? So viel ist sicher: „Europa auf dem Stier“ gilt heute als ein starkes Traditionssymbol. Die Konfiguration ist zur programmatischen Chiffre

für die Europa-Idee geworden. Man glaubt nämlich fest, der Kontinent Europa verdanke seinen Namen der phönikischen Königstochter. Auf dem neuen 5-EURO-Schein ist deshalb ihr Kopf abgebildet. Doch ist solcher Glaube berechtigt? Die Suche nach einer Antwort auf diese Frage



Bild auf einem kretischen Helm, um 650 v. Chr.

„Europa“ als Mädchenname ist erstmals im 8. Jh. v. Chr. erwähnt in HESIODS Theogonie, 157, als Tochter des Okeanos, also als eine der 8000 Okeaniden. Auch in HOMERS Ilias 14, 312 ff., begegnet der Name, hier für eine Göttin, die mit Zeus in Verbindung stand. Spuren von ihrer Existenz als von Zeus geraubter Königstochter finden sich wohl in späterer epischer, lyrischer oder sogar tragischer Dichtung. In HERODOTS Historien (Ende des 5. Jh's) ist der Tatbestand des Raubes der Königstochter aus Phönicien explizit und funktional angesprochen. Die ausgefeilte und später dominante Erzählung vom Abenteuer der Entführung ist jedoch erst durch MOSCHOS, einen bukolischen Dichter aus Sizilien, im 2. Jh. v. Chr. geschaffen worden. Sein Epyllion „Europa“ wurde wohl Vorbild für OVIDS Fassung in den

führt uns auf unsicheres Gelände. Wie ist es dazu gekommen? Der Mythos vom Raub der Europa durch den Göttervater Zeus ist uralte. Wohl schon vor seiner literarischen Fixierung tritt er uns in Abbildungen oder Mauerreliefs entgegen, z. B:



Halbrelief von Selinunt auf Sizilien, Anfang 6. Jh. v. Chr.

Metamorphosen 2, 836ff. Da wird vom Casanova des Olympos das in ihn als Stier verliebte Mädchen über das Meer entführt, von Phönicien in Richtung Westen.

Von Ovid ging der Impuls zur schöpferischen Auseinandersetzung mit diesem Sujet aus, so dass es sich im kulturellen Gedächtnis der Menschen dauerhaft verfestigte. Seit Beginn der Kaiserzeit war die Geschichte von „Europa auf dem Stier“ im Umlauf, wie gerade die Wandgemälde in Herculaneum und Pompeji zeigen. Zeus erscheint hier freilich nicht als der Räuber, sondern als der Geliebte des entführten Mädchens. Das Motiv ist hier als Bild ausschließlich zu einem Schmuckelement für Wände und Mosaiken in den Luxusvillen geworden, es taucht auch auf Vasen, Schalen und Teppichen als dekoratives Mittel auf.



Europa auf dem Stier, Pompeji, 1. Jh. n. Chr.



Europa an den Stier geschmieg, Wandgemälde aus Herculaneum, 1. Jh. n. Chr.

Am Ende der Antike war diese Konfiguration allerdings wie alle mythischen Schmuckelemente bedeutungslos geworden, ja sie war einer bis dahin ungewohnten Verwilderung preisgegeben.

Wie aber kamen *das* Europa und *die* Europa zusammen? Es gibt einige antike Textbelege, in denen sich eine Annäherung des ES an die SIE andeutet. Zunächst an der bereits angezeigten Herodotstelle 1,2ff.: Dort heißt es, Griechen, wahrscheinlich Kreter, hätten Europa, die Königs-tochter aus Phönikien geraubt, woraufhin von

König Priamos' Sohn Alexander (also Paris) Helena aus Griechenland nach Troja entführt worden sei. Das habe zum Zug der Griechen nach Asien und zur Eroberung Trojas geführt. Die Griechen hätten dabei große Schuld auf sich geladen. „Sie zogen eher gegen Asien zu Felde als die Perser gegen Europa.“ (Hist.1, 4). Hier tritt uns erstmals die Konfrontation Asien-Europa in Verbindung mit der Gestalt der mythischen Europa entgegen. Doch erweist sich auch da Europa als Kontinent mit Europa als Frau durch nichts anderes verbunden als durch die zufällige

Namensgleichheit. Europa ist, wie auch sonst, als das geografisch undefinierte „Westland“ verstanden, an dem sich Asien wegen des Frauenraubes zu rächen beabsichtigte.

Im Kleinepos des ebenfalls schon zitierten MOSCHOS (V 8ff.) lässt die dichterische Imagination erstmals eine enge Verbindung von Mythos und Kontinent erkennen, insofern der Autor die phönikische Königstochter in der Nacht vor ihrer Entführung von zwei Kontinenten – „Asien und der gegenübergelegene; sie hatten die Gestalt von Frauen“ – träumen lässt, die um sie kämpfen, um schließlich zu dem nach ihr benannten Kontinent hinübergezogen zu werden (vgl. ASBACH, 47) Diese Hypothese der Benennung des Kontinents nach der Königstochter ist, wie OLAF ASBACH, meint, eine aus der Retrospektive gemachte Konstruktion, „der Versuch, sich den Zusammenhang von Mythos und Geographie begreiflich zu machen“. Sie hat weder bei OVID noch bei anderen Autoren Berücksichtigung gefunden. Beim römischen Lexikographen SEXTUS POMPEIUS FESTUS (2. Jh. n. Chr.) taucht plötzlich unter dem Stichwort „Europa“ die Notiz auf: *Europam tertiam orbis partem ab Europa Agenoris filia, certum est appellari.*

Für diese „sichere Feststellung“ liefern die Quellen in keiner Weise den Beleg. Sie gibt gewiss keine in der „öffentlichen Meinung“ vertretene Überzeugung wieder, zumal Europa als Kontinent, wiewohl geografisch schon genauer bestimmt, im Imperium Romanum nirgendwo mehr eine größere Rolle spielte. Man hat wohl im Rückblick wegen der Namensgleichheit die Legende von der ursprünglichen Namensgebung erfunden.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass das geografische Europa und die mythische Europa vom Anfang bis zum Ende der Antike im allgemeinen Bewusstsein der Menschen unabhängig und gewissermaßen einander fremd geblieben sind. Beide gehen sie – als der irrelevant gewordene geografische Begriff und als die verwilderte Mythosgestalt auf dem Stier – in den Wogen der Völkerwanderung unter. Beide tauchen nach den „dunklen Jahrhunderten“ wieder auf, jeweils verwandelt – christianisiert: der Kontinent als gemeinsamer geografischer Raum der

Christenheit (s. F.C. 1/2013, 14f.), die Mythoskonfiguration gleichsam als getaufte Einheit. Im Zuge der christlichen Allegorisierung des antiken Mythos unterschob man der Geschichte und ihren Figuren andere Funktionen, wie aus einem Holzschnitt etwa des 15. Jh. deutlich wird:



„Diese Jungfrau Europa versinnbildlicht die Seele [...], Jupiter ist der Sohn Gottes, der sich, um die Seele zu retten, in einen Stier verwandelt, was bedeutet, dass er körperliche Gestalt annahm.“ (ROUGEMONT, 22). Eine solche Verwendung des Bildes diente der religiösen Erbauung. Sie lässt aber auch erkennen, dass das antike Motiv von seiner Substanz her über die Allegorie auf Symbolisierung hin angelegt ist. Der geografische Bezug blieb hier jedoch völlig außer Ansatz.

Allerdings hat „Europa und der Stier“ auch als mythisches Paar sozusagen unverändert im Rahmen der Mythen tradition die Völkerwanderung überlebt. Wie andere Werke antiker Autoren wurden auch OVIDS „Metamorphosen“ in den Klöstern durch die Katastrophenzeit gerettet. Gerade sie wurden in aufwendig gestalteten Handschriften verbreitet und dabei auch mit Holzschnitten oder Kupferstichen illustriert. Die Europa-Episode war ein beliebtes Motiv, wie der Holzschnitt aus Venedig 1509 zeigt, in dem die ganze Europa-Episode in epischer Abfolge illustriert ist.



Holzchnitt aus Venedig, 1509

Entscheidend aber ist, dass auch bei solcher Mythen-Rezeption die Konfiguration „Europa auf dem Stier“ in keiner Weise mit dem Kontinent „Europa“ in Verbindung gebracht wurde. Die Europa und *das* Europa waren sich damals offensichtlich so fremd wie noch nie. Anders ausgedrückt: Die etwa von ENEA SILVIO PICCOLOMINI beschworene Europa-Idee und die in den neuen Handschriften wiederbelebte Europa-Geschichte waren zwei völlig verschiedene Größen. Und doch müssen sie in der beginnenden Neuzeit allmählich zusammengefunden haben. Wie das geschehen ist, gilt nach wie vor als Rätsel. Der Versuch, es zu lösen, ist nicht ohne abenteuerliche Züge. Zu mehr als plausiblen Hypothesen kommt man allerdings nicht.

Die Verbindung der beiden kann sich wohl vollzogen haben, indem man sich Europa als geo-

graphischen Raum in der Gestalt einer Frau vorgestellt hat; die lateinische Endung *-a* in Europa signalisiert ja das Femininum. Von da aus bieten sich nun zwei Lösungen an.

Erster Lösungsansatz (ausführlicher dazu MAIER, 1990, 26ff.): Schon seit Mitte des 14. Jh. unter Kaiser KARL IV. (mit Sitz in Prag) stellte man sich die Landformation Europa als Frau vor. Europa gewann das Aussehen einer Königin, wobei man Böhmen mit Prag „als das Herz der ‚Frau Europa‘“ (FRANZ SEIBT, 104) propagierte. Ein markantes und aufschlussreiches Dokument dieser Vorstellung liegt in dem Gemälde (u. a. in SEBASTIAN MÜNSTERS *Cosmographia* 1588) vor, in dem der „Kontinent Europa als Königin“ dargestellt ist. Das Europa erscheint hier personifiziert – als weiblicher Körper.



Europa als Königin, 1588

„Europa wird in dieser Weise zugleich als einheitlicher – geistlicher wie weltlicher, nach innen wie außen (relativ) klar abgegrenzter Akteur wie auch als Schauplatz der politischen und christlichen Einheit imaginiert.“ So neuerdings OLAF ASBACH (119). Stellt man die Frau aufrecht, wie man das etwa in der SZ vom 7./8.1995 (Nr. 5 S.V) mit der Abbildung von JOHANN RAUW versucht hat, so drängt sich die Identifikation zwischen der Königin Europa als Kontinent mit der Königstochter Europa als mythischer Figur auf; in der Folge konnte die als Bild tradierte „Europa auf dem Stier“ durchaus zum Zeichen für den Kontinent Europa werden.



Johannes Rauw, Jungfrau Europa (Ende 15. Jh.)
(abgedruckt in John Hale, 1994)

Zweiter Lösungsansatz: Man visualisierte überhaupt die vier durch die Endung -a als feminin festgelegten Kontinente Asia, Africa, America und Europa als Frauengestalten, wie ein Dokument von 1649 treffend zeigt. Europa hat hier nicht mehr nur die Umrisse einer Frau. Nun ist sie wie Africa, America und Asia ganz Frau. Jetzt aufrecht auf der Weltkugel sitzend symbolisiert die Europa-Gestalt „die Europäisierung der Welt“ im Zeichen

der Bibel. Das Symbol übernimmt hier zugleich eine religiös-politische Funktion, insofern es die Überlegenheit des europäischen Kontinents über die anderen drastisch verdeutlicht.



M. Merian, Allegorie der vier Erdteile



Europa virgo tauro insidens, Köln 1588

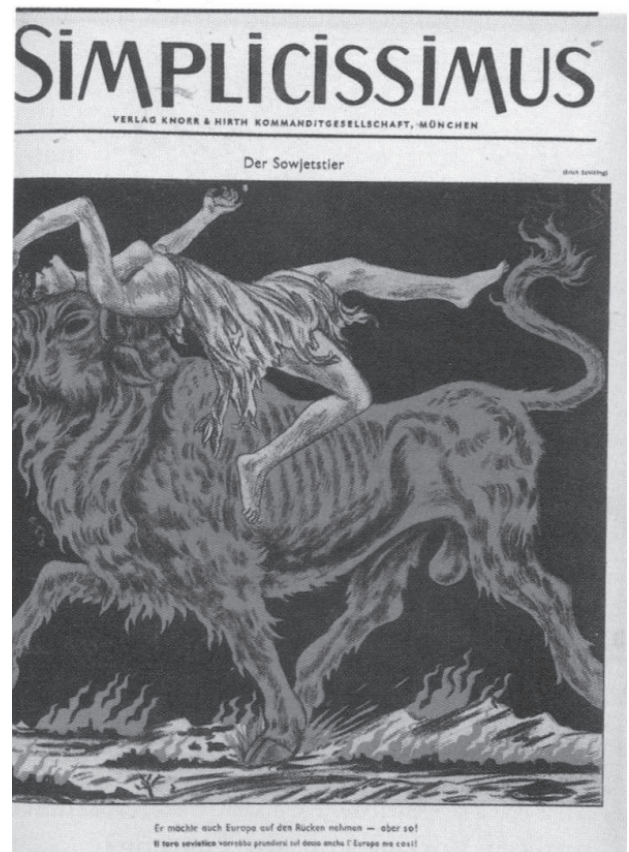
Diese königliche Funktion und Position machte, so lässt sich folgern, die Gleichsetzung der „Königin Europa“ mit der „Königstochter Europa“ möglich. Gleichzeitig, vielleicht auch schon etwas früher ist die Verbindung der beiden vollzogen. Europa sitzt auf dem Stier, und wird als „der herausragendste der vier Erdteile“ (*quatuor orbis terrar[um] praestantiss[ima]*) bezeichnet. „Aus der entführten Europa wird die Reiterin Europa auf dem Stier ... Die phönikische Königstochter gewinnt als Königin Europa ihre Eigenständigkeit und tritt zumeist mit einem Kartengewand auf, welches die damaligen Bezeichnungen der großen europäischen Territorien enthält“ (ELISABETH LICHTENBERGER, 2005, 216). Zudem ist das Symbol in hohem Maße ideologisch unterlegt: Es verweist auf die Idee einer weltumfassenden Christianisierung und Kultivierung. Das antike Paar ist nun endlich zum Symbol für den als Einheit begriffenen Kontinent geworden. Die mythische Europa war nun endgültig politisiert.

Je mehr diese Idee einer Vereinigung Europas zur Vorgabe politischen Denkens und Handelns wurde, umso stärker setzte sich dieses Symbol durch, in Tages- und Wochenzeitungen, satirischen Zeitschriften, auf Plakaten und Gemälden. Die Europa-Idee, im Zuge der Aufklärung säkularisiert und in ihrem Kern immer stärker auf den Wert der Freiheit fixiert, hatte in der antiken Figurenkonstellation das Identifikationssymbol schlechthin gefunden. Dieses dient seitdem entweder zur Demonstration des Selbstbewusstseins des Kontinents oder – nicht selten in propagandistischer Absicht – als suggestiver Hinweis auf eine Bedrohung des Kontinents (vgl. dazu bes. K. SOINE, 76-83).

Im „Kladderadatsch“ steht 1927 „Europa auf dem Stier“ als Symbol des Kontinents gleichrangig und ebenbürtig der Freiheitsstatue als dem Symbol Amerikas gegenüber. Der *Simplicissimus* zeigt 1943 die vom roten Sowjet-Stier auf dessen Horn aufgespießte Europa, propagandistisch auf die Bedrohung durch die „Untermenschen“ aus dem Osten hinweisend.



*Europa und der Stier und Freiheitsstatue
Symbole ihrer Kontinente (1927)*

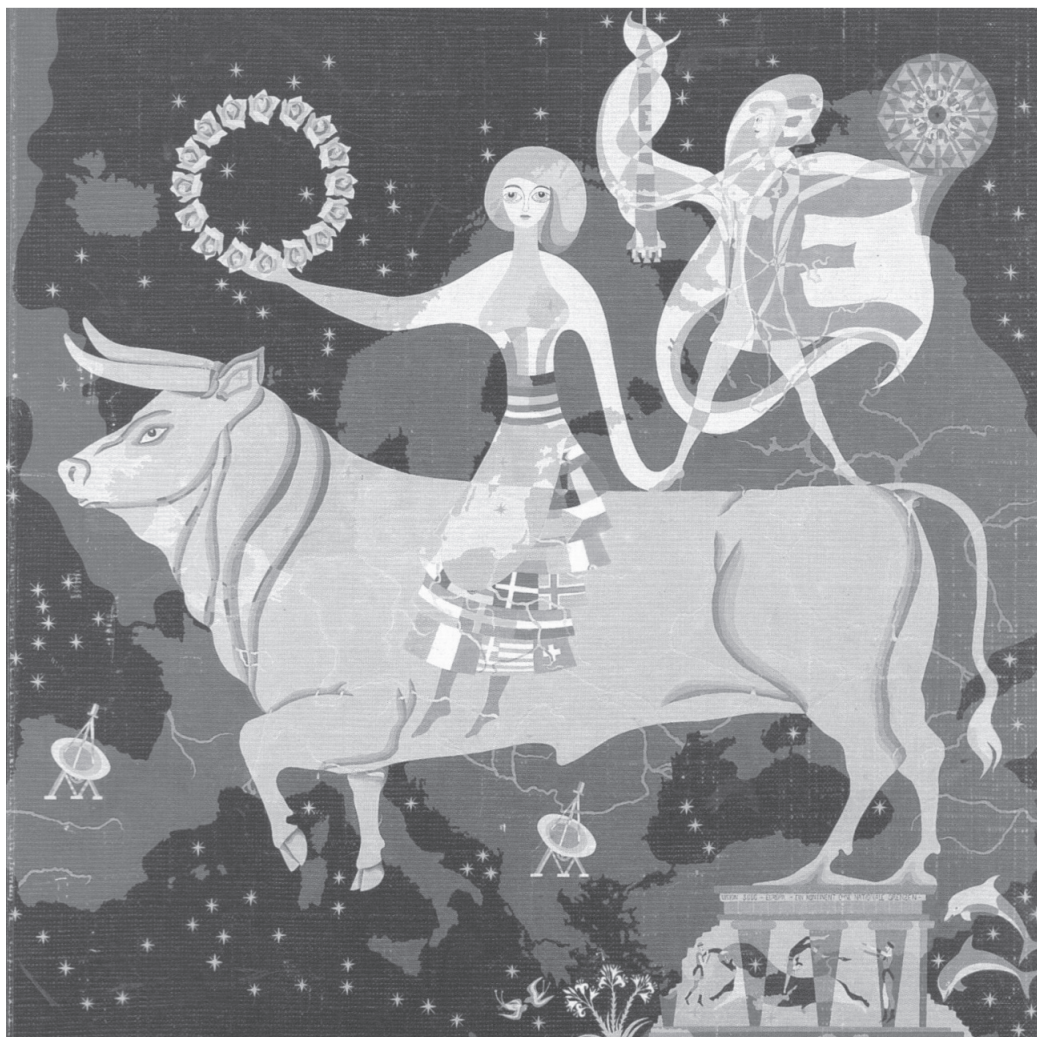


*Europa als Symbol für die Bedrohung durch die
„Untermenschen“ aus dem Osten (1943)*

Das Europa-Symbol standardisierte sich zu einem allseits üblichen und allgemein bekannten Mittel, das dazu dient, eine politische Willensbekundung optisch zu präsentieren, in ernsthafter Manier, meist aber in karikierender Verzerrung, die indirekt und witzig eine Entwicklung, einen Vorgang oder eine Gestalt kommentieren, kritisieren, problematisieren oder verballhornen will. „Europa auf dem Stier“ ist zu einem integrierenden Element des europäischen Selbstverständnisses

und zu einem spontanen Medium der aktuellen Kommunikation geworden.

Im Düsseldorfer Flughafen hängt ein heute vielfach verwendetes Bild, das in sich alle hier angedeuteten Facetten von „Europa“ zusammenfasst. Es hat den Titel: „Europa Vision 3000“, 1987 geschaffen, in dem vom Künstler CURT STENVERT eindringlich auf eine erwartete Zukunft verwiesen wird:



Europa Vision 3000

Dieses Bild repräsentiert Begriff, Idee und Symbol von Europa in einer besonders gelungenen Weise: Ins Auge sticht aufdringlich das Europa symbolisierende Paar, hinter dem sich die vom geographischen Begriff erfassten Konturen des Kontinents abzeichnen. Die Idee manifestiert sich in der Vielfalt europäischer Länderfahnen im Gewand Europas wie auch in dem großen hellgrünen E, das von einer imaginären, auf dem Rücken des Stieres stehenden Frauengestalt gehalten wird. Zweifellos soll es die Einheit Europas signalisieren. Nach-

drücklich veranschaulicht diese Vision zudem, dass Europa auf dem Fundament der Antike gegründet ist: Der Stier steht mit den Hinterbeinen auf einem griechischen Tempel. Stenverts Europa-Bild darf sicherlich als Referenzmodell für alle Fälle einer visualisierenden, karikierenden Manifestation des Phänomens Europa dienen. Auf dieses Modell bezogen gewinnt die eingangs abgebildete Karikatur ihre volle Aussagekraft: Sie problematisiert visuell das Politikum Europa-Türkei in einer kaum mehr überbietbaren Weise.

Zusammenfassend: Der Kontinent Europa hat zwar aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von der mythischen Gestalt Europa den Namen erhalten. Diese symbolisiert jedoch zusammen mit dem Stier, wie auch immer ihre enge Verbindung in der Neuzeit zustande gekommen sein mag, völlig zu Recht das aus heutiger Sicht vom antiken Griechenland initiierte politische und kulturelle Selbstverständnis des Kontinents. Das Liebespaar des antiken Mythos ist zu einem würdigen Traditionssymbol unseres Kontinents geworden.

Der Kabarettist, Schauspieler und Literat HEINZ ERHARDT hat 1963 die lockere Verbindung von der Europa mit dem Europa witzig und geistvoll in ein Gedicht gefasst:

Zeus

*Im Himmel machte er die Blitze,
auf Erden aber lieber Witze.
So hatte er, als Tier verwandelt,
sehr oft mit Damen angebandelt.*

*Einst näherte er sich – als Stier –
Europa und sprach keck zu ihr:
„Ich bin der Zeus! Macht keine Zicken
und setzt Euch hier auf meinen Rücken!
Halt't Euch am Horne fest und flieht
mit mir dorthin, wo's keiner sieht!“
Erst zierte sich das Mädchen sehr –
dann weniger, dann wieder mehr –
da wurde es selbst Zeus ganz klar,
wie uneinig Europa war!
Und es ist gar nicht übertrieben,
zu sagen, es sei so geblieben!*

*Durch alte Schriften ist belegt,
dass Vater Zeus fast unentwegt
nach unten kam, sich abzulenken –
statt oben ans Regiern zu denken,
bis seine Frau, die Hera hieß,
ihn einfach nicht mehr runterließ.
Im Himmel aber, da verlor
er jeden Sinn für den Humor –*

*drum hört man auch vom alten Zeus
nichts Neus!*

Verwendete Literatur (Auswahl):

- Asbach, O.: Europa – Vom Mythos zur Imagined Community, Hannover 2011.
- Bierschenk, M.: Die Europa-Fabel in der Literatur und in bildlichen Darstellungen des Mittelalters. In: Die Verführung der Europa, Frankfurt a. M./ Berlin 1988, 61-75.
- Bühler, W.: Europa – Ein Überblick über die Zeugnisse des Mythos in der antiken Literatur und Kunst, München 1968.
- Cappelletti, F./Huber-Rebenich, G. (Hrsg.): Der antike Mythos und Europa. Texte und Bilder von der Antike bis ins 20. Jh., Berlin 1995.
- Fischer, J.: Oriens – Occidens – Europa: Begriff und Gedanke. 'Europa' in der späten Antike und im frühen Mittelalter, Wiesbaden 1957.
- Foerster, R. H.: Europa. Geschichte einer politischen Idee, München 1967.
- Fuhrmann, M.: Zur Geschichte einer kulturellen und politischen Idee, Konstanz 1986.
- Friedell, E.: Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd.2, München 1976.
- Hader, R. E.: Europa. In: Der neue Pauly, Bd. 4, Sp. 290ff.
- Hale, J.: Die Kultur der Renaissance in Europa, München 1994.
- Leppin, H.: Das Erbe der Antike, München 2010.
- Lichtenberger, E.: Europa und das Meer. Vom Mythos und der Allegorie zur Politik. In: Europa. Geographie, Geschichte, Wirtschaft, Politik, Darmstadt 2005, 215ff.
- Kühnhardt, L./Rutz, M. (Hg.): Die Wiederentdeckung Europas. Ein Gang durch Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1999.
- Maier, F.: Quo vadis, Europa? Mythos – Begriff – Idee, Bamberg 1990; Europa auf dem Weg nach Europa. Ein Kontinent auf der Suche nach seiner Identität. In: „In unserem Gemeinsamen Haus ...“ Bausteine Europas, München 2005, 62ff.
- Rougement, D.: Europa. Vom Mythos zur Wirklichkeit, München 1962.
- Salzmann, S. (Hrsg.): Mythos Europa. Europa und der Stier im Zeitalter der industriellen Zivilisation, Hamburg 1988.
- Seibt, F.: Im Spannungsfeld des Kontinents: Böhmen und Prag. In: Merian: Prag. 2/ XXXVII, 100ff.
- Soine, K.: Mythos als Karikatur. Europa und der Stier in der politischen Karikatur des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Mythos Europa, ebenda, 76-83.
- Thiede, C. P.: Wir in Europa. Wurzeln, Wege, Perspektiven. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn 1996, bes. 10-21.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Die lateinische Rücktrittserklärung von Papst Benedikt XVI. – eine (bestandene) Stilübungsklausur?

Eine Replik auf Wilfried Strohs Annotationen (FC 1/2013, S. 45-50)

Mit der Rücktrittserklärung von PAPST BENEDIKT XVI. liegt zweifelsohne ein Stück moderner Latinität vor, das sich ob seiner inhaltlichen Tragweite in die Kirchen-, wenn nicht Weltgeschichte einschreiben wird. Insofern kann es kaum überraschen, dass diese *declaratio*¹ auch mit Blick auf ihre sprachliche Gestaltung einiges Interesse auf sich gezogen hat. Mit der hierbei vorliegenden *latinitas Benedicti* hat sich in anregender und sehr detaillierter Art und Weise WILFRIED STROH in einem in der Münchener Abendzeitung veröffentlichten Beitrag beschäftigt.² In diesem, anderthalb Wochen nach der Erklärung Benedikts XVI. erschienenen Artikel, der eine größere Verbreitung durch den Nachdruck im FORUM CLASSICUM 1/2013 fand,³ unterzieht Stroh – durchaus *cum grano salis* – den lateinischen Text einer kritischen Durchsicht.

Dabei geht er für seine Kommentierung zunächst davon aus, dass dieser Text – im Gegensatz zu den allermeisten anderen auf Latein veröffentlichten Dokumenten des Vatikan – von Grund auf als lateinischer Text konzipiert und eben nicht aus dem Italienischen oder einer anderen Sprache übersetzt wurde. Dazu würde ich zunächst sagen: Ja, in der Tat lässt sich in dem Text sprachlich-stilistisch etwas Originäres oder Autochthones nachspüren, das sich wohlteufelnd von dem sonstigen sprach-technokratischen Latein vatikanischer Verlautbarungen abhebt, und es ist auch richtig, dass sich im Gegenteil die Übersetzungen des Textes in die modernen Sprachen als eher bemüht ausnehmen. Jedoch: Dass die Originalität des Lateinischen sich nun der Tatsache verdanke, dass der Text dem Papst aus seinem „römisch-bayerischen Herzen geflossen“ (Stroh) sei, ist ein einigermaßen verqueres argumentatives Gerüst und wird wohl eine bis auf Weiteres nicht zu verifizierende Bewertung bleiben. Und selbst wenn es sich um ein ursprünglich lateinisches – vom Papst selbst verfasstes – Dokument handeln sollte, wird dies

auch nicht notwendigerweise bedeuten müssen, dass es sprachlich zunächst auf Latein „gedacht“ wurde. Vielmehr wird man wohl eher davon ausgehen dürfen, dass das „Bayerische“ und insofern das Deutsche als Muttersprache Josef Ratzingers hier prävalent gewesen ist. Stroh räumt dies später in gewisser Weise auch ein, da er „naheliegende Germanismen“ und „unnötige Modernismen“ im Text ausmachen will.

Zweitens unterstellt Stroh, dass es für Benedikt XVI. mehr als naheliegend gewesen sei, dieses bedeutungsvolle Schriftstück auf Latein zu verfassen, da Latein das universale Band der Kirche durch alle Zeiten gewesen sei. Dem wird man nun genau so zustimmen müssen wie der Feststellung Strohs, dass die katholische Kirche sich als „*custos et faulrix* der lateinischen Sprache“ (Stroh) verstanden hat. Und dieser Pontifikat hat dies nun in besonders ambitionierter Art und Weise getan, was man nicht zuletzt mit Blick auf die gerade erst erfolgte Gründung der Päpstlichen Akademie für die lateinische Sprache erkennen kann,⁴ sondern etwa auch durch die Wiederzulassung der lateinischen Messe im Jahr 2008; und erinnert sei, wie auch Stroh andeutet, schließlich daran, dass sich für diesen Papst mit dem Abschied auf Latein gewissermaßen ein Kreis schließt, hatte er doch im Dankgottesdienst zum Abschluss des Konklaves einen Tag nach seiner Wahl sein Pontifikat auch mit einer lateinischen Predigt begonnen.⁵ Jedoch: Könnte nicht zumindest ein weiterer und viel „profaner“ Grund für die Wahl des Lateinischen darin bestehen, dass Latein eben vatikanische Amtssprache (*de iure*) ist und es sich beim Rücktritt des Papstes als Staatsoberhaupt nicht zuletzt auch um einen staatsrechtlichen, offiziellen, urkundlichen Akt handelt, der eben in der universalen Sprache der Kirche zu vollziehen ist? Neben diesen formellen Aspekten mag nun weiterhin gegen das Italienische, die *de facto*-Amtssprache, gesprochen haben, dass die Kardinäle der Weltkirche dem lateinischen Text

eben eher zu folgen in der Lage sind als einem italienischen, da sie alle in der Tat mindestens und zuerst die lateinische Sprache eint.

Schließlich zieht Stroh aus seinen vorherigen Einordnungen die Konsequenz, dass der lateinische Text Benedikts im Sinne einer universitären Stilübung durchgesehen werden könne, „weil Latein eben keine sich entwickelnde und damit vergängliche Sprache ist“. Das ciceronische Latein soll hierbei als Referenzrahmen dienen.

Dazu seien nun doch ein paar Gedanken entwickelt: Erstens hat Stroh vorher überhaupt nicht belegt, dass Latein sich nicht mehr entwickle. Vielmehr im Gegenteil: Er spricht zuvor davon, dass Latein „der Idee nach“ allen Völkern gemeinsam sei und dass es das Lateinische sei, das „uns auch mit allen Epochen der europäischen Geistesgeschichte, von Plautus bis Erasmus, Leibniz und darüber hinaus, verbinde.“ – „Ja“, möchte man hier einwerfen, „eben – ganz verschiedenes Latein jeweils!“ Das Besondere ist doch gerade, dass Latein in gewisser Weise mit CICERO erstarrt, somit allen Späteren als (für die Schriftsprache) Vorbild und Bezugspunkt dient und eben doch (gerade mündlich) weiterlebt. Wo könnte dieser Umstand treffender illustriert werden als am Beispiel der katholischen Kirche (siehe oben)? Der implizite Schluss, der hier ferner zugrunde liegt, ist, dass, weil der Text originär lateinisch sei (was, wie oben gezeigt, streng genommen fraglich ist), er sich an dem erstarrten ciceronischen Latein orientiere (was Stroh so allerdings nirgendwo formuliert) bzw. zu orientieren habe. Genau dies entspricht jedoch, wie ich einwenden möchte, eben nicht der Tradition und auch nicht dem Selbstverständnis der *latinitas Vaticana*, besteht das *custodire* und *favere* des Heiligen Stuhls gegenüber der Sprache der Römer doch genau darin, mit dem Lateinischen durch die Zeiten gegangen zu sein und es in dieser Weise – zumindest für vatikanische Bedürfnisse – in und für die jeweilige Zeit weitergeformt und weiterentwickelt zu haben.⁶ Und wenn nun hier, wie in allen anderen sprachdynamischen Prozessen auch, das Postulat Geltung beanspruchen darf, dass Sprachbenutzer ihre Sprache stets im Spannungsverhältnis von Verständlichkeit (also Eindeutigkeit) und Ökonomie

entwickeln, so wird man nicht umhin können, dies auch dem Vatikan – wem auch sonst, wenn es um Latein geht – zuzugestehen. Und wenn dies so ist, dann kann das sprachlich-stilistische Niveau des ciceronischen Latein eben nicht als Maßstab zur Durchsicht des Textes erhalten, auch wenn es für einen „Stilübungsmeister“ (Stroh) die vertraute (und einzige) Richtschnur sein mag, die vielleicht auch aus genau diesem Grunde hier angelegt wird.

Zweitens sollte es nun bei einer solchen sprachlichen Durchsicht ein pädagogisch-didaktisches Gebot sein, dass beide – derjenige, der den Stilübungstext verfasst (Benedikt XVI.) und derjenige, der ihn korrigiert (Stroh) – dies im Wissen um den angesetzten Referenzrahmen tun. Anders gesagt: Wenn im Lateinstudium ein Stilübungstext angefertigt wird, dann ist allen Beteiligten klar, dass als sprachlicher Maßstab das ciceronische Latein zugrundezulegen ist und für die Bewertung auch zugrundegelegt wird. Nun hat Benedikt XVI. seinen Text natürlich nicht als Stilübungstext (und schon gar nicht als Stilübungsklausur) geschrieben (was die Ausgangssituation noch ein Stück verschiebt), noch können wir mit Zuversicht davon ausgehen, dass ausgerechnet das ciceronische Latein ihm als sprachliches Leitmotiv gedient haben könnte (siehe oben). Wenn man dies nun alles in Rechnung stellt, so dürfte es – wenn man den Text denn nun unbedingt nach Art einer Stilübung durchsehen möchte und man dementsprechend natürlich einen Korrekturmaßstab benötigt – wohl angeraten sein, nicht den aus vielerlei Gründen unwahrscheinlichsten Maßstab anzusetzen, sondern einen solchen, der diesem Text besser gerecht zu werden verspricht. Nur welcher könnte dies sein? Dies würde ja (weitere) authentische lateinische Texte der Moderne voraussetzen, die pragmatisch und mit Blick auf das sprachliche Register vergleichbar sein müssten. Genau diese Form originaler moderner Latinität gibt es nun jedoch, wie ja auch Stroh einräumt, nicht. Daher, meine ich, wird man, will man nicht unbillig vorgehen, den Text letztlich nur mit aller Zurückhaltung und größtmöglichem Wohlwollen sprachlich-stilistisch beurteilen können und wird insbesondere wohl doch die

– wenn auch in großer Mehrheit künstliche, weil durch Übersetzung aus einer modernen Sprache sprachlich sekundäre – *latinitas Vaticana viva* als Maßstab ansehen müssen. Man wird also – wie „beckmesserisch“ (Stroh) auch immer die Durchsicht ausfallen mag – nicht nur „der christlichen und kirchlichen Tradition im Bereich der Terminologie gewisse Zugeständnisse machen“ müssen, sondern auch in stilistischen und vor allem idiomatischen Erwägungen, was also die gesamte lexikalische Breite und Tiefe angeht, vielfältig die gewachsene vatikanische Latinität in Rechnung stellen müssen.

Und so ist es am Ende doch einigermaßen inopportun, gerade bei diesem Papst – einem bekannten Latein-Fan und (als langjähriger Präfekt der Glaubenskongregation) Verfasser zahlreicher offizieller lateinischer Dokumente und somit einem der frequentesten und gewandtesten Anwender der *latinitas Vaticana* – mit CICERO etwas anderes als die gewachsene aktuelle Formung des im Vatikan verwandten Latein nicht nur zum Maßstab der Durchsicht, sondern auch zum Rahmen und Fundament dieses Textes erklären zu wollen. Daher wird man letztlich, will man den Text überhaupt in irgendeiner Weise sprachlich begutachten, also vor allem unzweifelhafte grammatische Unverträglichkeiten in Formenlehre, Kongruenz und Syntax besprechen müssen. Den weiteren Bezugsrahmen darf dabei durchaus das ciceronische bzw. klassisch-prosaische Latein bilden, ist es doch dieser Sprachstand und -gebrauch, der fürderhin Maßstab und Orientierung geboten hat. Nur hüte man sich davor, „Abweichungen“ von diesem Muster als defizitär zu beschreiben – und also in dieser Weise „päpstlicher als der Papst zu sein“ (Stroh), sondern frage zunächst danach, ob hier nicht vielmehr eine für einen spezifischen kommunikativen Kontext entwickelte, in sich schlüssige und den Gesetzmäßigkeiten von Verständlichkeit und Ökonomie gehorchende Sprachverwendung vorliegt. Dies ist zumindest die Perspektive, die es aus meiner Sicht bei der Begutachtung dieser modernen (vaticanischen) Texte einzunehmen gilt. Ganz anders Stroh, der dem Latein Benedikts zwar „einen recht lateinischen Duktus im Periodenbau wie in der

Wahl der Wörter und Metaphern“ bescheinigt; dies allerdings vor dem Hintergrund „von allen Bedenklichkeiten im Einzelnen, über die zu reden sein wird“. Zu beiden Bewertungen wird kein expliziter Referenzrahmen benannt, auch wenn man sich hier wohl wieder Cicero als Maßstab denken darf. Klar genug hingegen ist die „Defizit-Perspektive“ eines Stilübungs-Ciceronianismus, die hier eingenommen wird und die zumindest mir nur wenig hilfreich zu sein scheint.⁷

Mit Blick auf die nicht weniger als 27 Annotationen (auf 262 Wörter), die Stroh sodann im Stile der Korrektur einer Stil Klausur an den Text heranträgt, müssen nun aber noch zwei weitere methodische Prämissen und Aspekte besprochen werden: „Nicht viel anders als ein heutiger Stilübungstext, der laut Prüfungsordnung möglichst nahe an der Sprache Ciceros zu sein hat“ – so soll der Text laut Stroh begutachtet werden. Wenn diese Parallele zur universitären Stilübungsklausur tragen und statthaft sein soll, dann müsste hierzu die – wiewohl unausgesprochene – Prämisse freilich lauten, dass dem Verfasser ein nicht-lateinischer (deutscher?!) Text vorlag, zu dem die Aufgabe bestand, ihn ins Lateinische zu übersetzen. Nicht nur, dass die Parallele damit schon kaum noch trägt; es widerspricht auch der eingangs von Stroh getätigten Unterstellung, hier läge ein originärer lateinischer Text vor.⁸ Insofern ist eine typische Grundbedingung einer Stilübungsklausur (einmal abgesehen von solchen Grundbedingungen wie der Klausursituation, dem Ausschluss von Hilfsmitteln etc.) nicht gegeben.

Eine zweite Prämisse, die für die Bewertung der ein oder anderen Formulierung sowie des gesamten Duktus relevant ist, bleibt bei Stroh ebenfalls unerwähnt: Bei der Rücktrittserklärung handelt es sich um einen explizit für die Mündlichkeit konzipierten Text, eine echte für den Vortrag gestaltete Rede.⁹ Dass dies so ist, kann man daran erkennen, dass diese Rede Benedikts im Konsistorium ja eine komplette Überraschung für die Kardinäle und die Öffentlichkeit darstellte (und wohl genau dies auch sein sollte), sie also nicht (wie sonst üblich) in andere Sprachen übersetzt und vorab verbreitet wurde.

Bei dieser Erklärung, die also wirklich erst durch das Verlesen zu einem Akt päpstlichen Handelns wurde, galt es somit die spezifische Kommunikationssituation zu berücksichtigen: Benedikt XVI. musste diese historische Erklärung derart formulieren, dass seine gewichtigen Aussagen von den versammelten Kardinälen und den im Pressesaal des Vatikan versammelten Journalisten, die nichts Derartiges erwarteten (und bei denen das Vermögen, einem unbekanntem lateinischen Text *ad hoc* zu folgen, sicherlich recht unterschiedlich ausgeprägt sein dürfte), eindeutig und unmissverständlich verstanden werden konnten. Von daher dürften sich nicht zuletzt viele von Stroh als Modernismen erkannte Vokabeln bzw. vatikanisch-moderne Vokabelbedeutungen und lexikalische Besonderheiten, idiomatische Wendungen, syntaktische Fügungen und stilistischen Merkmalen erklären. Und gerade mit Blick auf dieses aus meiner Sicht nicht zu überschätzende pragmatische Momentum wird es schließlich um so plausibler, dass Benedikt XVI. gute Gründe gehabt haben dürfte, seinen Duktus eher an der modernen (und mündlichen) *latinitas Vaticana viva* zu orientieren als an einer vor mehr als 2000 Jahren erstarrten (und zuvorderst schriftsprachlichen) sprachlichen Norm.

Blickt man nun zusammenfassend auf diese Erwägungen, so wird man sich mit Recht schwer damit tun, auf Grundlage der von Stroh formulierten Prämissen den Text der Rücktrittserklärung von Papst Benedikt XVI. sprachlich-stilistisch durchzusehen. Insbesondere dürfte deutlich geworden sein, dass eine obstinate „Defizit-Perspektive“ und also die Ansetzung ciceronischen Sprachgebrauchs als Korrekturmaßstab nicht dienlich sein können und dass andererseits die konkrete kommunikative Redesituation stärker positiv belastet werden sollte. Tut man dies, so wird man recht viele der von Stroh beanstandeten sprachlich-stilistischen Besonderheiten und insbesondere das (moderne) klerikale sprachliche Register kaum rügen können. Sie fallen daher als nicht beanstandungsfähig aus meiner folgenden Begutachtung heraus und sollen daher hier ebenso nicht weiter ausgeführt werden wie auch die Stellen, zu

denen sich Stroh nur erläuternd und ggf. lobend äußert. Welche von Stroh detektierten „Fehler“ bzw. (syntaktisch) diskutablen Passagen bleiben dann noch? Es sind meiner Ansicht nach nur wenige Stellen, die betrachtet werden müssen. Ich werde sie im Folgenden einzeln erörtern und mich jeweils auch dazu äußern, ob und, wenn ja, welche Fehlerart und -gewichtung ich vornehmen würde.¹⁰ Insofern greife ich damit zwar Strohs Perspektive („Stilübungsklausur“) auf und gehe durch meine konkreten Bewertungen der „Fehler“ sogar noch darüber hinaus; dies allerdings gewiss mit einem Augenzwinkern und stets mit durchaus großem Wohlwollen „dem Kandidaten“ gegenüber:

magni momenti pro Ecclesiae vitae (4): Man kann Stroh wohl zustimmen, dass in *vitae* entweder ein Tippfehler vorliegt oder aber eine – zweifellos falsche – Kasusübernahme von *Ecclesiae* nach *vitae*, denn natürlich ist *pro* mit dem Ablativ zu stellen, richtig also *vita*. Interessant ist nun, dass es im Text der auf der Homepage des Vatikan (siehe Anm. 1) veröffentlichten Version richtigerweise *vita* heißt. Dass Stroh für seine Korrektur dennoch von *vitae* ausgeht, hat wohl folgenden Hintergrund: In der ersten Fassung des (gegen Mittag des 11.02.2013) veröffentlichten Dokuments hieß es tatsächlich *vitae*. Aber schon (spätestens) am Abend desselben Tages war dort nur noch das korrigierte *vita* zu finden. Wie immer der Fehler also auch motiviert sein mag, er wurde als solcher erkannt und somit – um es mit Stroh *cum grano salis* zu sagen – die „päpstliche Fehlbarkeit“ eingeräumt. Bewertung: Wir wollen dem „Prüfling“ daher großzügig diese nachträgliche Korrektur zugestehen und den eigentlich fälligen ganzen Kasusfehler nicht notieren!

Grundsätzlich kritisiert Stroh an dieser Fügung nun weiterhin, dass von *magni momenti* mit *pro vita* ein Präpositionalkasus abhängig gemacht wird. Und in der Tat ist der Gebrauch von Präpositionalfügungen im klassischen Latein zugunsten von einfachen Kasussetzungen eingeschränkt. In gewisser Regelmäßigkeit finden sie sich lediglich in idiomatisch fixierten Konstellationen. So wäre bspw. der Anschluss eines (ggf. durch Gerundivum verbal gestützten)

Präpositionalausdrucks mit *ad* und Akkusativ, wie Stroh es verbessernd vorschlägt („*ad vitam stabiliendam*“) nach *magni momenti* nicht nur möglich, sondern sogar einigermaßen frequent. Die mit Ablativ zu stellende Präposition *pro* ist nun besonders heikel, drückt sie doch nicht in erster Linie ein für im Sinne einer Hin- und Zuwendung aus, sondern vielmehr ein Substitutionsverhältnis im Sinne von „anstelle von“. Die grundsätzliche kasussyntaktische Möglichkeit zum Ausdruck der Hinwendung zu etwas oder jemandem übernimmt im Lateinischen der Genetiv obiectivus (hier wäre es dann *vitae*), der in Abhängigkeit von Handlungen und Empfindungen als solcher gegenüber einem konkurrierenden Genetiv subiectivus stets nur kontextuell funktional beschrieben werden kann (vgl. *amor matris*: die Liebe der Mutter vs. die Liebe zur Mutter bzw. mit analoger Formal-Ambivalenz auf Deutsch Mutterliebe). Dass Benedikt XVI. nun nicht nur hier, sondern noch an zwei weiteren Stellen (*magni ponderis pro vita* und *veniam peto pro omnibus defectibus meis*) den Objektsgenetiv meidet, mag man zunächst damit begründen können, dass hier eine Einwirkung der Vorgehensweise in modernen Sprachen vorliegt. So haben nicht nur die romanischen Sprachen die ererbte, durchaus verständnishemmende Ambivalenz von subjektiven und objektiven Genitivverhältnissen in der Regel so aufgelöst, dass in Abhängigkeit von einem Substantiv nur das dazugehörige Subjekt im Genitiv benannt werden kann und das Objekt in Präpositionalausdrücke ausgelagert wird; im Englischen verhält es sich ganz ähnlich und im Deutschen, das hier je nach übergeordnetem Substantiv so unterschiedliche Präpositionen für, nach, gegen, auf, zu, vor, mit, in, über vorhält, sowieso. Benedikt XVI. hat nun immer dann, wo es auf Deutsch für etwas heißt,¹¹ mit *pro aliqua re* die nahliegende formalsprachliche Entsprechung auf Latein. Das ist vielleicht (oder ganz sicher sogar) nicht ciceronisch, aber in der durch Präposition eindeutig ausgedrückten Zuwendung in Ambivalenzfragen unverdächtig und damit geradezu verständnisfördernd! Und schließlich darf man hinzufügen, dass der Papst sich mit dieser präpositionalen Kasussyntax

ganz nach dem auch in anderen vatikanischen Verlautbarungen gepflegten Usus richtet und sich seine Syntax für die Zuhörer damit als berechenbar erweist. Schließlich ist auch zu bedenken, dass es nicht allein das sogenannte Kirchenlatein und auch nicht in erster Linie die romanischen Sprachen sind, die hier auf die lateinische Syntax durchgeschlagen haben: Die Bedeutungsexension von *pro* mit Ablativ über „anstelle von etwas“ hinaus zu „für etwas“ ist schon in der Klassik hier und da zu beobachten und greift in der sich nach und nicht unbedingt stringent an Cicero orientierten Latinität durchaus Platz. Daher die abschließende Bewertung: Cicero hätte es anders gesagt, aber die Fügung des Papstes ist nicht minder klar und deutlich und einer gewissen Tradition verpflichtet; ein Fehler ist daher nicht anzurechnen und auch nicht vermeintlich verbessernd in den Text einzugreifen!

conscius sum hoc munus ... exsequi debere (9): Auf den von Stroh angemahnten Dativus *commodi mihi* zu *conscius* mag man im Sinne einer gewissen *brevitas* noch eben verzichten können. Der Verständlichkeit steht sein Ausfall jedenfalls nicht entgegen, da die ausgefallene Person (*mihi*) durch die persönliche Konstruktion (*sum*) unzweideutig erkennbar bleibt. Womöglich steht hierbei auch das wenig später folgende, dort allerdings prädikativ und völlig zu Recht ohne Ergänzung gebrauchte *conscius* mit folgendem Genitiv (*bene conscius ponderis*) idiomatisch Pate. Ich würde eine solche strukturell vereinfachte, nicht verständnishemmende Wendung dem sprachlichen Ökonomie-Prinzip zuschreiben.

Schwerwiegender ist sicherlich, dass von *conscius sum* mit *hoc munus ... exsequi debere* ein einfacher Infinitiv mit Akkusativobjekt abhängig gemacht wird. Man darf bei der sonstigen in der Rede unter Beweis gestellten sprachlichen Souveränität wohl nicht vermuten, dass hier übersehen wurde, dass *exsequi* Deponens ist. Wäre es das nicht, so ergäbe sich natürlich ein hier benötigter, dann passivischer AcI mit *hoc munus* als Subjektsakkusativ und der Satz ginge syntaktisch wie inhaltlich auf. So wurde es allerdings, wie Stroh zu Recht bemerkt, in der

deutschen Übersetzung (wie im Übrigen auch weiteren) gelöst (dass dieser Dienst ausgeübt werden darf). Plausibler erscheint es mir jedoch, hier eine wenn nicht deutsche, dann in jedem Fall anderssprachige Formulierung als Grundlage der lateinischen Syntax anzunehmen: Ich bin mir sehr bewusst, diesen Dienst ... ausüben zu müssen/dürfen/können. Da der Anschluss eines einfachen Infinitivs (mit Akkusativobjekt) an den Ausdruck (*sibi*) *consciium esse* nun wirklich alles andere als gewöhnlich ist, hat der Verfasser billigend in Kauf genommen, dass man sich hier „verhören“ muss und im Lichte des in diesem Text frequenten Stellungsmusters nach dem auslösenden Ausdruck (*consciium sum*) doch erst einmal den Subjektsakkusativ (*hoc munus*) erwarten darf, der dann eine Klammer öffnet, die mit dem Prädikatsinfinitiv (*exsequi debere*) geschlossen wird. In genau dieser Weise hatte er schließlich bereits einen AcI gestaltet (*ad cognitionem certam perveni vires meas ... non iam aptas esse*) und genau so wird er noch ein weiteres Mal verfahren (*declaro me ... renuntiare ... et Conclave ... convocandum esse*). Noch ein letzter Aspekt: Man kann (*sibi*) *consciium esse* nun der Bedeutung und Konstruktion nach auch nicht zu den unpersönlichen (!) Ausdrücken zählen, bei denen sowohl einfacher Infinitiv (ohne ausdrückliches Subjekt) oder AcI (mit zu benennendem Subjekt) möglich wären. Und selbst dann wäre ja – eben um etwaige Missverständnisse zu vermeiden – in jedem Fall auf einen AcI auszuweichen, wenn bei einfacher Infinitivkonstruktion ein Akkusativobjekt – wie hier – hinzukäme. Rekapituliert man den Satz unter Hinzuziehung der Schriftform, so wird man natürlich schnell sehen, dass ein AcI inhaltlich nicht aufgeht (*dass dieser Dienst ... ausführen muss*) und daher eben doch nur eine einfache Infinitivkonstruktion mit Akkusativobjekt vorliegen kann. Wird man dies aber auch beim mündlichen (und durchaus zügigen, wie man der Videoaufzeichnung¹² entnehmen kann) Vortrag so schnell analysiert haben können? Lässt man einmal außen vor, dass der Anschluss eines einfachen Infinitivs an den Ausdruck *consciium esse* mindestens einmal ungewöhnlich ist, so wird auf jeden Fall richtig bleiben, dass der

Pontifex Maximus seine Kardinäle und alle anderen Zuhörer hier vor eine wie auch immer große Verständnishürde gestellt hat, deren Größe sich möglicherweise auch daran bemisst, ob es in den jeweiligen Muttersprachen so wie im Deutschen möglich ist, den Ausdruck „sich bewusst sein“ mit Infinitiv konstruieren zu können. Lateinisch betrachtet ist hier zur Verstehensförderung und Wahrung syntaktischer Regelmäßigkeiten ein *me* als Subjektsakkusativ des AcI ergänzen. Daher die Bewertung: Ein halber Fehler für unidiomatische Ausdrucksweise bzw. zweifelhafte Konstruktion!

ministerio ... commissum (20): Hier soll ein Participium coniunctum konstruiert werden, das zwischen nominalem Bezugswort und Partizip offensichtlich so reichlich erweitert ist (Genitivattribut mit Apposition zu *ministerio* sowie Dativobjekt zu *commissio*), dass bei dem die Klammer schließenden Partizip aus irgendwelchen Gründen die Kasuskongruenz aus dem Ruder gelaufen ist. Vielleicht hat man es hier auch mit einem (zumindest) gedanklichen *copy-and-paste*-Fehler zu tun, wird doch bereits im vorausgehenden Satz ein Participium coniunctum mit eben jenen Wörtern konstruiert – nur dort eben im Akkusativ! Allerdings gilt nun auch für diesen evidenten Kongruenzfehler, den Benedikt im Übrigen auch beim Vortrag seines Textes als solchen gelesen hat, dass er noch am Nachmittag des 11. Februar korrigiert wurde und sich in der jetzt online einsehbaren Fassung nicht mehr findet.¹³ Daher auch hier die Bewertung: Aufgrund noch nachträglicher Korrektur verzichten wir auf die Anrechnung des eigentlich fälligen ganzen Kasuskongruenzfehlers!

Ecclesiam curae ... confidimus (24): Stroh kritisiert hier, dass *confidere* nicht mit einem Akkusativ des anvertrauten Objekts stehen kann. In der Tat kann nun *confidere* mit Dativergänzung in dieser Bedeutung klassisch-prosaisch nicht noch einen weiteren Akkusativ regieren. Aber dies ist nun eben ein eindrückliches Beispiel dafür, dass diese einer *latinitas viva* sich verdankende Fügung Benedikts nicht getadelt werden sollte, wenn doch offensichtlich bei heutiger Verwendung ein zusätzliches direktes Objekt bei leichter Bedeutungsverschiebung (von „ver-

trauen auf etwas/jemanden“ zu „etwas/jemanden jemandem/einer Sache anvertrauen“) verträglich und verständlich ist. Daher die Bewertung natürlich: Keine Fehlernotierung!

in futuro (26): Stroh vermerkt hierzu, dass es *in futurum* mit einem Akkusativ der zeitlichen Ausdehnung heißen müsse, sofern hier nicht ein Kongruenzfehler vorliegt und es eigentlich *in futura vita* heißen soll. Diese Formulierung wäre natürlich möglich und auch sinnvoll. Allerdings scheint Benedikt XVI. hier wirklich den temporalen Adverbialausdruck im Sinn zu haben, wenn man der deutlichen Lesepause nach *futuro*, die man der Videoaufzeichnung des Vortrags entnehmen kann, Bedeutung beimisst. Und in der Tat: Die Verständlichkeit ist bei so einem Ablativus temporis (der vielleicht von *ultimis mensibus* weiter oben im Text inspiriert ist) natürlich nicht beeinträchtigt, und auch antik finden sich ja durchaus immer wieder Unschärfen zwischen beiden Kasusverwendungen. Allerdings ist die akkusativische Fügung (für den Nachdruck der Dauerhaftigkeit) nun gerade beim substantivierten *futurum* idiomatisch und syntaktisch doch mehr als nur die frequente Regel und im vorliegenden Kontext auch ganz besonders treffend, sodass man an dem ungewöhnlichen ablativischen Kasusgebrauch durchaus Anstoß nehmen kann. Vielleicht liegt hier auch eine Einwirkung aus dem Italienischen *in futuro* (in Zukunft) vor. In jedem Fall daher die Bewertung: Ein halber Kasusfehler für ungewöhnliche Kasusverwendung bzw. Idiomatik!

Bis hierher lässt sich also bei großzügiger Begutachtung ein ganzer Fehler notieren; drei ganze Fehler wären es freilich, berücksichtigte man nicht die später korrigierte Version.

Allerdings gibt es nun in der Rücktrittserklärung noch weitere Passagen, die einer Kommentierung durchaus würdig erscheinen – zumal, wenn man „päpstlicher als der Papst“ (Stroh) sein und den Text durchweg, wie Stroh es ja intendiert, mit ciceronischem Maß messen will. Dann ließen sich noch folgende Annotationen hinzufügen:

hora 29: In der ursprünglichen Textfassung, die ja auch bei Stroh zugrundeliegt, heißt es in

dem entscheidenden, den Rücktritt formulierenden Satz, ... *a die 28 februarii MMXIII, hora 29, sedes Romae, sedes Sancti Petri vacet ...*, also eigentlich, dass vom 28. Februar 2013 an, um 29.00 Uhr, der Bischofssitz von Rom, der Stuhl des Heiligen Petrus, frei sein wird. In der offiziellen, bei Stroh beigegebenen deutschen Übersetzung heißt es allerdings richtig 20.00 Uhr.¹⁴ Und auch in der noch im Verlaufe des 11. Februar korrigierten lateinischen online-Fassung heißt es dann *hora 20*. Man kann hier vielleicht sogar davon ausgehen, dass man im Vatikanischen Presseamt während der im Verlaufe des Nachmittags des 11. Februars auf Grundlage der lateinischen Fassung angefertigten Übersetzungen in die modernen Sprachen auf dieses (und womöglich auch die anderen dann korrigierten Fehler; siehe oben) offensichtliche Versehen, das wohl auf einen simplen Tippfehler zurückzuführen ist, aufmerksam wurde. Ein Übertragungsfehler wird im Übrigen auch von daher plausibel, dass Benedikt XVI. beim Vortrag seiner Erklärung natürlich *hora vicesima* gelesen hat, wie man der Videoaufzeichnung des Konsistoriums eindeutig entnehmen kann. Bewertung: Wir notieren natürlich keinen Fehler!

Conclave ... ab his, quibus competit, convocandum esse: Am Ende desselben Satzes kündigt das scheidende Kirchen- und Staatsoberhaupt in aller Klarheit an, welche Konsequenz aus seiner Entscheidung erwächst, nämlich dass das Konklave ... von denen, denen es zukommt, einberufen werden muss. Wenn man es mit der Orientierung an ciceronischem und ganz allgemein klassisch-prosaischem Latein ernst nimmt, dann dürfte man die Verwendung eines Ablativs zur Angabe des Urhebers bei einer prädikativen Gerundivkonstruktion wohl durchaus rügen. Wollte man dies tun, so böte es sich an, hier eine Formulierung Strohs aufzugreifen, die er an anderer Stelle (Annotation Nr. 4) zu einer ähnlich diskutablen Kasusverwendung gewählt hat: *ab his ... convocandum esse* – von denen ... einberufen werden muss „ist ein naheliegender Germanismus“, richtiger wäre der Dativ, also *his*. Und in der Tat ist ja richtig, dass bei prädikativen Gerundivkonstruktionen zur Angabe des Urhebers der sogenannte Dativus auctoris als

Spielart des Dativus commodi zu verwenden ist, der genau genommen denjenigen angibt, dem bzw. für den etwas zu tun ist. Andererseits wird durch die Wahl des – bei allen anderen passivischen Konstruktionen ja ohnehin notwendigen – Ablativs die Verständlichkeit in keiner Weise eingeschränkt. Mehr noch könnte man sogar argumentieren, dass durch die Setzung des präpositionalen Ablativs Eineindeutigkeit geschaffen und eine Erwartung an den Fortgang des Satzes geweckt wird: Ersteres dadurch, dass mit dem präpositionalen Ablativ überhaupt erst einmal deutlich wird, um welchen Kasus es sich handelt; denn Dativ und Ablativ sind ja der Form nach gleich. Der Zuhörer (bzw. Leser) muss also nicht ganz verschiedene Verständnisoptionen (nämlich die verschiedenen semantischen und syntaktischen Potentiale von Dativ und präpositionslosem Ablativ) aufrechterhalten, bis mit *convocandum esse* das Prädikat am Ende des Satzes fällt. Er hat zweitens mit dem eineindeutigen präpositionalen Ablativ für diesen AcI vielmehr die berechtigte Erwartung an eine passivische Satzaussage. Beides wirkt daher unmittelbar verständnislenkend und -fördernd und auch entlastend, was die Verarbeitung der gebotenen syntaktischen Informationen angeht. Dass Klarheit, Eindeutigkeit und Verständnissicherung dem Papst in diesem Satz besonders wichtig sein mussten, dürfte schließlich ohne Weiteres einleuchten. Bleibt noch zu erwähnen, dass Benedikt XVI. sich auch hier ganz im Rahmen der *latinitas Vaticana viva* bewegt: Denn schaut man beliebige andere offizielle vatikanische Dokumente durch, so findet sich doch regelmäßig der präpositionale Ablativ bei prädikativer Gerundivkonstruktion. Daher die Bewertung: Wir nehmen diese zwar nachvollziehbare, aber mit Blick auf die syntaktische Tradition der Gerundivkonstruktion stilistisch doch etwas schmerzliche Kasus(ent)schärfung hin und notieren keinen Fehler! Misst man allerdings mit strengem ciceronischem Maß, so müsste man den ausbleibenden Dativus auctoris beim prädikativen Gerundivum freilich rügen. Um so erstaunlicher ist es, dass Stroh dies nicht tut, die Stelle auch nicht für diskussionswürdig hält und vielmehr noch in seiner eigenen

Textfassung – ebenso und ganz unciceronisch – einen Ablativ setzt (*Conclave ... ab eis ...convocandum sit*).

portastis: Hier hätte Stroh durchaus loben dürfen; bedient sich Benedikt XVI. hier doch ganz und gar eines ciceronischen Duktus, indem er nicht die gewöhnliche(re) Perfektform *portavistis* wählt, sondern sich für die kontrahierte Kurzform entscheidet. Als Form bleibt *portastis* (genau so wie *portavistis*) zwar eindeutig und kann also nicht verwechselt werden; sie mag für den einen oder anderen Kardinal aber vielleicht doch eine leichte Verstehensherausforderung gewesen sein.

Ex Aedibus Vaticanis, die 10 mensis february MMXIII: Dem „Ausstellungstempel“, den diese Erklärung trägt und der im Konsistorium selbstverständlich von Benedikt XVI. nicht vorgelesen wurde, widmet Stroh ebenso keinen Kommentar; er übernimmt ihn vielmehr in den seinen Beitrag beschließenden „Versuch einer Stilübungsversion“. Das darf gleich aus mehreren Gründen überraschen: Zunächst ist zur Ortsangabe *Ex Aedibus Vaticanis* zu bemerken, dass sie nicht dem sonst für offizielle Verlautbarungen des Papstes praktizierten Muster folgt. So tragen apostolische Schreiben (inkl. den Motuproprios, den Enzykliken und den Sendschreiben) mit Jurisdiktions- oder dogmatischem Lehrcharakter in der Regel den Zusatz *Datum Romae, apud Sanctum Petrum*. Lediglich bei sonstigen Schreiben und Briefen, die in der Regel an eine konkrete Person adressiert sind und sich auf ein konkretes Ereignis beziehen (häufig Feierlichkeiten zu Jahrestagen) wird regelmäßig mit *Ex Aedibus Vaticanis* unterzeichnet. Interessanterweise finden sich auf den Internetseiten des Vatikan zu diesen Briefen keine Übersetzungen in moderne Sprachen. Dies ist für die Rücktrittserklärung, die nun einerseits in der Gestaltung der Ortsangabe den Briefen folgt, die aber andererseits vom Vatikan explizit in der Rubrik „Rede“ geführt wird, nicht ohne Bedeutung: Denn diese Rede wurde ja nun sehr wohl in verschiedene moderne Sprachen übersetzt. Auf Deutsch – und in anderen Sprachen analog – heißt die Übersetzung „Aus dem Vatikan“. Das mag man so halten; allerdings würde man

hier doch vermuten, dass Lateinisch dann eher so etwas wie *E Vaticano* oder formeller *E Civitate Vaticana* zugrundeliegt. Berücksichtigt man nun aber den persönlicheren Charakter (in Ton, und Entstehung) der Briefe und nicht zuletzt auch eben dieser Rücktrittserklärung, so böte es sich vielleicht eher an, hier „Aus den vatikanischen Gemächern“ zu übersetzen und damit auch das *aedes* in der Übersetzung sinnfüllend zu berücksichtigen.¹⁶

Die zweite Eigentümlichkeit betrifft das auf den Ausstellungsort folgende Ausstellungsdatum: Das Jahr wird lediglich mit *MMXIII* bezeichnet. Genau so wird übrigens bei den beiden Daten, die im Redetext erwähnt werden, verfahren und auch Stroh belässt es in seiner Version hierbei. Der Videoaufzeichnung lässt sich entnehmen, wie Benedikt XVI. das dort benannte Jahr 2005 gelesen hat, nämlich als *bis millesimo quinto* und das Jahr 2013 als *bis millesimo tredecimo*,¹⁷ also „im zweitausenddreizehnten“, wenn man hier einmal zuversichtlich einen Ablativus temporis unterstellen darf; damit ist aber auch schon klar, dass hier etwas fehlt, und auch, was: *anno* als nominales Bezugswort zum attributiv gebrauchten Ordinaladjektiv. So ist es nicht nur nach antiker Grammatik, die hier im Übrigen auch keine elliptische Fügung kennt, sondern die vatikanischen Dokumente selbst sind in dieser Frage sehr stringent, wenn es dort, wie man es auf den Internetseiten des Vatikan nachvollziehen kann, entweder stets *anno* oder *anno Domini* (manchmal auch in der Abkürzung *A.D.*) heißt, das häufig durch den appositiven Zusatz zur Jahreszahl des Pontifikats – hier wäre also *pontificatus nostri octavo* zu setzen – ergänzt wird. Wir wollen daher an allen drei Stellen des Textes, an denen eine Jahresangabe erwähnt wird, einheitlich wenigstens *anno* ergänzen und uns damit sowohl ganz und gar klassisch-prosaischer als auch üblicher vatikanischer Sprachverwendung bedienen und für unsere Bewertung des Textes einmalig einen ganzen Auslassungsfehler notieren. Im Übrigen mag man hier abermals ein Indiz dafür ersehen, dass Benedikt XVI. den Text selbst verfasst und dass das Presseamt, das ja sonst eben regelmäßig sprachlich korrekte Datumsangaben veröffent-

licht, einen Eingriff in den Text bei der Veröffentlichung gescheut haben mag. Erstaunlich ist diese eigentümliche *latinitas Benedicti* nicht zuletzt auch deshalb, weil die Angabe des Tages grammatisch ja in analoger Form geschieht und es hier bei allen drei Angaben korrekt *die* heißt. Und käme Benedikt XVI. bei der Datumsangabe grundsätzlich vom Deutschen – 10. Februar 2013 –, so hätte er eben *die* und *mensis* auch noch „einsparen“ können.¹⁸

Das führt zur letzten Bemerkung mit Bezug auf die Datumsangabe: In der Datierung des Briefes heißt es korrekt *mensis februarii* – des Monats Februar. Bei beiden Monatsangaben in der Rede fehlt *mensis* hingegen. Streng genommen kann *mensis* jedoch nicht fortfallen, da es Nomen ist, zu dem die einzelnen Monatsbezeichnungen als Adjektivattribute treten.¹⁹ Genau so wird es erstens auch in unzweifelhafter Regelmäßigkeit in anderen lateinischsprachigen Dokumenten des Heiligen Stuhls gehandhabt, in denen zweitens mit noch guter Regelmäßigkeit die Monatsadjektive mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden; und dies zurecht und in Wahrung der traditionellen und gewohnten Vorgehensweise, nach der Adjektive, die – wie eben die Monatsadjektive – von Eigennamen abgeleitet sind, mit Initialia zu schreiben sind. Bewertung: Die zweimalige Auslassung von *mensis* wollen wir als Flüchtigkeitsfehler ansehen, mit einem halben Auslassungsfehler bewerten und dem Kandidaten dabei zugutehalten, dass er in der abschließenden Briefdatierung unter Beweis gestellt hat, dass er die syntaktisch korrekte Form beherrscht und man insofern auch zu dem Urteil gelangen könnte, der Kandidat gehe bei Datumsangaben stilistisch inkonsistent vor. Über die fehlerhafte Kleinschreibung der Monatsadjektive darf man hinwegsehen und sie in einer korrigierten Textversion lediglich selbst berichtigen.

Zu den Zahlzeichen: Benedikt XVI. scheint sich in dieser Frage die völlig konfuse Verfahrensweise seines Lateinbüros zu eigen gemacht zu haben. Schaut man nämlich in die verschiedensten, in den letzten zehn Jahren veröffentlichten lateinischsprachigen Dokumente des Vatikan, so gewinnt man, etwas zugespitzt

formuliert, den Eindruck, dass dort bald jedes Dokument von einem anderen Bearbeiter erstellt worden sein muss; so sehr wird dort einmal konsequent mit lateinischen Ziffern operiert und ein andermal in bunter Mischung von arabischen und lateinischen Ziffern. In wieder einem anderem Dokument kommen dann als Variante noch die ausgeschriebenen lateinischen Zahlwörter hinzu und so richtig rund wird die Sache erst dann, wenn in ein und demselben Dokument für identische Konstruktionen (wie bspw. Datumsangaben) hier so und dort wieder anders und wenn schließlich sogar ein und der selbe Sachverhalt zunächst mit arabischen und wenig später mit lateinischen Ziffern geschrieben wird. Kurz: Ein systematisches Vorgehen beim Umgang mit Zahlzeichen vermag ich nicht zu erkennen. Da der scheidende Papst sich hier in gewisser Weise also eines vatikanischen – zwar unschönen und unnötigen und vor allem auch vermeidbaren – Usus bedient, und durch die Mischung von arabischen mit lateinischen Zahlzeichen die Verständlichkeit (für den heutigen Rezipienten) ja auch nicht beeinträchtigt wird, wollen wir dies nicht als Fehler anrechnen, auch wenn es sich streng genommen – also mit ciceronischem Maßstab gemessen – bei jeder arabischen Ziffer um einen Formfehler, die gravierendste Fehlerart im Bereich der Stilübungen, handelt, da somit im lateinischen Text Morpheme auftauchen, die innersprachlich nicht verständlich sind. Indes bleibt es etwas rätselhaft, warum in dieser Frage ein solches vatikanisches Durcheinander herrscht. Die Verfahrensweise könnte man doch ganz einfach und auch durchhaltbar wie folgt regeln: Es sind immer lateinische Zahlzeichen zu verwenden! Und es lassen sich eben durchaus etliche vatikanische Dokumente auffinden, die in genau dieser Weise verfahren und damit im besten Sinne der klassischen Tradition folgen.²⁰ Und daher wollen wir schließlich – im Gegensatz zu Stroh, der diese Frage unbesprochen und auch die Ziffern beider Systeme in seinem Text belässt – im Text des Papstes konsequent die lateinischen Ziffern setzen.

Hier sind wir mit diesen zusätzlichen Annotationen nun am Ende der textlichen Durchsicht

angelangt. Es sind noch einmal anderthalb Fehler hinzugekommen, sodass sich zusammen mit dem schon weiter vorne notierten ganzen Fehler insgesamt zweieinhalb Fehler ergeben. Mit Blick auf die Textlänge, das inhaltliche und sprachlich-stilistische Anspruchsniveau sowie unter Würdigung der Fehlerarten und -schwere würde ich diesen Text unter der Prämisse, dass er von einem Examenskandidaten (Latein Lehramt) unter Klausurbedingungen (90 Minuten, deutsche Vorlage, keine Wörterbuchbenutzung) angefertigt würde und sofern die Orientierung an einer *latinitas viva* ausdrücklich erlaubt oder sogar gewünscht ist,²¹ mit 12 bis 13 Notenpunkten bewerten: Stilübung bestanden!

Zum Abschluss sei hier nun der Text der Rücktrittserklärung unter Beachtung der besprochenen sprachlichen Aspekte geboten, wobei jedoch keineswegs angestrebt wird, dem Text des Papstes gedanklich zunächst eine gewissermaßen rekonstruierte deutsche Urvariante zugrundezulegen und diese dann zu „emendieren“ bzw. neu zu „übersetzen“. Denn damit kreierte man einen gänzlich neuen, zwar vielleicht ciceronischem Duktus folgenden Text; nur für das Verständnis der päpstlichen Erklärung selbst wäre damit wohl nur wenig gewonnen – bis dahin, dass man sich doch bald „*Cui bono?*“ fragen müsste. Daher soll die „päpstliche Stilübung“ lediglich in behutsam korrigierter Fassung vorgelegt werden. Um die Eingriffe in den Text besser nachvollziehen zu können, wurden die wenigen Textbausteine, die bereits vom Vatikan am Nachmittag des 11. Februar verbessert wurden, kursiv gesetzt und die Korrekturen, die sich nach der obigen Durchsicht ergeben haben (egal, ob sie als Fehler gewertet wurden oder nicht), unterstrichen. Hierzu gehört ferner auch die Setzung einiger Kommata, die zumindest deutschen Lesegewohnheiten entgegenkommen soll:

Fratres carissimi,
non solum propter tres canonizationes ad hoc Consistorium vos convocavi, sed etiam ut vobis decisionem magni momenti pro Ecclesiae vita communicem. Conscientia mea iterum atque iterum coram Deo explorata ad cognitionem

certam perveni vires meas ingravescente aetate non iam aptas esse ad munus Petrinum aequae administrandum.

Bene conscius sum me hoc munus secundum suam essentiam spirituales non solum agendo et loquendo exsequi debere, sed non minus patiando et orando. Attamen in mundo nostri temporis rapidis mutationibus subiecto et quaestionibus magni ponderis pro vita fidei perturbato ad navem Sancti Petri gubernandam et ad annuntiandum Evangelium etiam vigor quidam corporis et animae necessarius est, qui ultimis mensibus in me modo tali minuitur, ut incapacitatem meam ad ministerium mihi commissum bene administrandum agnoscere debeam. Quapropter bene conscius ponderis huius actus plena libertate declaro me ministerio Episcopi Romae, Successoris Sancti Petri, mihi per manus Cardinalium die XIX mensis Aprilis anno MMV commissio renuntiare ita, ut a die XXVIII mensis Februarii anno MMXIII, hora XX, sedes Romae, sedes Sancti Petri, vacet et Conclave ad eligendum novum Summum Pontificem ab his, quibus competit, convocandum esse.

Fratres carissimi, ex toto corde gratias ago vobis pro omni amore et labore, quo mecum pondus ministerii mei portastis et veniam peto pro omnibus defectibus meis. Nunc autem Sanctam Dei Ecclesiam curae Summi eius Pastoris, Domini nostri Iesu Christi confidimus sanctamque eius Matrem Mariam imploramus, ut patribus Cardinalibus in eligendo novo Summo Pontifice materna sua bonitate assistat. Quod ad me attinet, etiam in futurum vita orationi dedicata Sanctae Ecclesiae Dei toto ex corde servire velim.

Ex Aedibus Vaticanis, die X mensis Februarii anno MMXIII

BENEDICTUS PP. XVI

Anmerkungen:

- 1) Der Text ist auf den Internetseiten des Vatikan einsehbar unter http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/speeches/2013/february/documents/hf_ben-xvi_spe_20130211_declaratio_lt.html; vgl. auch hier am Ende.

- 2) Für den Hinweis auf diesen Artikel danke ich meinem Kollegen Boris Dunsch ganz herzlich. Ein skizzenhafte Version des Artikels erschien in der Print-Ausgabe der AZ vom 23./24.02.2013, Seite 21; die ausführliche Fassung des Artikels mit der Überschrift „Papst fehlbar! Latein-Professor verbessert Benedikts Rücktrittserklärung“ vom 22.02.2013 ist auf den Internetseiten der AZ verfügbar unter <http://www.abendzeitung-muenchen.de/inhalt.papst-fehlbar-latein-professor-verbessert-benedikts-ruecktrittserklaerung.9686bd7c-e74e-468e-a2a6-4bcc56530ebf.html>. Meine Zitate von Stroh beziehen sich alle auf diese ausführliche Fassung.
- 3) Dem dort (S. 45-50) unter dem Titel „Declaro me ministerio ... renuntiare. – Habemus Papam. Wilfried Stroh zur lateinischen Rücktrittserklärung von Papst Benedikt XVI.“ nachgedruckten Artikel ist eine „Vorbemerkung der Redaktion“ von Andreas Fritsch vorangestellt. Danach wird der komplette und unveränderte Text von Strohs ausführlichem online-Artikel aus der AZ geboten.
- 4) Das diesbezügliche päpstliche Motu proprio „Lingua Latina“ vom 10.11.2012 ist einsehbar unter http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/motu_proprio/documents/hf_ben-xvi_motu-proprio_20121110_latina-lingua_lt.html.
- 5) Auch dieser Text vom 20.04.2005 ist einsehbar unter http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/messages/pont-messages/2005/documents/hf_ben-xvi_mes_20050420_missa-proecclesia_lt.html.
- 6) Beredtes Zeugnis davon hat nicht zuletzt das von der Libreria Editoria Vaticana im Jahr 1992 erstmals in einer italienisch-lateinischen Version herausgegebene „Lexicon recentis latinitatis“ abgelegt, in dessen praefatio der sprachschöpferische Anspruch und damit ein entscheidendes Charakteristikum einer latinitas viva eindeutig formuliert ist; die deutsche Ausgabe folgte 1998 als „Neues Latein-Lexikon“.
- 7) Vgl. diesbezüglich auch noch einmal die – sicherlich etwas augenzwinkernde, aber dennoch richtungweisende – Wortwahl in der ursprünglichen Überschrift des online-Artikels der AZ: „fehlbar“ und „verbessert“.
- 8) Dass dies allerdings mitnichten der Fall sein muss bzw. wahrscheinlich auch nicht der Fall ist und von Stroh sous-entendant später auch eingeräumt wird, wurde bereits deutlich.
- 9) Stroh erwähnt zwar, dass die Erklärung „mündlich und schriftlich“ vollzogen wurde und dass es sich um eine „kurze Rede“ handele, zieht daraus

aber keine Schlüsse mit Blick auf die sprachliche Formung.

- 10) Um die jeweils erörterte Stelle rasch in den Annotationen Strohs auffinden zu können, steht die Nummer, die die Annotation bei Stroh hat, hier in Klammern.
- 11) Übrigens heißt es in der offiziellen englischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Übersetzung bei „für“ auch stets: *for, pour, per, para, por*.
- 12) Alle mir bekannten Videodokumente des Konsistoriums vom 11. Februar 2013 setzen allerdings erst in der Mitte des zweiten Satz mit *ad cognitionem certam perveni* ein. Man findet sie leicht über die Sucheingabe „Rücktritt Papst Latein“ bspw. auf www.youtube.de.
- 13) Stroh bezieht sich bei seiner Durchsicht also auf die zuerst (gegen Mittag des 11. Februar) veröffentlichte, noch unbereinigte Fassung. Diese ist nun in dem online-Artikel der AZ (und somit auch in der textgleichen Fassung im FC) nachgedruckt worden. Kurios ist allerdings, dass dem in der Print-Ausgabe der AZ abgedruckten Textauszug, dem dort Strohs handschriftliche Annotationen beigelegt sind, offensichtlich die vom Vatikan bereits korrigierte Version zugrunde liegt. Jedenfalls heißt es dort bereits richtig *ministerio ... commissio*. Wenn Stroh doch die bereits korrigierte Fassung kennt, warum bezieht er sich dann in der ausführlichen Besprechung des Textes doch wieder auf die noch fehlerhafte Fassung, die ja auch für nur wenige Stunden in der Welt war?
- 14) Und auch in Strohs eigenem „Versuch einer Stilübungsversion“ heißt es richtig *hora 20*, ohne dass allerdings vorher besprochen würde, dass im vatikanischen Dokument ein offensichtlicher Fehler vorliegt.
- 15) In der französischen Übersetzung hat man die gesamte kalendarische Schlussformel allerdings komplett vergessen. In der spanischen und portugiesischen Fassung hingegen heißt es nur *Vaticano* (Zugriff am 18.03.2013).
- 16) Man könnte hier abschließend natürlich nun fragen, warum diese Rede, die doch staatsrechtlich Relevantes zum Ausdruck bringt, nicht die Ortsangabe nach dem Muster legislativer und exekutiver päpstlicher Dokumente trägt. Andererseits mag man aus der Verwendung der auch für päpstliche Briefe üblichen Ortsangabe ersehen, dass es sich um ein Dokument handelt, dass in *aedibus Vaticanis*, in den päpstlichen Gemächern also, entstanden ist. Weiter wäre anzumerken, dass es für die Form der Rück-

trittserklärung natürlich keine Tradition gab, auf die der *Pontifex Maximus* formal hätte zurückkommen können. Und eventuell zu berücksichtigende sprachliche wie administrative Formalia konnte er vom vatikanischen Verwaltungsapparat vorher ja auch schlecht abklären lassen, wollte er mit der Bekanntgabe des Rücktritts für eine wirkliche Überraschung sorgen. So blieb ihm schließlich nicht mehr als die Form einer persönlichen Erklärung, bei der, um jeglicher Eventualität vorzubeugen, lediglich die Vorgaben des kanonischen Rechts zu beachten waren (*Can. 332, § 2: Si contingat ut Romanus Pontifex muneri suo renuntiet, ad validitatem requiritur, ut renuntiatio libere fiat et rite manifestetur, non vero ut a quopiam acceptetur.*).

- 17) Benedikt XVI. setzt hier allerdings zweimal an und liest – soweit zu verstehen – eigentlich nicht so sehr *tredecimo*, sondern mit **tredecesimo** eine kuriose und nicht existente Hybridform, die aus *tredec[imo]* (13.) und *[trecent]esimo* (300.) gebildet zu sein scheint. Dieses offensichtliche Versehen sowie die Tatsache, dass Benedikt XVI. auch vor dem Verlesen der Tagesangabe *die XXVIII* eine Lesepause macht, die dem gedanklichen „Addieren“ der lateinischen Ziffern sowie dem Rekapitulieren des entsprechenden lateinischen Ordinaladjektivs *vicesimo octavo* geschuldet sein könnte, mögen ein Indiz dafür liefern, dass auch im Manuskript des Papstes lediglich die lateinischen Ziffern gesetzt waren. Im Übrigen ist auch die Form *tredecimo* ungewöhnlich, die wohl in Analogie zur Kardinalzahl *tredecim* gebildet ist, erstmals in der *Anthologia Latina* begegnet und als Vereinfachung des regelmäßigen *tertio decimo* verstanden werden kann. – Im Übrigen verliert sich der Papst bei der zweiten Tagesangabe abermals: Den Tag seiner Wahl im Jahr 2005 spricht er als *die undevicesima*, was eine feminine Genuskongruenz formt. Allerdings ist *dies* in der Bedeutung Tag natürlich als Maskulin zu betrachten, sodass es *die undevicesimo* heißen müsste. Und bei der folgenden Tagesangabe – eben dem 28. Februar 2013 – wird das Ordinaladjektiv dann ja auch korrekt maskulin kongruiert.
- 18) Als Randnotiz ist zu dem Datum, das der veröffentlichte Redetext trägt, noch interessant, dass es überhaupt auf den 10.(!) Februar 2013 lautet. Schließlich fand das Konsistorium erst am Montag, den 11.(!) Februar 2013, statt und erst an diesem Tag wurde aus (dem bis dato noch privaten) Text eine Rede und später dann eine verschriftlichte Veröffentlichung. Und normalerweise entspricht bei den vatikanischen

Verlautbarungen das Ausstellungsdatum dem Veröffentlichungsdatum. Dass der historische Rücktritt auch die vatikanischen Formalia kalt erwischte, mag man daher auch an dieser Stelle nachvollziehen können. Aber mehr noch: Wenn man davon ausgehen darf, dass der Rücktritt in der Tat (selbst für die meisten engsten Mitarbeiter des Papstes) bis zuletzt ein gut gehütetes Geheimnis war, dann ließe sich zumindest einmal spekulieren, dass Benedikt XVI. die endgültige Fassung erstens bereits am 10. Februar fertiggestellt und konsequenterweise mit dem Datum dieses Tages versehen, dieses Manuskript dann zweitens am 11. Februar vorgetragen, es drittens erst dann in den protokollarischen Rundlauf gegeben hat und es schließlich viertens (unter einigem zeitlichen Druck) unverzüglich veröffentlicht wurde – und zwar mit dem Ausstellungsdatum, das in diesem Fall nun mit dem Veröffentlichungsdatum nicht übereinstimmt. Mögen am Ende Experten für kanonisches Recht klären, ob der Papst damit nun am 11. Februar mit Verlesen der Rede oder doch schon am 10. Februar mit Verfassen des Textes seinen Rücktritt offiziell gemacht hat. Dass hier aber etwas nicht den üblichen Gepflogenheiten gemäß vonstatten geht, mag man zu guter Letzt auch daran ersehen, dass wiederum die deutsche Übersetzung des Textes, die auf den Seiten von Radio Vatikan veröffentlicht wurde, die Datums-signatur 11. Februar 2013 trägt, somit gegen die offizielle Übersetzung des Presseamtes steht und streng genommen damit vor allem das päpstliche Dokument (ver)fälscht.

- 19) So verhält es sich ja auch bei den anderen antik-römischen Kalenderangaben (vgl. *Kalendae Ianuariae*, *Idus Ianuariae* usw.). Man würde

aber bei einer an klassischem Latein orientierten Durchsicht des Textes wohl nicht so weit gehen, die kalendarischen Angaben (oder auch die ja nicht antiken Vorstellungen entsprechende Tageszeitangabe *hora 20*) nach diesem Vorbild zu gestalten; mithin ein weiterer Moment, der mehr als nur Zweifel zu der Frage auslöst, ob und wie sinnvoll es ist, ciceronische Maßstäbe (die dann ja auch hier gelten müssten, wo Stroh in seiner Version aber ausgerechnet darauf verzichtet, in den Text einzugreifen) an diesen wie auch alle weiteren in der Moderne und für die Moderne entstandenen Texte heranzutragen.

- 20) Es sei hinzugefügt, dass auch die christliche und (amts)kirchliche Tradition ja mindestens einmal bis ins 13. Jahrhundert, ehe die arabischen Ziffern in Europa überhaupt bekannt wurden, ohnehin nur mit lateinischen Ziffern operieren konnte und es somit ganz im Sinne der Einheitlichkeit der Kirchenschriften wäre, konsequent nach einer einzigen Systematik zu verfahren. Und wer könnte hier authentischer traditionell und bewahrend (= konservativ) sein als die *Sancta Ecclesia Romana*?
- 21) Was eben in den universitären Stilübungen genau nicht der Fall ist, die die Orientierung an der Sprache Ciceros fordern, wie ja auch Stroh zurecht bemerkt hat. Nur sollte die Konsequenz meines Erachtens eben nicht sein, den Text dennoch mit aller Macht an und mit Cicero zu messen, sondern eine ihm gerecht(er) werdende Beurteilungsbasis anzusetzen.

FELIX M. PROKOPH, Marburg

Anm. der Red.: Vgl. hierzu auch die beiden Leserbriefe in diesem Heft auf S. 177.

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

BÖGL GmbH
DRUCK

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

Walter Jens zum 90. Geburtstag

Am 8. März beging der hochgeachtete Gelehrte aus Tübingen seinen 90. Geburtstag. Bereits im Jahr 2002 zeigten sich erste Anzeichen von Demenz – ein Schicksal, das immer betroffen macht, zumal bei einem Menschen dieses Geistes. Generationen von Klassischen Philologen, und nicht nur sie, verdanken ihm wesentliche wissenschaftliche Anregungen, und sie haben ihn als einen Menschen von beispielloser Weite des Horizonts, Stringenz der Gedanken, Brillanz der Formulierungen, funkelndem Witz, weisem Humor, großer Lebendigkeit – nicht zuletzt bei improvisierten Passagen in seinen Reden – erlebt.

Leipzig 1988: Walter Jens schickt mir sein neuestes Werk, „Die Friedensfrau“, eine Bearbeitung von ARISTOPHANES' „Lysistrate“. (Auf seinen Vorschlag betraute mich der Kindler Verlag 1971 mit dem Beitrag über Aristophanes für „Die Großen der Weltgeschichte“.) Jens hat die Hauptrolle der jüdischen Schauspielerin IDA EHRE, Leiterin der Hamburger Kammerspiele, auf den Leib geschrieben, und sie übernahm auch die Regie. Dass Jens für aktuelle Aussagen ein antikes Werk, einen antiken Stoff nutzt, kennt man auch aus „Der Untergang“ (1982), einem Antikriegsstück nach EURIPIDES' „Troerinnen“. Von Haus aus Gräzist (sein bedeutendster akademischer Lehrer ist BRUNO SNELL), promoviert Jens 1944 mit einer Arbeit über die Stichomythie bei Sophokles; 1949 habilitiert er sich mit „Libertas bei Tacitus“. Seit 1949 Hochschullehrer in Tübingen, arbeitet er über antike Literatur (vornehmlich die griechische Tragödie) und über Antikerezeption. Vieles davon enthält sein Band „Zur Antike“ (1978). Ab 1947 tritt er auch mit dem griechisch-römischen Altertum verpflichteter Belletristik hervor: Erzählungen, Hörspielen, Fernsehspielen wie „Die Verschwörung“ (1969): Der todkranke CÄSAR inszeniert eine Verschwörung gegen sich selbst, um nicht ruhmlos auf dem Krankenbett zu enden; die „Verschwörer“ ahnen nicht, dass sie seine Marionetten sind. Bereits in gedruckter Form äußerst wirkungsvoll, fasziniert das Stück noch stärker auf dem Bildschirm durch das Spiel HANNES MESSEMERERS. „Der tödliche Schlag“ (1974) nach SOPHOKLES' „Philoctet“ betrifft den Intellektuellen, der naiv und leichtfertig „sein Wissen den Falschen

ausliefert und dadurch das Volk an die Militärs und Magnaten verrät“. Nacherzählt werden Ilias und Odyssee 1958 von dem „Dichter-Philologen“ Jens (H. Seyffert, Gnomon 60, 1960). „Die Götter sind sterblich“ (1959) ist das Tagebuch einer Griechenland-Reise samt Reflexionen darüber in Leipzig mit BLOCH, HANS MAYER und PETER HUCHEL. (Jens lässt dort in einem Totengespräch à la LUKIAN – derartige imaginäre Gespräche findet man häufig bei Jens – BRECHT zu EURIPIDES sagen, er, Brecht, habe den SOKRATES „niemals gemocht“. Dazu s. mein Buch „Der Stückeschreiber und der Sohn der Hebamme“, Stuttgart, Leipzig 1998. Jens hat sich später brieflich von seiner These distanziert.) In „Das Testament des Odysseus“ (1957) begegnet ein ganz anderer Odysseus als bei HOMER. Neben den erwähnten Bearbeitungen antiker Dramen existieren zur Aufführung bestimmte Verdeutschungen wie die von AISCHYLOS' „Orestie“, die von Jens selbst als „freie Übertragung“ bezeichnet wird. Auch seine deutschen Fassungen der vier Evangelien, des Römerbriefes und der Johannes-Offenbarung sind weitgehend keine Übersetzungen im herkömmlichen Sinn, sondern Nachdichtungen, Eindeutschungen. So ordnet sie auch WALTER HINCK ein: Walter Jens. Un homme de lettres (1993 zu diesem Buch s. Universität Leipzig 4/1993).

Ebenso häufig wie ‚heidnisches‘ Griechisch-Römisches spielt bei dem *poeta doctus* Jens Biblisches eine Rolle, etwa in „Der Fall Judas“ (1975): Ein Franziskaner beantragt die Seligsprechung Ischariots; hätte Judas nicht Jesus verraten, so hätte der göttliche Heilsplan nicht realisiert werden können. Es ist gleichsam eine „Berichtigung alter Mythen“ (BRECHT). Jens hat hier bemerkenswerte Gedanken verschiedener Epochen über Judas zu einem kunstvollen Ganzen verwoben – ein Feuerwerk der Argumente, gestaltet von einem großartigen Schriftsteller, einem exquisiten Stilisten, einem glänzenden Rhetoriker. Sagte ich schon, dass Jens seit 1963 in Tübingen die einzige deutschsprachige Professur für Allgemeine Rhetorik (und Klassische Philologie) innehat? Von Jens' wirkungsvoller Rednergabe zeugen etwa auch „Von deutscher Rede“ (1969, erweiterte Neuausgabe 1983) und „Republikanische Reden“ (1976; zu beiden Büchern: Sächsische Akademie der Wissenschaften, Arbeitsblätter

6, 1999, 35ff.), Ansprachen aus literarischen, politischen und anderen Anlässen („Zum 50. Jahrestag der Bücherverbrennung“, „Nathan der Weise aus der Perspektive von Auschwitz“), auch zum 75. DFB-Jubiläum (1975), über politische Implikationen des Sports, zugleich eine Liebeserklärung des einstigen Freizeitkickers Jens an das Fußballspiel. (Dazu FC 2/2004, 165f.)

Nicht nur im „Judas“ und in den deutschen Fassungen neutestamentlicher Werke erweist sich Jens als auch auf dem Feld der Theologie wohlbewandert. Der Protestant Jens arbeitet übrigens eng mit dem oppositionellen katholischen Theologen HANS KÜNG zusammen, der das volle Misstrauen des Vatikans genießt. Jens' Vielseitigkeit führt dazu, dass der ältere, bis 1973 reichende Katalog der Deutschen Bücherei Leipzig einen Literaturwissenschaftler und einen Theologen Walter Jens unterscheidet; erst ab 1974 traut man alles, was Jens geschrieben hat, einem Autor zu.

Literaturwissenschaftliche Arbeiten gelten unter anderem LUTHER, LESSING, WIELAND, HOFMANNSTHAL, FONTANE, THOMAS MANN (viele dazu in „Statt einer Literaturgeschichte“, 1957; bisher 7 Auflagen). Zusammen mit Inge Jens verfasst er „Frau Thomas Mann. Das Leben der Katharina Pringsheim“ (2003) und „Katias Mutter. Das außerordentliche Leben der Hedwig Pringsheim“ (2005). Der Klassische Philologe Jens beschäftigt sich mit zeitgenössischer Literatur schon zu einer Zeit, als die Germanistikprofessoren da noch weitgehend Abstinenz üben. Sehr wichtig auch der Literaturkritiker Jens. Zeitig spielte er eine maßgebliche Rolle in der Gruppe 47. Nicht weniger bedeutungsvoll seine Fernsehkritiken (Fernsehen. Themen und Tabus, 1973; Momos am Bildschirm, 1984). In ihnen wendet er sich unter anderem gegen abwiegelnde ARD-Berichterstattung über die von 1967 bis 1974 herrschende griechische Militärjunta.

„Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik“ (1977), in kürzester Zeit ein Bestseller wie zahlreiche Jens-Bücher, führt mit seinen pointierten Details, bis hin ins Schnurrig-Anekdotische (Diebstahl eines Penis aus der Anatomie), wieder einen ganz anderen, nicht weniger eindrucksvollen und sympathischen Walter Jens vor.

Jens – das ist auch der große Anreger im Brain-trust editorischer Projekte wie „Die Großen der Weltgeschichte“ und „Kindlers Literatur Lexikon“/„Kindlers Neues Literatur Lexikon“ (s. Deutsche Literaturzeitung 111, 1990, Sp. 532ff.; 112, 1991, 536ff.; Sächsische Akademie der Wissenschaften, Arbeitshefte 10, 1999, 25ff.). Kaum zu überschauen die Zahl von ihm herausgegebener Anthologien (sie umfassen unter anderem Werke von WINCKELMANN, RAHEL VARNHAGEN, BISMARCK, BEBEL, LUXEMBURG, KLAUS MANN) sowie gehaltvoller Vor- und Nachworte.

Aber Jens, seit der Studentenbewegung stark politisch engagiert, wirkt in die Öffentlichkeit nicht nur mit Büchern und Reden, sondern auch in herausgehobenen Ämtern, so als langjähriger Präsident/Ehrenpräsident des deutschen PEN-Zentrums und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Künste. Kein Glasperlenspieler, nicht im Elfenbeinturm sitzend, wird der humanistische linksbürgerliche „Radikaldemokrat“ (so er über sich selbst; auffallend sein häufiger Gebrauch von „republikanisch“) oft genug von Kritikern verschiedenster Couleur in Ost und West verunglimpft, zum Beispiel von ALEXANDER ABUSCH und ERNST SCHUMACHER (zum Fernsehspiel „Die rote Rosa“) sowie von EDMUND STOIBER, der Jens und WALSER als „Ratten und Schmeißfliegen“ titulierte – wer denkt da nicht an ERHARDS „Pinscher“ und andere diffamierende Tiervergleiche? Dafür hat Jens die Achtung aufrechter Demokraten wie BÖLL, BUCKWITZ, DAHRENDORF, GRASS, JUNGK, KOGON, LENZ, MUSCHG, SNELL und STAECK. Zahlreiche Ehrungen werden ihm zuteil: Er wird Ehrendoktor der Universitäten Hamburg, Augsburg, Jena, Stockholm und Athen sowie Mitglied mehrerer Akademien, und er erhält herausragende Preise und Auszeichnungen, unter anderem den Lessingpreis der Stadt Hamburg, den Adolf-Grimme-Preis, den Alternativen Büchnerpreis, den Heinrich-Heine-Preis der Stadt Düsseldorf, die Ernst-Reuter-Plakette des Berliner Senats und, als erster, die Bruno-Snell-Plakette der Universität Hamburg.

Wenigstens erwähnt sei, dass Jens seit 1951 bei Rowohlt und in anderen namhaften Verlagen eigene Belletristik veröffentlicht. Diese Romane und Erzählungen erscheinen auch in Übersetzungen in mehreren europäischen Ländern, in

den USA und in Japan. Inge Jens spricht nicht zufällig von ihrer Ehe mit einem „Schriftsteller und Wissenschaftler“ (Vergangenheit gegenwärtig – Biographische Skizzen, Stuttgart 1994).

Walter Jens' nichtbelletristische Publikationen sind nach wie vor nicht nur unter wissenschaftlichem Aspekt von Bedeutung; ihre Lektüre ist auch immer wieder ein literarisches Erlebnis.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Die **Würzburger Jahrbücher 36 (2012)** eröffnen mit einem Beitrag zum berühmten ‚Nestorbecher‘ aus Pithekussai aus der Feder des Archäologen MATTHIAS STEINHART, der sich damit gleichzeitig als neuer Mitherausgeber der Zeitschrift vorstellt („Zwei ‚Becher des Nestor‘ und der Zauber der Aphrodite“, 7-37). Die aus dem späten 8. Jahrhundert stammende Kotyle als möglicherweise frühestes Rezeptionszeugnis der Ilias (sie ist daher auch für deren Datierung von großer Bedeutung) ist seit ihrer Auffindung 1954 von archäologischer wie von gräzistischer Seite viel diskutiert worden. Zur Erinnerung: Die Inschrift besagt wohl in der ersten Person aus der Perspektive des Gegenstandes (das entscheidende *e(i)mi* ist allerdings nicht eindeutig lesbar), dass es sich um das „gut zum Trinken geeignete“ Trinkgefäß des (oder eines?) Nestor handele, das auf seinen Benutzer eine aphrodisierende Wirkung ausübe. In der Beschreibung des Nestorbechers Il. 11,505-520 ist leider keine Rede von einer solchen Wirkung, und auch das Wort *eupoton* in der Inschrift scheint angesichts der Tatsache, dass in der Ilias nur Nestor den gefüllten Becher mühelos anheben kann, nicht passend. Alle möglichen Varianten wurden bereits in der Forschung diskutiert: Der Nestor des Bechers sei nicht der mythische Herrscher von Pylos; er sei es doch, aber angespielt sei hier nicht auf die Ilias, sondern auf eine andere Passage aus dem epischen Kyklos. Andererseits gibt es antike Zeugnisse über spätere Versuche, den Becher Nestors, wie er in der Ilias beschrieben ist, zu verfertigen oder zu identifizieren. Steinhart plädiert dafür, dass die Kotyle von Pithekussai auf die Ilias anspielt; sein wichtigstes Argument ist die Verbindung der in der Ilias erwähnten, möglicherweise als Henkel dienenden, Tauben auf dem Becher mit der Zuschreibung einer aphrodisierenden Kraft auf der archaischen Inschrift. ADA NESCHKE-HENTSCHKE

diskutiert Grundsätzliches („Die Aporien der Moderne und die Weisheit der Alten. Eine Kritik der modernen Ideologien“, 113-138). HABERMAS' radikaler Definition der Moderne als einer Epoche, die ihre Normen aus sich selbst und nicht aus alten (also auch antiken) Vorbildern schöpfe, und POPPERS Vision von einer offenen Gesellschaft, die sich nicht über das Gesetztsein bestimmter ausgewählter, als grundlegend erkannter Normen und Werte konstituiere sondern durch das ständige Aufeinanderprallen gegensätzlicher Werte, hält sie PLATON und ARISTOTELES entgegen, die Menschenrechte des Grundgesetzes und JOHN LOCKE als deren in antiken Rechtsvorstellungen wurzelnden Vordenker. Eine immer wieder wichtige Diskussion, allerdings sind die Vertreter der Moderne in diesem von der Autorin selbst in die Tradition der *querelle* gestellten Beitrag der jüngeren Generation vermutlich bereits recht fern.

In seiner Art nicht weniger grundsätzlich ist der Artikel von LUISA LEESEMANN im **Mittelaltlichen Jahrbuch 48 (2013)**: „Poetria nova oder: Die Poetik des Neuen. Originalität als Moment literarischer Kritik im lateinischen Hochmittelalter“ (55-88). Hier geht es weniger um die Frage, inwieweit mittellateinische Dichtung tatsächlich originell ist, sondern wo sich Belege dafür finden lassen, dass mittelalterliche Autoren Originalität (*novitas* o. Ä.) als Qualitätskriterium benennen. Weiteres Material zu dieser Frage findet der interessierte Leser im Beitrag von MAREK THUE KRETSCHMER („Literary Appropriations of the Matter of Troy in Medieval Latin Poetry ca. 1070-1170, Part I“, 41-54). Auch der Beitrag von PETER DINZELBACHER („Die ostgotischen Könige, die Religionen und das Recht nach Cassiodors ‚Variae‘“, 1-27) regt zum Nachdenken über große Themen an. Der Verfasser, der übrigens die am ostgotischen Hofe verfassten Briefe CASSIODORS vor wenigen Jahren erstmals ins Deutsche übersetzt hat, erörtert die tolerante Religionspolitik

der Arianer THEODERICH und THEODAHAD und verortet sie in einer knappen Geschichte der religiösen (In-)Toleranz des Christentums. Im ersten Heft des **Hermes 141 (2013)** erläutert E. SEITZ (8-33) eine bekanntermaßen schwierige, möglicherweise verkürzt überlieferte Passage aus ARISTOTELES' Poetik (1449A15-28), worin nach Nennung des Stichworts τὸ μέγεθος (welche Art von Größe auch immer gemeint sein mag) die Herkunft der Tragödie aus Vorformen abgeleitet wird, die sich „kleine Handlungen“ und „lachhafte Sprache“ auszeichneten. MARKUS HAFNER („Die Macht der Rede in der ‚Tabula Cebetis‘“, 65-82) lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen griechischen Text, der bis ins 18. Jahrhundert allgemein bekannt und gerade auch zu Unterrichtszwecken beliebt war, heute aber weitgehend vergessen ist. Nachdem endgültig nachgewiesen war, dass es sich um ein Pseudepigraphon handelt und der Autor nicht der Sokratesschüler KEBES, sondern ein Anonymus wohl des 2. nachchristlichen Jahrhunderts ist, hatte im 19. Jahrhundert die Tabula jegliche Autorität und damit jeglichen Reiz verloren. HEINZ-GÜNTHER NESSELRATH bemerkte allerdings in einem Beitrag für die 2005 bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erschienene übersetzte und kommentierte Neuausgabe (dort S. 59), dass der Text vielleicht „noch einmal Zugang zum gymnasialen und universitären Griechisch-Unterricht finden“ könne. Die Ekphrasis eines fiktiven Bildes, das Menschen im Verein mit zahlreichen allegorischen Gestalten innerhalb einer durch mehrere Mauerringe und Tore gegliederten Landschaft zeigt und den Lebensweg symbolisiert, kannten und schätzten immerhin ERASMUS (das Titelpuffer HANS HOLBEINS D. J. zu Erasmus' Ausgabe des NT von 1522 zeigt die ins Bild gleichsam rückübersetzte Tafel des Kebes) und COMENIUS, der sich von ihr zu seinem „Labyrinth der Welt“ inspirieren ließ.

Wenig originell, aber für die Praxis gut brauchbar ist schließlich die Überblicksdarstellung in **L'Antiquité Classique 81 (2012)** „Communis Erinys: The Image of Helen in the Latin Poets“, 43-60 von LEE FRANTANTUONO und JOHANNA BRAFF. Hier hat man bei Bedarf die wichtigsten Erwähnungen der schönsten der Schönen von ENNIUS bis MARTIAL auf kurzem Raum zusammengestellt.

FELIX MUNDT

B. Fachdidaktik

Einem häufig vernachlässigten Thema widmet sich **Heft 2/2013 des Altsprachlichen Unterrichts**: Der Titel „Antike im Ohr“ erinnert uns sofort daran, dass wir eine Sprache und keine „Schreibe“ lehren – auch wenn die Schriftlichkeit im Lateinunterricht klar im Vordergrund steht. Die Hörkultur in der Antike wie auch im altsprachlichen Unterricht steht dementsprechend im Mittelpunkt des vorzüglichen und sehr ausführlichen Basisartikels von ANJA WIEBER, in dem sie u. a. die Funktionalität von Hörmedien, den kritischen Umgang mit Medien, aber auch das *Latine loqui* und aktives Zuhören besonders beleuchtet. Äußerst nützlich: eine Übersicht mit Vorschlägen zur Ausstattung einer Audiothek. Im ersten Praxisbeispiel für das erste Lernjahr versucht ULRIKE RINK Raps für die lateinische Grammatik zu nutzen; dies gelingt ihr allerdings aus meiner Sicht nicht sehr überzeugend: Mit Texten wie „Endungen sind super, Endungen sind toll. Beim Römer sind die Texte davon voll. -a und -or, -um und -us, schon erkenne ich das Genus.“ ist den jungen Lateinschülern leider beim Lernen grammatischer Endungen wenig geholfen – im Gegenteil: Gerade das -us des Reimwortes „Genus“ führt in die Irre! Andere in dem Beitrag vorgeschlagene Beispiele treffen eher die Funktionalität eines Grammatik-Raps, aber auch hier dürften selbst Zehnjährige schnell vom Zweckoptimismus genervt sein: „Wir fragen Wen. Wir fragen Was. Auch der Akkusativ macht Spaß.“ Glücklicherweise geht es im Lehrbuchunterricht nicht nur um Sprachliches, sondern oft auch um recht anspruchsvolle Inhalte. Hier findet JUDITH HANSEN einen auditiven Ansatzpunkt, wenn sie ihre Lerngruppe inhaltliche Lücken in Lehrbuchtexten bspw. zu Aeneas und Dido füllen und zu einem „Hörspiel als Interpretationsergebnis“ (so der Titel) verarbeiten lässt. Der Unterrichtsverlauf und das methodische Vorgehen sind dabei am Beispiel von „Lumina“, Lektion 15, gut nachvollziehbar beschrieben, und der Aufsatz enthält eine Fülle von nachahmenswerten Anregungen sowie leicht verständliche Instruktionen zur technischen Umsetzung mithilfe des Computerprogramms Audacity. Sowohl in der Unter- und Mittelstufe als auch in der Oberstufe lassen sich „Lieder als Lektions- und Lektürebegleiter“ nutzen, wie

CHRISTIAN REINDL in seinem so überschriebenen Beitrag detailliert darlegt. Er nutzt jedoch keine klassischen, sondern moderne Vertonungen antiker Stoffe, die zugleich motivieren und zur Auseinandersetzung mit den antiken Texten anregen, die ihnen zugrunde liegen. Als Beispiele dienen (wiederum) Dido und Aeneas, verarbeitet im Lied „*Ab peregrino relicta*“ der Gruppe JAW, sowie Orpheus und Eurydike, ein Mythos, der die deutsche Autorin und Sängerin MARTINA SOFIE NÖTH zu dem 2005 unter dem Pseudonym AMBER veröffentlichten Lied „In den Tiefen des Hades“ inspirierte. Ob man Songs von JAW, deren Engagement für das Lateinische grundsätzlich hoch zu loben ist, die aber auf korrekte Quantitäten und Betonungen keinen Wert legen, im Lateinunterricht einsetzen sollte, muss jede Lehrkraft selbst entscheiden. Mittlerweile unumstritten ist die Qualität der *Nuntii Latini*, die sich – wie GÜNTER LASER in seinem Praxisbeispiel prägnant erläutert – ab dem 2. Lernjahr in jeder Altersstufe Gewinn bringend und abwechslungsreich für Hörverstehensübungen (evtl. mit anschließenden Diskussionen über den Inhalt) einsetzen lassen; die im Schwierigkeitsgrad unterschiedlichen Übungstypen (Lückentext, *multiple choice*, Fragenkatalog) sind dem modernen Fremdsprachenunterricht entlehnt und für das Lateinische fruchtbar gemacht worden. Zur Auseinandersetzung mit SENECAS philosophischem Gedankengut lässt JÖRG SCHMITTER seinen Lateinkurs fiktive Radiosendungen als Podcasts produzieren: Nach einer interessanten Einleitung zur Entwicklung dieses Mediums und dem technischen Umgang damit entwickelt er kompetent die einzelnen Schritte bis zum fertigen Produkt; Drehbuchausschnitte und übersichtliche Anleitungen motivieren zur Erprobung im eigenen Unterricht. Ganz ohne Technik kommt VERENA DATENÉ im letzten Praxisbeispiel für gute Grund- oder Leistungskurse aus. Die klanglich-künstlerische Seite lateinischer Dichtung soll in intensiv vorbereiteten Sprechvorträgen von kurzen Passagen aus OVIDS „Metamorphosen“ zum Ausdruck gebracht werden. Ziel ist dabei idealerweise eine Präsentation im eher quantitativen als akzentuierenden *pronuntiatus restitutus* – eine hohe Anforderung auch an die Lehrkraft. Im Magazin berichtet PETER KULHMANN sehr

interessant über die Hintergründe der Produktion der Fernsehreihe „*Experimentum Romanum*“ in lateinischer Sprache, die sich hervorragend im Unterricht einsetzen lässt und unter www.planet-schule.de kostenlos heruntergeladen werden kann. MARTINA STILLER erläutert schließlich die Entstehung eines Freiluftklassenzimmers (Auditorium!) mit lateinischem Motto als Bodenmosaik.

MARTIN SCHMALISCH

Das **Heft 120,1,2013** der Zeitschrift **Gymnasium** enthält folgende Beiträge: A. GUTSFELD, ST. LEHMANN: „Olympia und seine zwei Leben in der Spätantike – vom panhellenischen Heiligtum zur Domäne“ (S. 1-18). Abstract der Herausgeber: In dem Beitrag werden die Ergebnisse neuer Forschungen zur Geschichte des Zeusheiligtums von Olympia in der Spätantike vorgestellt. Lange Jahre standen vornehmlich die Anfänge des Heiligtums und Kultfestes von Olympia sowie die Bauten und Verhältnisse der archaischen und klassischen Epoche im Vordergrund des Forschungsinteresses. Darüber geriet die Spät- und Endgeschichte von Olympia und somit auch die Frage nach Kontinuitäten und Brüchen in der Entwicklung von Heiligtum und Fest aus dem Blickfeld. Seit einigen Jahren zeichnet sich hier allerdings ein Umdenken ab, denn die strukturellen Veränderungen im spätantiken Olympia erwiesen sich als innovatives und ertragreiches wissenschaftliches Forschungsfeld. Gerade wegen der emblematischen Bedeutung Olympias bekommt die grundsätzliche Frage nach dem Umgang des christlichen Staates mit dem traditionellen Kultort und -fest eine besondere Bedeutung. Archäologisch lässt sich hier nachweisen, dass der Staat nicht mit ungezügelter Gewalt vorging. Vielmehr belegen neuere sowie neu interpretierte ältere Funde und Befunde einen pragmatischen und wirtschaftlich orientierten Umgang des christlichen Staates mit dem paganen Erbe. – W. SUERBAUM: „Der erste Kaiser Galliens (Julius Sabinus 70-79 n.Chr.) vor dem römischen Kaiser (Flavius Vespasianus 70-79 n.Chr.). Bilder von Untergrund und Thron nach Tacitus (hist. 4,55,2 und 4,67,1), Plutarch (Amatorius 25) und Cassius Dio (66,3,1-3 und 66,16.1-2)“, S. 19-46. Dies ist ein innovativer Aufsatz. Er handelt von Bildern; von Historienbildern, aber der Leser

sieht (fast) keine. Der Leser ist gefordert, seine passive Genießer-Mentalität zu überwinden und selbst tätig zu werden. Er muss sich die (in Kap. 4 aufgeführten) Bilder – wenn sie ihn interessieren – selber „öffnen“, anhand der Internet-Quellen, die in der Bilder-Liste (als G 1 - G 12) des über die Homepage des „Gymnasium“ zugänglichen, neu eingeführten „Supplementum Gymnasiale“ angegeben sind (vgl. <http://www.gymnasium.hu-berlin.de/gymsuerbaum.html>). Die Gemälde existieren, doch zugänglich sind sie für den Leser nur virtuell im Internet. Für diese neue Konzeption gibt es rechtliche und ökonomische, aber auch pädagogische und sachdienliche Gründe: Die Hinweise im „Supplementum Gymnasiale“ führen nicht nur die Bilder vor Augen, sondern erschließen oft weiterführende Informationen. – Zs. ADORJÁNI: „Drei Bemerkungen zu Hölderlins Allusionstechnik. Unentdeckte Anspielungen auf den Homerischen Hymnos an Hermes, Pindars Olympie 3 und Nemea 5“ (S. 47-56). In diesem Beitrag werden drei bisher nicht beachtete Anklänge an klassische griechische Texte in drei verschiedenen Gedichten HÖLDERLINS untersucht. Die Allusion an PINDARS Olympie 3 in „Die Wanderung“ ändert grundsätzlich den Gehalt des Gedichts, eine andere an Nemea 5 in „Der Archipelagus“ bereichert das Schiffer-Motiv der betreffenden Stelle, der Anklang an den homerischen Hymnos an Hermes in der „Feiertagshymne“ würde Hölderlins literarische Belesenheit um einen neuen Bezugstext erweitern.

Heft 2/2013 der Zeitschrift **Antike Welt** nimmt sich „Die Armee Alexanders des Großen“ zum Schwerpunkt aus Anlass der Alexander-Ausstellung in Rosenheim. Wie konnte es Alexander gelingen, mit seinem Heer ein so großes Reich zu erobern? Die altertumswissenschaftliche Forschung hat sich in den letzten Jahren mit Hilfe neuer Fragestellungen und Methoden stark dieser Frage angenommen und ist zu bemerkenswerten Ergebnissen gekommen. „Mit Lanze, Schwert und Eisenhelm – Die Bewaffnung des Alexanderheeres“ (9-16), von H. PFLUG. Worin bestand das Erfolgsgeheimnis der Armee Alexanders? Wie konnte es gelingen, in extrem kurzer Zeit ein riesiges Reich zu erobern? Bewaffnung und Strategie des kampferprobten Heeres spielten eine wesentliche

Rolle. – „Wohin der König uns führt“ – Heer und Tross Alexanders des Großen“ (17-21), von H.-U. WIEMER. Köche und Ärzte, Händler und Intellektuelle, Frauen und Kinder folgten dem Heer über Tausende von Kilometern hinweg. Ihre Motive waren höchst unterschiedlich: Gewinnstreben, Ehrgeiz, Abenteuerlust, Neugier und vieles mehr. Was verraten uns die antiken Quellen über diese Menschen und ihren Alltag? – „Die Diadochen – Alexanders Heerführer und ihre Auseinandersetzungen um das verbliebene Weltreich“ (22-26), von CHR. MILETA. Alexanders Generäle legten einen wesentlichen Grundstein zu dem Erfolg des gewaltigen Eroberungszugs. Die unterschiedlichen Charaktere und Interessen der Heerführer führten aber bald zu Konflikten und schließlich offener Feindschaft zwischen den mächtigen Strategen. – „Zum Schutz des Königs – Die Leibwächter in der Armee Alexander des Großen“ (27-31), von C. KUCEWICZ. Der Mut Alexanders des Großen in der Schlacht ist legendär. Er kämpfte an vorderster Front. Doch irgendjemand musste ihm den Rücken freihalten und dafür sorgen, dass die Kämpfe nicht durch den Tod des Königs in einem Desaster endeten. Die Bodyguards Alexanders standen wahrlich vor einer großen Herausforderung. – Weitere Beiträge: „War der Hadrianstempel wirklich Hadrians Tempel? Aktuelle archäologische und bauhistorische Untersuchungen an der Kuretenstraße in Ephesos“ (59-66), von URSULA QUATEMBER. Obwohl das Bauwerk lange bekannt ist, kommt man erst jetzt seiner ursprünglichen Nutzung und Funktion auf die Spur. – „Antike Terrassenheiligtümer – Monumentale Terrasentempel in der altägyptischen, griechischen und römischen Architektur“ (67-78), von W. FILSER. Um 300 v. Chr. kommt ein neuer Typ von Heiligtümern im Mittelmeerraum in Mode – monumental auf Fernsicht konzipiert. Wie entstand diese neue Art für die Götter zu bauen? – „Natura non facit saltus. Die Natur macht keine Sprünge“, diese These betrachtet K. BARTELS in der Reihe „Zitate aus der alten Welt – Woher sie kommen und was sie bedeuten“ (97).

„Streit um Jesus: Gott und Mensch?“ lautet das Thema der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, **Heft 68**, **2/2013**. Sehr schnell nach seinem Tod entsteht in Jerusalem unter seinen

Jüngern eine Form der Jesusverehrung, die ihn als „Kyrios“ und Sohn Gottes bezeichnet. Jesus selbst hatte Gott als „Vater“ angeredet. Das Überraschende dabei ist: Es sind christusgläubige Juden, für die der Monotheismus unantastbar ist, die Jesus zusammen mit dem Gott ihrer Väter verehren. Mit der Ausbreitung des Christusglaubens in weiten Teilen des Mittelmeerraumes lässt sich im 2. Jahrhundert beobachten, wie die theologische Debatte an Fahrt gewinnt. Die Frage, wie sich Göttliches und Menschliches in Jesus zueinander verhalten, verlangte immer drängender nach präzisen Antworten. Bischöfe, Priester und Gemeindeglieder diskutieren engagiert, hitzig und bisweilen sogar blutig drüber und bringen faszinierende Denkmodelle hervor. Aufgrund eines vielfältigen theologischen Nachdenkens einigt sich die frühe Kirche darauf, dass Jesus ganz Gott und ganz Mensch ist. Dabei kommt es zu ersten Kirchenausschlüssen von „Häretikern“, die Jesus entweder als Gott oder als Mensch begreifen. Doch ging die Diskussion weiter. Das Heft 68 behandelt den „Streit um Jesus“ in insgesamt zehn Beiträgen, selbstverständlich mit vielfältigen Bezügen zur nichtchristlichen Umwelt in den ersten Jahrhunderten des Christentums.

In der österreichischen Zeitschrift **Circulare**, Heft 1/2013 geht es auf der Titelseite um „Neues zur standardisierten kompetenzorientierten Reifeprüfung – Neues vom BIFIE“; dort steht u.a.: „Die Vorgabe, dass die Nichterfüllung eines Kompetenzbereichs (in unserem Fall: Übersetzen) nicht durch die überwiegende Erfüllung eines anderen Kompetenzbereichs (in unserem Fall: Interpretationsaufgaben) kompensiert werden kann, hat zu folgender Regelung geführt, die ab dem Reifeprüfungshaupttermin 2015 in Kraft treten wird: Für ein Genügend (also die wenigstens überwiegende Erfüllung wesentlicher Bereiche) sind dann mindestens 18 Punkte beim ÜT und mindestens 12 Punkte beim IT, in Summe somit 30 Punkte erforderlich. Es wird also nicht mehr möglich sein, eine negative Übersetzung durch eine (überwiegend richtige / vollständige) Interpretation zu kompensieren. Genauere Informationen dazu bietet eine Broschüre des BIFIE – „Grund-

satzpapier Standardisierte kompetenzorientierte Reife- und Diplomprüfung“, die unter <https://bifie.at/node/2045> abrufbar ist. – Um den Rücktritt von Papst Benedikt XVI. und die Tücken des Latein geht es auf den Seiten 12f.

In Heft 1+2/2013 der Zeitschrift **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland** stellt S. GÜNTHER ein Praxisprojekt vor: „Auf Raubzug in Sizilien. Die Steuerpolitik des Gaius Verres im Spiegel von Ciceros Verrinen als Beispiel für binnendifferenzierten Projektunterricht“ (3-21; mit Kopiervorlagen). – Aus einer Fülle von Erfahrungen schöpft JULIA DRUMM in ihrem Beitrag „Konzeption und Durchführung von Lernzirkeln“ (22-37).

Die Zeitschrift **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg**, Heft 1/2013, bringt von K. BARTELS einen Aufsatz über „Herodots Kroisosgeschichte: Hybris und Verblendung, Sturz und Erkenntnis“ (3-13).

Die Herausgeber der Zeitschrift „**DAS GRAUE KLOSTER**. Mitteilungen des Vereins der Freunde des Evangelischen Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin und der Vereinigung ehemaliger Klosteraner“ widmen das im April 2013 erschienene Heft (Jahrgang 72, Jan.-Dez. 2012) zum großen Teil dem Gedenken des jüdischen Klosterlehrers WILLI LEWINSOHN und seiner Familie aus Anlass der Verlegung von vier Stolpersteinen für Familie Lewinsohn. „Media vita in morte. Studienrat Dr. Willi Lewinsohn – Altphilologe, Klosterlehrer und Klosteranervater“ überschreibt SUSANNE KNACKMUS ihren Beitrag (S. 14-24) zum Werdegang Willi Lewinsohns, zu ihren Recherchen über seine Person und zur Deportation in das Getto von Minsk und seiner Ermordung. Der Beitrag ist illustriert durch Briefauszüge, einen tabellarischen Lebenslauf und Fotos. Drei Reden bei der Stolpersteinverlegung am 28. April 2012 sind abgedruckt, diejenige des Vorsitzenden der Stiftung Berlinisches Gymnasium zum Grauen Kloster, Dr. GEORG DYBE, jene der Schulleiterin BRIGITTE THIES-BÖTTCHER, und die lateinische Rede von ANDREAS FRITSCH: „*Linguam litterasque Latinas docuit*“ (24-29). (Kontakt: www.graues-kloster.de) – Vgl. FC 3/2012, 179-191; 4/2012, 256-263.

JOSEF RABL

Der Neue Georges. Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet von Karl-Ernst Georges. Erster Band A – H; Zweiter Band I – Z. (Auf der Grundlage der 8. verbesserten und vermehrten Auflage von Heinrich Georges, Hannover und Leipzig 1913/18, neu bearbeitet 2013.) Herausgegeben von Thomas Baier, bearbeitet von Tobias Dänzer. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2013. Spalte 1-2394 & 2395-5092. EUR 129,90 Buchhandelspreis bzw. EUR 99,90 für Mitglieder (ISBN 978-3-534-25214-5; nur für Mitglieder auch als eBook [im Paket für EUR 149,00] PDF -73531-0 bzw. epub -73532-7).

Das Vorwort des Herausgebers möchte offenkundig falschen Erwartungen vorbeugen: der Fortschritt liege vor allem in der Präsentation der einzelnen Artikel und der – im deutschen Sprachraum unersetzte¹ –, ‚Georges‘ sei bzw. bleibe nicht zuletzt ein Dokument der Zeit, in der er entstand (vgl. „Vorwort zur Neuausgabe“, Bd.1, o.S.).

Was hat sich getan: Ein vergrößertes Buchformat (samt je einem Lesebändchen), bandübergreifende Spaltenzählung (gegenüber den separaten 3108 bzw. 3576 Spalten der Vorlage), die dem vergangenen Jahrhundert geschuldete Fraktur durch die heute geläufige Schrifttype Antiqua ersetzt, nicht zuletzt das fakultative eBook für Altphilologen (und WBG-Mitglieder!), die geläufiger tippen und scrollen als blättern² – und sonst? In pauschalisierend-angreifbarem Vorgriff: Der sog. Neue Georges ist im Grunde genommen der ‚alte‘ (geblieben; nähere Auskünfte zur Überprüfung wie stets gern beim Rezensenten).

Trotz der Reduzierung von ‚veralteten‘ Literaturhinweisen finden sich allein in der ersten Spalte des voluminösen Doppelwurfgeschosses immer noch ein SPENGLER,³ ZUMPT,³ OSANN, MADVIG, KRANER, MÜLLER, BRIX, ELLENDT, KÜHNER, SOROF und SPALDING – diese Angaben haben ausnahmslos ein geschlagenes Jahrhundert auf dem Buckel und dürfen, wenn auch nicht zwingend (ein Problem für sich!), als überholt

gelten; Leser mit gleichsam antiquarischem Interesse werden den ‚alten‘ Georges besitzen oder sich ihn zu besorgen wissen.

Gewichtiger: Die unspezifischen ‚Nachweise‘ der Art ‚Cic.‘ (e.g. Sp.13 s. v. „*ab-icio*“ meines Zählens 33 Mal oder Sp. 201 s. v. „*agnosco*“ 19 Mal – dort sogar ohne eine einzige konkrete Stellenangabe!) u. dgl. – wie erfährt der Ratsuchende, wer oder was sich hinter „Capit. Albin.“ und „Spart. Pesc.“ (Sp. 2131) verbirgt, aber auch schon (Sp. 6) hinter „Arnob.“, „Solin.“ oder „Laber.“?⁴ Auf welchen (nicht nur: Text-)Grundlagen bewegt man sich eigentlich?

Inhaltlich lässt einen ein (unverändertes) Lemma wie „*Abas*“ (ebenfalls Sp. 6) doch ziemlich ratlos zurück: In der älteren *Tusculum-Aeneis* liest man im Namensregister wenigstens erfrischend-offen „Wer dieser *Abas* [sc. 3,286] ist, bleibt fraglich“ und findet ebendort auch noch einen Trojaner (1,121) und einen Etrusker (10,170.427) gleichen Namens (von weiteren Gestalten etwa allein in OVIDS *Metamorphosen* noch ganz geschwiegen) – wohin führen im Lexikon „*Hyg. fab. 170*“ bzw. die Nebenform „*Abans*“, aufbewahrt beim Vergil-Kommentator „*Serv.[ius]*“? Der ohne Weiteres (voraus)gesetzte König von Argos und Urgroßvater des Perseus, der den Einwohnern von Euböa seinen bzw. ihren Namen – „*Abanten*“ – gegeben haben soll, ist ein rechtes Wespennest und Fass ohne Boden, das man lieber unangestochen nur exemplarisch antippt ...⁵

Was versteht ferner der nunmehr lt. „Vorwort zur Neuausgabe“ anvisierte Benutzerkreis von „Studenten, Schülern [!], Lehrern und interessierten Laien“ des Jahres 2013 unter „im Hintertreffen“ (Sp.2 für *ab novissimis*)? Der DUDEN vermerkt diesbezüglich nur: „(ugs. ins Hintertreffen kommen, geraten)“. Sich selbst als gestandenen Konsul von 43 Jahren bezeichnet CICERO (*Phil.* 2,118) mit *adulescens* – das Handwörterbuch bietet dazu (Sp.116): „der bereits zum Mann heranwachsende [!] junge Mensch ohne Rücksicht [!] auf ein bestimmtes Alter“. Wem ist oder war je s. v. „*magistratus*“ (Sp. 2967) mit ‚das

Amt, die Würde eines *magister*, das obrigkeitliche Amt in Rom; eine Magistratsperson, eine obrigkeitliche Person, der Staatsbeamte‘ geholfen? Wie ‚selbst-verständlich‘ (oder zirkulär – und somit nur schwer ‚verifizierbar‘) sind Bedeutungsangaben wie „Tonangeber, Aufmunterer, Urheber, Lehrmeister“ (als übertragener Gebrauch s.v. „*magister*“, Sp. 2966) mit einem Beleg *qui dux isti quondam et magister ad despoliandum Dianae templum fuit* („Cic.“ [sc. Verr. II 3,54 mit offenbar heutigen Tages bevorzugter Lesart *spoliandum*]), wenn der Sachverhalt dahinter weithin im Dunkeln bleibt (vgl. Verr. II 1,54)? Fragen über Fragen ...

Die auffälligste Neuerung, der Abschied von der Fraktur, wird erkauf mit der ‚Einebnung‘ des Schriftbildes, wo jetzt ‚deutsche‘ und ‚lateinische‘ Textbestandteile unterschiedslos ineinander übergehen, auf den ersten Blick nachgerade miteinander verschmelzen (man überfliege diesbezüglich einmal Sp. 644 f. den Eintrag „bis“!) – ein m. E. hoher Preis: zu hoch?⁶

Fazit: Die typographisch modernisierte Neuauflage des *Georges* ist verdienstvoll und löblich⁷ – über die Brauchbarkeit und ‚Zeitgemäßheit‘ dieses komplexen Hilfsmittels wird (wie eigentlich immer, oder?) die Praxis ihr Urteil fällen; eine konzeptionelle Über- oder gar Neubearbeitung aber steht bis auf unabsehbar Weiteres in den Sternen.

Anmerkungen:

- 1) Für die anglophone Welt ist etwa auf das Oxford Latin Dictionary (hrsg. von Peter G. W. Glare, Oxford 1982, korrigiert 1996 [XXIII, 2126 S.]) zu verweisen; zu dessen jüngster bearbeiteter Neuausgabe vgl. die Besprechung von Peter Habermehl im Forum Classicum 1/2013, 79!
- 2) Hier ist freilich zu bedenken, dass bereits der ‚alte‘ *Georges* im Internet unter <http://www.zeno.org/Georges-1913> („Lizenz: Gemeinfrei“) auf- und abrufbar zur Verfügung steht.
- 3) Dabei wird aus einem (setztechnisch vereinfacht) „vgl. Zumpt zu Cic. Verr. 3,138. p. 560 und im Index p.1087.“ ein „vgl. Zumpt Cic. Verr. 3,138.“ – !
- 4) Herr Professor Fritsch macht mich auf ein Autoren- resp. Werkkürzel „Plin. Val.“ aufmerksam (mehr als ein halbes Dutzend Vorkommen allein innerhalb der ersten drei Buchstaben), dessen

Geschichte noch nicht geschrieben ist – und dessen Bedeutung innerhalb des ‚*Georges*‘ meines Sehens keinerlei Aufklärung erfährt (vgl. hierzu Thesaurus linguae Latinae, Index librorum etc. 5. Aufl. 1990, S. 182).

- 5) Und diese Problemanzeige betrifft lediglich einen an und für sich ‚einfachen‘ Sachartikel und keinen zu Konjunktionen und Präpositionen, Pronomina, *agere* oder *virtus* ...
- 6) Hier kann das eBook durch farbliche Hervorhebung für augenfälligere Abgrenzung ‚punkten‘ – und rührt nicht nur damit an die Frage nach der Zukunft des Buches.
- 7) Man vermag nur zu ahnen, wie viel Arbeit selbst in seiner jetzigen Gestalt(ung) in diesem Werk steckt: allein die Umstellung von „Corp. inscr. Lat.“ auf „CIL“, das ‚Einfügen‘ von Leerzeichen usw. schier ohne Ende – und möchte sich gern dem Dank des Herausgebers an den Bearbeiter Thomas Dänzer und die Zweitkorrektorin Katharina Zinner anschließen!

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch im Allgäu

Philip Matyszak, Von zänkischen Göttern und tragischen Helden. Klassische Mythologie für Anfänger. Aus dem Englischen von Jörg Fündling. primus verlag, 2012 (212 S.) EUR 19,90, (ISBN: 978-3-86312-021-4).

Es lohnt sich auch heute noch, die Mythen der Griechen und Römer zu lesen, denn sie sind mehr als „eine Geschichtensammlung über magische Verwandlungen und zankende Götter“ (S. 7). Interessant sind sie aus folgenden Gründen:

- Sie beschreiben die Weltsicht der antiken Menschen,
- sie haben das Selbstverständnis der Griechen und Römer und ihre Beziehung zur Welt geprägt,
- sie beschreiben bestimmte Aspekte der menschlichen Existenz in unübertrefflicher Weise,
- sie sind gewaltige und ungeheuer unterhaltensame Erzählungen,
- viele kreisen um ein gemeinsames Thema, nämlich um Helden und ihre Schicksale,
- sie lehren, wie Götter, Halbgötter und Menschen gegen Ungeheuer und Giganten zusammenhalten, denn es handelt „sich beim großen Kampf der Antike um Kultur und Vernunft im Widerstreit mit Barbarei und Chaos.“ (S. 8)

- Es geht darum, „wie humane Werte in ein wahlloses, feindseliges Universum getragen werden.“ (ebd.)

Mit seinem Buch als einer „Art Reiseführer“ (ebd.) verfolgt MATYSZAK drei Ziele: er möchte ein Gesamtbild vermitteln, das Verständnis des Kontexts bei der Entstehung der Mythen erreichen und feststellen, „wie das nachklassische Weiterleben jedes Mythos“ (S. 10) ist.

Die mythischen Erzählungen müssen ernstgenommen werden, sie müssen als „eine richtige Glaubensform“ betrachtet werden, „die es verdient, mit demselben Respekt behandelt zu werden wie auch andere menschliche Versuche, das Göttliche zu erfassen und die Verbindung mit ihm zu suchen.“ (S. 54) Man darf sie „nicht als eine Ansammlung von Aberglauben und Superhelden wie im Comic betrachten,...“ (ebd.) oder gar als Kindergeschichten präsentieren, was Matyszak als „das schiefe Mythologieverständnis der Gegenwart“ (S. 233) bezeichnet.

Nach der Einleitung als dem ersten Kapitel verfolgt der Autor die Welt des Mythos in neun weiteren Kapiteln, „vom Chaos zum Kosmos“ (S. 11-27) bis zur „Heimkehr der Helden. Odyssee und Aeneis“ (S. 211-230). Im Mittelpunkt stehen die Götter, die wir uns nicht nur „als rachsüchtige Superwesen mit zu wenig Selbstbeherrschung vorstellen“ (S. 53) dürfen, aber auch nicht „als Menschen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten, sondern als Naturkräfte, die in den Augen der Antike einen menschlichen Zug hatten.“ (ebd.) So werden dann auf den Seiten 53 bis 81 sieben große Götter, die der ersten Generation, vorgestellt und auf den Seiten 82 bis 115 die Olympier, die zweite Generation. Bei all diesen werden ein Hauptaspekt (bei Zeus ist es die Eigenschaft „König der Götter“), außerdem Nebenaspekte (bei Zeus: „Herr der Stürme, Wolkensammler, Beschützer der Fremden, Garant von Eiden, Verfolger der Lügner, Schirmherr Roms, Entsender von Vorzeichen, Aufhalter von Armeen“, S. 63) genannt. Außerdem werden Gatte/Gattin sowie Lebensabschnittsgefährte(inn)en erwähnt, wobei die Liste zu Zeus naturgemäß recht lang ist, während sich bei Artemis kein Eintrag findet. Auf den Seiten 116 bis 134 werden niedere Gottheiten oder „Nebengötter“ vorgestellt, z. B. Pan (Faunus/

Silenus), die Satyrn (Faune) oder die Kentauren. Die restlichen Kapitel widmen sich den Helden und Halbgöttern, wobei dann schließlich mit dem 21. April 753 „der Mythos endet und die Geschichte beginnt.“ (S. 230)

Das Buch enthält 86 s/w Abbildungen im Text (überwiegend Vasenbilder) sowie noch einige andere auf den Einband- und Schlusseiten und rund 67 Einschübe unterschiedlicher Länge in Kastenform oder in Form von grauen Feldern, die Informationen über das „Nachleben in Kunst und Kultur“ oder als zusätzliche Erläuterungen geben. Diese sind nicht wirklich reichhaltig, andere Lexika der Mythologie enthalten wesentlich detailliertere Angaben. Aber das Buch richtet sich ja auch an „Anfänger“; dafür ist es aber eine „unterhaltsame Lektüre“ und in „gewohnt lockerer Manier“ (so auf der Rückseite) geschrieben, womit wahrscheinlich die manchmal etwas saloppe Sprache gemeint ist, so z. B. wenn Matyszak den Tartaros als „kosmischen Abfalleimer“ (S. 47) bezeichnet.

Parallel ist bei *auditorium maximum*, dem Hörbuchverlag der WBG, eine CD mit dem gleichen Titel wie das Buch erschienen (ebenfalls 2012, ISBN 978-3-60291-2), die auf 15 Tracks mit knapp 69 Minuten Laufzeit eine Auswahl des Buchtextes enthält. Der Sprecher ist MARTIN FALK. Dieses Hörbuch kostet EUR 12,90.

HEINZ-JÜRGEN SCHULZ-KOPPE, Köln

Josef Fischer: Die Perserkriege. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 2013. 224 S. EUR 29,90 (ISBN 978-3-534-23973-3).

Die Auseinandersetzungen zwischen der sich ausdehnenden vorderasiatischen Großmacht und dem Mutterland der griechischen Poleis, der Freiheitskampf der unabhängigen, demokratisch verfassten Stadtstaaten im Westen gegen die übermächtige Achaimeniden-Despotie aus dem Osten ist bekanntlich das Hauptthema des Geschichtswerks HERODOTS und von daher Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Gesamt- wie Einzeldarstellungen. Mit seiner neuesten Monographie (nach „Griechische Frühgeschichte“, Darmstadt 2009) möchte FISCHER (F.), Althistoriker und Mitarbeiter an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, dem interessierten

Laien einen kompakten Überblick über Hintergründe, Ursachen und Fortgang der Ereignisse geben, welche als „Geburtsstunde Europas“ (in diese Richtung noch die neuere angelsächsische Forschung) möglicherweise überhöht sind, die Dimensionen einer regionalen Abwehr hybrider Expansionsgelüste aber wesentlich sprengen und zu Beginn des 5. Jh. v. Chr. eine Wegmarke in der weiteren historischen Entwicklung des Raumes bilden. Angestrebt ist zugleich mit der Einbettung in ihren kulturgeschichtlichen Kontext eine Einführung in das archaische Griechenland und die persische Kultur, nicht zuletzt um die Sicht auch auf die persische Seite von manchem Vorurteil zu befreien. Großes Gewicht wird dabei den griechisch-römischen Quellen selbst (literarischen wie epigraphischen, in Übersetzung) zugemessen (9). Den derzeitigen Stand der Diskussion bieten ein knapper, aber detaillierter Forschungsbericht (207-209) sowie eine umfangreichere Bibliographie (210-217); ein Personen- und ein geographisches Register beschließen den Band.

Nun stehen hinter dem Begriff „Perserkriege“ viel mehr als nur die gängigen Namen Marathon, Salamis und Plataeae mit dem Zeitraum 490-478 v. Chr. – wir sprechen von einer Spanne, welche mit der Einverleibung der Griechenstädte an der Küste des kleinasiatischen Ionien im 6. Jh. v. Chr. beginnt und erst mit dem Alexanderzug und Gaugamela (331 v. Chr.) in umgekehrter Richtung ein Ende findet. Dazwischen liegen bereits griechische Aktivitäten gegen das Perserreich – F. nennt (8) den Attisch-Delischen Seebund im 5. Jh. und spartanische Expeditionen unter AGESILAOS zu Beginn des 4. Jh. v. Chr. – sowie die (meist finanzielle) persische Einflussnahme auf die Dauerrivalität zwischen Athen und Sparta. F.s Schwerpunkt liegt auf der ersten Phase der Konflikte um die ionischen Griechen und die Feldzüge der Großkönige DAREIOS und XERXES bis ins Jahr 478 v. Chr.

Den Historiker unterscheidet vom Dichter eine gesicherte Quellenlage (13-35): neben den hier dominierenden und um 430-425 v. Chr. abgeschlossenen Historien des HERODOT aus Halikarnassos kann das Geschichtswerk des THUKYDIDES nur für die griechisch-persischen Beziehungen zur Zeit des Peloponnesischen

Krieges herangezogen werden (20). Weitere literarische Quellen (als Historiker neben u.a. EPHOROS aus Kyme im 4. Jh. oder DIODORUS SICULUS im 1. Jh. v. Chr. der Sokratiker XENOPHON von Athen sowie in seinen *Vitae parallelae* der kaiserzeitliche Platoniker PLUTARCH aus Chaironeia) hängen wesentlich von Herodot ab (bzw. setzen sich mit ihm auseinander); herauszuheben sind allerdings aus anderen Genres die Perser des Tragikers AISCHYLOS (uraufgeführt 472 v. Chr.) über deren Niederlage nach Salamis (27-29) sowie die Preislieder und Epigramme des SIMONIDES von Keos (556-468 v. Chr.) auf die Taten der Griechen (29 f.). Die AT-lichen Nachrichten insbes. um den Älteren KYROS (II.) und das Ende des Babylonischen Exils im Übergang von Chronik zu ESRA sind aufgrund ihrer theologischen Ausrichtung von geringem Quellenwert (31).

Das Perserreich (38-60) wird von seinen medischen Anfängen (seit dem 9. Jh.) her und in seinen Auseinandersetzungen mit Assur (614 bzw. Ninive 612 v. Chr.) und Babylon (539 v. Chr.) als letztes der altorientalischen Großreiche behandelt. Recht breiten Raum erhält darin die Auseinandersetzung des Reichsgründers Kyros II. mit dem zunächst benachbarten, westkleinasiatischen Lydien unter KROISOS in der Darstellung von Herodots erstem Buch (40-45, einschließlich der Geschichte vom Ring des GYGES in ihren verschiedenen Versionen), doch ist damit auch der Grund gelegt für den Konflikt mit Hellas in Gestalt der Stadtstaaten Ionien, die schon der Sohn des ALYATTES unterworfen hatte (42, 68). Diese griechischen Auswanderer (61-80) waren in mykenischer Zeit und verstärkt seit dem 11. Jh. v. Chr. („Ionische Wanderung“) vorwiegend aus Messenien und Achaia als Kolonisten nach Kleinasien gekommen und gerieten jetzt unter persische Kontrolle. Eingehend würdigt F. die überragende kulturhistorische Bedeutung der kleinasiatischen Poleis als Begründer der frühgriechischen Dichtung (Epik, Lyrik), Philosophie und Wissenschaft (Ionische Naturspekulation – die Vorsokratik) seit HOMER und KALLINOS von Ephesos, THALES von Milet und HERAKLIT (75 ff.) – auch unter fremder Herrschaft.

Die Erhebung einiger dieser Stadtstaaten („Ionischer Aufstand“, 81-104) nimmt ihren Ausgang um 500 v. Chr. in Milet: Anlass zunächst

ein ionisch-persisches Flottenunterfangen zur Einnahme der Kykladeninsel Naxos (mit Zielrichtung bis Euboia), die durch Verrat sabotiert fehlschlägt; tiefere Ursache aber die politischen Spannungen der lokalen Aristokratie mit den von den Persern seit DAREIOS installierten und abhängigen „Vasallentyrannen“ einerseits, andererseits mit den achaimenidischen Satrapen (85 f.). Die Schlüsselfigur auf griechischer Seite, der Milesier ARISTAGORAS, wendet sich schließlich zuerst – ohne Erfolg – an Sparta (unter KLEOMENES), sodann an Athen (Überblick über die archaische Frühgeschichte beider 86-99); der Aufstand wird von einer persischen Flotte 494 v. Chr. vor Milet endgültig niedergeschlagen – die Athener hatten sich bereits nach der ersten Niederlage bei Ephesos (100) zurückgezogen – und die Tyrannei in Demokratien umgewandelt. Nach einer abgebrochenen Expedition des Feldherrn MARDONIOS über den Hellespont und gescheiterten Bemühungen des Großkönigs DAREIOS I., Athen (als Strafe für seine Unterstützung des ionischen Aufstandes) und Sparta auf diplomatischem Wege zur Unterwerfung zu bringen, beginnt 491 v. Chr. der erste persische Angriff auf Griechenland (105-126), welcher mit der Niederlage gegen die athenischen Hopliten (detailliert 113-120) unter KALLIMACHOS und dem Jüngeren MILTIADES in der Ebene von Marathon endet. Sein Sohn (und Enkel des Älteren Kyros) XERXES rüstet zum zweiten Zug gegen Griechenland (127-136, detaillierte Zahlen 135), diesmal persönlich und mittels Brücken über den Hellespont (statt mit der Flotte) sowie erneut diplomatisch (144).

Die Zwischenkriegszeit (137-148) bringt Athen innenpolitisch den Ostrakismós und die Dominanz des THEMISTOKLES, welcher für den Ausbau der Flotte sowie des Piräus als Kriegshafen sorgt, außenpolitisch den Hellenenbund (146). Mit der Doppelschlacht (480 v. Chr.) an den Thermopylen und am Kap Artemision (Nordspitze Euboias) wird die persische Invasion Mittelgriechenlands Realität und Athen auf Antrag des Themistokles geräumt (149-164), was F. ebenso quellenbasiert (HERODOT, DIODOR) und in taktischen Details beschreibt wie die folgende Seeschlacht bei Salamis (165-182) und das Ende der persischen Invasion mit der zweifachen Niederlage (479 v. Chr.)

von Plataeae in Bötien und auf der ionischen Halbinsel Mykale (183ff.). Der abschließende Sieg des neugegründeten Delisch-Attischen Seebundes am pamphyllischen Fluss Eurymedon unter KIMON, dem Sohn des MILTIADES, gehört bereits zum „Ausblick“ (198f.), und mit Zweifeln an „welthistorischen Perspektiven?“ (200-205) greift F. die oben angedeuteten Einordnungen der Geschehnisse – geistige Freiheit versus theokratische Autorität (HERMANN BENGTON) – zu Recht in kritischer Gelassenheit (so auch CHRISTIAN MEIER) auf.

Die in diese elf Kapitel gegliederte Darstellung wird durch nützliche und gut zu überblickende Karten des griechisch-persischen Großraums (10f.; 36f.) ebenso wie von Einzelereignissen (84 zum Ionischen Aufstand; 110 zu Marathon; 159 zur Schlacht bei Kap Artemision; 167 zu Salamis) gestützt. Porträtbüsten von Handelnden (112 MILTIADES; 148 THEMISTOKLES) wie von Darstellenden (15 HERODOT; 27 AISCHYLOS), Inschriften (32 Verwaltungstäfelchen; 46 Kyroszylinder; 138 ARISTEIDES-Ostraka), Münzen (55 Dareikos), Reliefs (51 Siegesrelief DAREIOS' I; 150 persische Garde), archäologische Zeugnisse (Gräber 49 Kyros' d. Gr. und 128 Dareios' I; 121 Grabhügel von Marathon), Keramik (44 KROISOS auf dem Scheiterhaufen; 192 und 198 Überlegenheit der Griechen) und Rekonstruktionsmodelle (143 attische Triere) dienen der Veranschaulichung, durchgängig breit gestreute, ausführliche Quellenzitate (etwa von der Thermopylenschlacht bis zur Evakuierung Athens) der Absicherung des Geschilderten.

Die Betrachtung verfolgt unterschiedliche Richtungen und bietet doch auch im Einzelnen alles Wesentliche; Grundbegriffe werden differenziert und geklärt (62 Ionien; 66 f. Polis – Tyrannos). Das Ergebnis ist eine runde und gut lesbare, bei aller Vielfalt der (von griechischer wie persischer Seite) herangezogenen Quellen und der Vielschichtigkeit der politischen Gesamtheit übersichtlich strukturierte, einführende Gesamtdarstellung des gewählten Abschnittes aus dieser – nach den homerischen Dichtungen – ersten großen historischen Auseinandersetzung zwischen West und Ost.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

Veit Rosenberger: *Religion in der Antike. Reihe: Geschichte Kompakt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012, EUR 14,90 (ISBN 978-3534238262).*

Die Herausgeber der Reihe GESCHICHTE KOMPAKT stellen im Vorwort zu diesem Buch heraus, dass sie versuchen wollen, aus der immensen Fülle des Wissens über die Vergangenheit themenzentriert verlässliche Informationen über komplexe und komplizierte Inhalte gut lesbar darzustellen. Adressaten sind Studierende, Lehrende und generell historisch Interessierte, also eine breit gestreute Leserschaft, die sich mit Hilfe dieses Buches umfassend mit dem Thema Religion in der Antike vertraut machen können soll. Wie der Autor VEIT ROSENBERGER darauf in seiner Einleitung deutlich macht, kann es „keine Kapitelfolge, die glasklar aufeinander aufbaut“ (S.1), bei einer Einführung in die Religion der Antike geben. „Zu stark sind die verschiedenen Bereiche miteinander verwoben, etwa Mythen, Götter, Heiligtümer, Rituale.“ (S.1)

Er entscheidet sich für die Themen „Zugänge zur Religion der Antike“, „Götter und Menschen“, „Kommunikation“, „Räume und Zeiten“. Was zunächst etwas abstrakt und eher blutleer daher kommt, entpuppt sich im Laufe der Lektüre als genau das, was man als Leser/in immer schon mal wissen wollte. Hilfreich sind die ergänzten Quellentexte (Q/in Übersetzung), die grau unterlegt eingefügt sind und zum Beispiel Opferrituale authentisch vor Augen führen. Erklärungen (E) zu Begriffen wie „Polis“, „Res Publica“ oder „Heiliger Krieg“ liefern weitere knapp gefasste Ergänzungen, die unter Umständen für nicht Fachaffine das Nachschlagen in einem Lexikon erübrigen. Im Anhang befindet sich eine Zeittafel zur griechischen und römischen Geschichte, in die in einer zweiten Spalte jeweils Ereignisse der griechischen und römischen Religion eingegliedert werden. Die Geschichtsereignisse sind zum Teil eher epochal ausgewählt, teils punktuell, erlauben aber eine erste Orientierung. Die weiterführende Auswahlbibliographie ist thematisch strukturiert, das Stichwortregister hilfreich. Interessant wird sie erst durch eine Zuordnung zur griechischen bzw. römischen Religion, die parallel bestimmte konkrete Ereignisse aufführt.

Aus Sicht der Schule fand ich das Kapitel III „Kommunikation“, unterteilt in die Teilthemen Rituale, zu denen der Autor Opfer, Prozessionen und Spiele sowie Gebete und Verfluchungen zählt, und „Divination“, zu der Vogelflug, Opferschau und Omen sowie Traum(deutung), Orakel und Prodigien in Rom gehören, hilfreich. Detailliert und hochinteressant werden die genannten Rituale von verschiedenen Opfertieren über das Sündenbockprinzip bis hin zu Menschenopfern vor Augen geführt. Die Existenz der beiden letzteren allerdings wird auf Grund der Quellenlage als nicht eindeutig nachweisbar bezeichnet.

So soll es jedoch, wie auf Seite 61 ausgeführt, in den Jahren 228 bzw. 114/113 v.Chr. jeweils dazu gekommen sein, dass man im ersten Fallbeispiel einen Gallier und eine Gallierin, im zweiten einen Griechen und eine Griechin lebendig begraben habe. Zitat: „Die Menschen wurden nicht getötet, hatten aber keine Chance zum Überleben; es mochte allenfalls in der Macht der Götter stehen, die Griechen und Gallier zu retten. Erst ein Senatsbeschluss des Jahres 97 v. Chr. verbot Menschenopfer.“ (S. 61/62). Es wird an dieser Stelle nicht darauf eingegangen, ob es einen konkreten Anlass gab, aus dem das geschehen sein soll und wie der Senatsbeschluss zustande kam.

Auch die beigefügte Zeittafel (S. 125ff.) liefert hier keinen Hinweis. Das dtv-Lexikon der Antike, Religion/Mythologie Bd. 2, München 1970, nennt auch noch andere Jahreszahlen unter dem Stichwort Menschenopfer (S. 89): „226, 216 und endlich 114 v. Chr. wurde je ein griechisches und ein gallisches Paar auf dem Forum Boarium lebendig begraben. Dieses von den Sibyllinischen Büchern angeordnete Vorgehen bleibt uns ein Rätsel.“ Anmerkung am Rande: Wer hätte das bei einem Rom-Besuch bedacht?

Wohltuend ist der Mut zur Lücke, den Veit Rosenberger an den Tag legt, und das ganz unverkrampfte Umgehen mit themenspezifisch fehlenden, sicher belegbaren Informationen. Dieses Handbuch beinhaltet die versprochene Komplexität und lädt mit seinen Anregungen dazu ein, bei der ein oder anderen Information weitere Bücher zu Rate zu ziehen und weiter zu forschen. Was der Autor und die Herausgeber in der Einleitung als Vorhaben artikulieren und dem

Leser/der Leserin versprechen, halten sie meines Erachtens auch ein.

CORNELIA LÜTKE BÖRDING, Bielefeld

Quellen zum antiken Sport, Griechisch/lateinisch und deutsch, hg., eingeleitet und erläutert von Peter Mauritsch, Werner Petermandl, Harry Willy Pleket und Ingomar Weiler, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2012 [Texte zur Forschung, Band 102], 443 Seiten, EUR 79,90 (ISBN 978-3-534-22710-5).

Der oft aus seinem Kontext gerissene Satz des Satirikers IUVENAL (ca. 60 bis ca. 130 n. Chr.) „*orandum est ut sit mens sana in corpore sano*“¹ beschreibt gleichsam die ganzheitliche Gesundheit des Menschen. Zu ihr trägt nicht unwesentlich – wie schon seit längerer Zeit bekannt – auch die körperliche beziehungsweise sportliche Betätigung bei. Die vorliegende neue Quellensammlung zum Sport schließt allerdings diesen Gesichtspunkt der antiken Diätetik weitestgehend aus. Ansatzweise findet sich dieser Aspekt – wohl gleichfalls im Sinne des angeführten Zitats Iuvenals – in dem bekannten Brief SENECAS an LUCILIUS (Sen. *epist.* 15; Quelle/Q 248, S. 360-362), in dem der römische Philosoph aber deutlich den Vorrang des Trainings des *animus* vor dem des *corpus* betont.

Richtigerweise beginnen die Herausgeber in ihrem Vorwort (S. 7-10) zu den später angeführten 279 zweisprachigen Quellentexten mit einer Definition des Begriffes „Sport“, der als solcher ja der Antike fremd war. Unter Abwägung, ob die Gladiatorenspiele im Imperium Romanum als Sport zu qualifizieren sind (S. 7), wird sozusagen als Basis für die Quellenausgabe folgende Erklärung zugrunde gelegt. Sport ist der „Begriff für körperliche Wettkämpfe, die öffentlich, mit dem Ziel, den Sieg zu erringen, nach bestimmten Regeln und Abläufen in Anwesenheit von Schiedsrichtern betrieben werden“ (S. 7). Ebenfalls ist es für die vier Herausgeber MAURITSCH, PETERMANDL, PLEKET und WEILER – ausgewiesene und renommierte Kenner des Sujets – ein wichtiges Anliegen, dass die ausgewählten Texte „eine hilfreiche Folie für die Einschätzung späterer Epochen der sporthistorischen Entwicklung“ (S. 8) bilden können. Insgesamt wird somit eine

komparative Betrachtung favorisiert, indem „auch manche Urteile über einzelne Erscheinungsformen des Sports in unseren Tagen zu überdenken“ (S. 8) sind. Den Herausgebern ist sehr wohl bewusst, dass die Quellensammlung kein Novum ist, denn – wie sie selbst schreiben (S. 8f.) – liegen derartige Werke vor, gleichwohl in dieser Sammlung nun auch Neufunde aufgenommen sind (Q 139, S. 192f.: Papyrus aus Pella; Q 168, S. 230-232: Inschrift aus Beroia; Q 171, S. 235-238: Inschrift aus Alexandria Troas). Das Ziel des Buches, in dem die antiken Texte zweisprachig präsentiert werden, ist es, leicht- und schwerathletische Wettkämpfe und den Pferdesport in der griechisch-römischen Antike näher zu betrachten (S. 9). Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis (S. 5) verrät recht schnell das breite Spektrum des Buches, wenn man an die Berücksichtigung von Themen wie Zuschauer (S. 301-322), antike Sportkritik (S. 353-365) oder Mädchen- und Frauensport (S. 371-383) denkt. Wohltuend und leserfreundlich ist der kurz gehaltene Kommentar in der jeweiligen Einführung zu den Quellen, so dass die Belege für sich sprechen können (S. 9), die ja die Basis für unsere heutigen Erkenntnisse über den antiken Sport bilden. Adressaten des Buches sollen eigentlich Alttertumswissenschaftler und Sporthistoriker sein (S. 7), aber auch für Lehrerinnen und Lehrer der Alten Sprachen stellt die Sammlung einen großen Fundus zur Bereicherung des Unterrichts dar. Verwiesen sei hier auf die Ausgabe von ERNST BURY, die eigens für den Unterricht konzipiert ist.² In ihr sind Texte enthalten, die auch in der eher wissenschaftlich gehaltenen vorliegenden Quellensammlung ganz oder teilweise zu finden sind (z. B. TERENCE – Q 214; IUVENAL – Q 252; LIVIUS – Q 22; TACITUS – Q 226 oder PLINIUS – Q 145).

Nach dem Vorwort findet sich eine kurze Einführung zur Thematik (S. 11-15). Etwas wehmütig lamentieren hier die Herausgeber über die „prekäre Quellenlage zum antiken Sport“ (S. 13), weil ein Großteil der damals verfassten Texte verloren gegangen ist. Das Verhältnis von vorhandener und verlorener Literatur wird auf 1:40 geschätzt (S. 13). Dabei herrschte an spezieller Fachliteratur zum antiken Sport aber kein Mangel (S. 12). Neben den literarischen Quellen,

die sich immerhin über einen Zeitraum von 2000 Jahren erstrecken (S. 14), sind Inschriften, Papyri, Münzen und archäologische Zeugnisse natürlich von Bedeutung für das Thema. Bereits im Inhaltsverzeichnis fällt das Kapitel 4.10. „Römer und Sport“ (S. 384-392) ein klein wenig aus der Sachlogik der Gliederung heraus. Die Herausgeber konstatieren dann auch die recht triviale Tatsache, dass den Römern der Sport nicht fremd war (S. 14f.). Auf Seite 384 wird das Kapitel damit legitimiert, dem „Übergewicht der griechischen Agonistik etwas gegenzusteuern“. Explizit wird auch auf die Abschnitte 2.4. „Wettkampfveranstaltungen in Rom“ (S. 54 -72) sowie auf 3.2.2. „Römischer Pferdesport“ (S. 194-203) verwiesen. Wieso aber sollte der Sport den Römern überhaupt fremd gewesen sein, wie dies in der älteren Forschung oft behauptet wurde? (Vgl. in diesem Sinne S. 14f.)

Die sorgfältig ausgesuchten Quellentexte informieren in vier großen Kapiteln, die bis auf das erste weiter untergliedert sind, über „Ursprungstheorien“ (S. 17-22), über „Sportveranstaltungen“ (S. 23-72), über „Wettkampfdisziplinen“ (S. 73-218) und über „Spezielle Fragen zum antiken Sport“ (S. 219-392), in dem es um das Training (S. 219-241), Regeln (S. 242-266), Altersklassen (S. 267-275), Sieger und Preise (S. 276-300), Zuschauer (S. 301-322), Berufssport (S. 323-352), Sportkritik und Christentum (S. 353-365), Sport und Politik (S. 366-370), Mädchen- und Frauensport (S. 371-383) sowie den bereits erwähnten Sport in Rom (S. 384-392) geht. Rein zahlenmäßig beansprucht dieses recht heterogene Kapitel die größte Seitenzahl für sich; mehr inhaltlich liegt der Schwerpunkt aber auf dem dritten Kapitel, in dem es um die unterschiedlichen Disziplinen, wie Laufen, Schwer- oder Leichtathletik, geht. Hier ist auch der Ort, Quellen über hippische Disziplinen und den römischen Pferdesport vorzulegen (S. 174-203). Das Kapitel 3.3. „Gladiatorenspiele“ (S. 204-218) beschließt die Vorstellung der Sportarten. Im zweiten Großabschnitt über die Sportveranstaltungen werden neben den panhellenischen Spielen (Olympia, Pythien, Isthmia, Nemea) auch lokale Agone in Griechenland (S. 50-53) sowie die Wettkämpfe in Rom (S. 54-72) bedacht. Auffällig

ist, dass zu Delphi und zu den Nemea jeweils nur eine Quelle abgedruckt ist (Q 14, S. 43-45 bzw. Q 17, S. 49). Den Quellenband beschließen ein sehr nützlicher „Stellenindex“ (S. 393-398), ein „Register für Namen und Sachen“ (S. 399-411), eine „Bibliographie“ (S. 413-432) sowie ein Verzeichnis der herangezogenen „Editionen und Übersetzungen“ (S. 433-443).

Was den Herausgebern zweifelsohne sehr gut gelungen ist, ist die Darbietung von recht bekannten und weniger bekannten Texten. Erwähnt sei nur der oft zitierte Pliniusbrief 9,6 zum römischen Wagenrennen (Q 145, S. 199f.) oder die durch AUGUSTINUS geschilderte Begeisterung bei den Gladiatorenspielen (Q 160, S. 214f.). Mitunter fallen auch sehr lange Quellen auf, so ein Text des Gladiatorenarztes GALEN aus Pergamon über den Unsinn des Berufssportentums (Q 236, S. 324-336). Die Autoren der Texte respektive die Werke werden zeitlich nur nach Jahrhunderten eingeordnet, wobei die Anordnung der Quellen aber inhaltlichen Gesichtspunkten genügt (S. 10). Manchmal kommt es zu Doppelungen, so zwischen dem einführenden Text mit weitergehender Literatur zu den jeweiligen Kapiteln und der Hinführung beziehungsweise dem Kommentar zu den ausgewählten Quellen (u. a. S. 24 und S. 50: zur Anzahl der lokalen Agone in hellenistisch-römischer Zeit; S. 73 und S. 79: Marathonlauf als nicht antike Disziplin). Gut und sinnvoll sind auch die beizeiten eingestreuten Bezüge zwischen Antike und heutiger Situation. So wird das Pan-kratium mit dem Ultimate Fight verglichen (S. 126); das Zuschauerverhalten damals und heute ähnelte sich doch in vielen Belangen (S. 301); der Einsturz von Zuschauertribünen ist „keine ‚Erfindung‘ der jüngeren Sportgeschichte“ (S. 313).

Obgleich die Quellenauswahl gut gelungen ist, scheint die Platzierung von HOMERS Beschreibung der Patroklosspiele in der Ilias im Kapitel „Gladiatorenspiele“ (Q 148, S. 204-206) fraglich. Ebenso fällt der Aspekt „Geld und Sport“ während der Zeit HADRIANS – hier mit der genauen Datierung der Inschrift in das Jahr 134 n. Chr. (S. 235) – im Abschnitt „Training“ auf (Q 171, S. 235-238). Die Quelle 172 (S. 238f.) zu einem Athleten und Sekretär des Athletenvereins im selben Abschnitt fällt auch auf. Die Herausgeber

– was auch naheliegt – favorisieren bis auf wenige Ausnahmen (so S. 186, 233) die österreichische Variante „Bewerbe“ für „Wettbewerbe“. Fehler und Ungereimtheiten fallen nicht sonderlich ins Gewicht. So divergieren die Überschriften zu 2.3 und 4.2 zwischen Inhaltsverzeichnis (S. 5) und späterem Text (S. 50 und 242). In der Überschrift zum achten Kapitel fehlt „Nr. 8“ (S. 433). Auf den Seiten 51f. scheint wohl die Abfolge Fließtext und Literaturangaben vertauscht zu sein. Bisweilen ist der Originaltext länger als die dann folgende Übersetzung (so Q 30, S. 66f. oder Q 31, S. 67-69). In der Quelle 235 (Suet. Aug. 45,1; S. 322) steht *petitia* statt richtig *petita*. Auf Seite 199 im Pliniusbrief ist die Anrede mit *Calvisio sua* falsch. Flüchtigkeitsfehler (so S. 88: „Bei der Bezeichnung ‚Dreifachsieger‘ (*trīastēs*) handelt es sich um einen Ehrentitel handelt.“; S. 300: „Olympiasieger im Ringer der Knaben“) sind selten.

Insgesamt haben die vier Herausgeber eine sehr nützliche zweisprachige Ausgabe zum antiken Sport vorgelegt, die den Zugang und die Arbeit mit den Quellen enorm erleichtert.

Anmerkungen:

- 1) Iuv. 10,356.
- 2) Sport in der Antike, Texte für die lateinische Übergangsektüre, Ausgewählt und bearbeitet von Ernst Bury, Stuttgart 1983.

MICHAEL MAUSE, Arnsberg

Andrew Wallace-Hadrill, Herculaneum. Biografie einer Stadt. Darmstadt: Philipp von Zabern 2012. 352 S. EUR 49,99 (ISBN 978-3-8053-4496-8).

Die Literatur über Pompeji ist kaum zu überschauen, während Herculaneum meist als Anhängsel der anderen antiken Stadt behandelt wird. Auch die archäologischen Forschungsprojekte zu Pompeji sind sehr zahlreich, demgegenüber geriet Herculaneum immer mehr ins Abseits, sowohl seitens der Archäologen als auch der Touristen. A. WALLACE-HADRILL, einer der angesehensten Forscher zu Herculaneum, beklagt den zunehmenden Verfall von Herculaneum. Er sieht in dieser Stadt „eine auf der Welt einzigartige archäologische Stätte“ (7). Da Herculaneum näher am Vesuv liegt, sind die Schichten der vulkanischen Ablagerungen, die sich nach der

Katastrophe von 79 n. Chr. gebildet haben, dreibis viermal so stark wie in dem berühmten Pompeji. WALLACE-HADRILL (W.) weist darauf hin, dass nur über Herculaneum organisches Material wie hölzerne Artefakte, Lebensmittel, Papyri und Stoffreste erhalten blieben. „Nur in Herculaneum sind Untersuchungen an einer Latrine im zweiten Stock eines Hauses möglich, nur in Herculaneum bieten Küchenabfälle, Restmüll und Fäkalien in einer mehr als 50 m langen Senkgrube die einzigartige Gelegenheit zur Analyse der Ernährungsgewohnheiten der Menschen in der Antike und nur in Herculaneum sind dank einer erhaltenen Liste die Namen von rund der Hälfte aller freien, erwachsenen, männlichen Bewohner aus den letzten Jahren der Existenz dieser Stadt bekannt“ (7). W. betont ausdrücklich, keinen Reiseführer präsentieren zu wollen, vielmehr will er „einen Überblick darüber geben, welche Arbeit wir in Herculaneum leisten und – ebenso interessant – was wir nicht tun oder noch nicht verstanden haben, was in der Vergangenheit das Interesse an dieser Stätte geweckt hat und welches Erkenntnispotenzial die Zukunft bereit hält“ (9). Nach W. wird es erst möglich, das Gelände richtig einzuschätzen, wenn ein passendes Museum errichtet ist, das „mit den beiden Grabungsstätten des 18. Jhs. – das Theater und die ‚Villa der Papyri‘ – mit dem Stadtgebiet verbunden sein wird“ (ebenda). Das von W. betreute Projekt ist ein ausgezeichnetes Beispiel für die Kooperation von Archäologen, Konservatoren, Ingenieuren, Vermessungstechnikern und Geologen.

An das Vorwort schließen sich die folgenden Kapitel an: 1. Geologie (14-39), 2. Politik und Archäologie (40-63), 3. Konservierung und Rekonstruktion (64-87), 4. Ursprung und Lage (88-121), 5. Bewohner (122-145), 6. Das öffentliche Gesicht der Stadt (146-197), 7. Lebensstandard (198-221), 8. Luxus (222-255), 9. Die Wohnungen der unteren Schichten (256-287), 10. Das Schicksal zweier Städte (286-305) und 11. Die Zukunft der Vergangenheit (306-339). Am Ende findet der Leser die Bibliografie (340ff.), das Glossar (345f.), die Chronologie (347f.) den Index (349ff.) sowie den Bild- und Fotonachweis (352).

Der Leser erhält nicht nur durch die instruktiven Texte, sondern auch durch die umfangreiche

fotografische Bebilderung – oft auf Doppelseiten, die zusätzlich aufklappbar sind – sehr gute visuelle Eindrücke von Herculaneum.

Bei der Beschreibung der Geologie vermittelt W. zahlreiche Informationen über die Geschichte der Eruptionen im Gebiet von NEAPEL. Weder SENECA noch andere griechische bzw. römische Autoren hatten je die Gelegenheit, einen Vulkanausbruch zu erleben, insbesondere für die Einwohner der Region war die Eruption des Jahres 79 n. Chr. eine völlig neue Erfahrung. Nichts vermochten ihre Vorfahren über ähnliche Ereignisse zu berichten, und doch müssen sich in den letzten 2000 Jahren fünf sogenannte plinianische Vulkanausbrüche ereignet haben (18). W. greift auf antike Quellen zurück, aus denen hervorgeht, dass es den Römern durchaus klar war, dass es sich beim Vesuv um einen Vulkan handelte (Verweis auf STRABOS *Geographika* 5,4,8).

Im zweiten Kapitel zeichnet W. die Geschichte der archäologischen Erkundungen in Herculaneum nach. Der Leser erfährt darin zahlreiche interessante Details, er erhält auch Einblicke in die Haltung der Politik zu grundsätzlichen Fragen der Archäologie. So legt W. dar, dass die Inquisition mit der Wiederentdeckung antiker Stätte aus ideologischen Gründen Probleme hatte (45). Vor allem in die Mitte des 18. Jahrhunderts datiert W. „die goldenen Jahre der Herculaneum-Grabungen“ (52), insbesondere unter den Archäologen / Ingenieuren ALCUBIERRE, BARDET und K. WEBER. Letztendlich ist Herculaneum – so wie es sich heute darstellt – den Ausgrabungen von AMEDEO MAIURI (63) verpflichtet, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts tätig war.

Im vierten Kapitel wertet W. zahlreiche literarische Quellen zu Ursprung und Lage von H. aus. Dabei geht er nicht nur auf archäologische, sondern auch auf sprachgeschichtliche Details ein. Von großer Bedeutung sind die Informationen, die W. zu den Bewohnern von H. liefert. Heutzutage ist es aufgrund der forensischen Archäologie und der Paläoosteologie (dem Studium an Knochen aus prähistorischer Zeit) möglich, nachweisbare Erkenntnisse über Geschlecht, Alter, Krankengeschichte und mit Einschränkung

über den sozialen Status der Menschen zu gewinnen, die als Skelette der Forschung zur Verfügung stehen (125). Offenbar gibt es keine andere antike Stätte, die so viele Einzelheiten zu den Bewohnern bieten kann (129). W. spricht sich aus verschiedenen Gründen gegen das traditionelle Datum des Ausbruchs am 24. August 79 n. Chr. aus, sondern plädiert für die Zeit Ende Oktober/Anfang November. PLINIUS D. J. gibt zwar den 24. August an, andere Quellen nennen aber den Spätherbst. Nach neuesten Methoden ist es sogar möglich, zwischen einheimischer und zugewanderter Bevölkerung zu differenzieren (etwa mit Hilfe der Strontiumisotopenanalyse). Daher schlägt W. vor, die vorhandenen Skelette nochmals diesbezüglich zu untersuchen. Die bisherigen Analysen ergaben aufschlussreiche Einzelheiten über verschiedene Krankheiten.

Das fünfte Kapitel liefert nicht nur interessante Details über die Bewohner insgesamt, sondern auch über Individuen; ein besonderes Augenmerk schenkt W. einem Politiker namens NONIUS BALBUS, der in der Zeit OCTAVIANS Volkstribun war und den der Historiker CASSIUS DIO erwähnt (Römische Geschichte, 50,2,3). Die anderen Informationen über Balbus stammen alle aus Inschriften in Herculaneum.

In den anderen Kapiteln werden aufschlussreiche und lebendige Bilder über den Lebensstandard der Bevölkerung, über Luxus, aber auch über die Lebenssituationen der Mitglieder der unteren Schichten entworfen. W., lange Jahre Direktor der *British School at Rome* und viele Jahre Professor für Classics an der University of Reading, plädiert mit Nachdruck dafür, Herculaneum nicht nur weiter auszugraben, sondern auch zu konservieren und ein Museum zu errichten. Ihn treibt die Sorge um, dass Stätten wie H. stark gefährdet sind, weil auf politischer Seite häufig Inkompetenz und mangelndes Interesse besteht.

Nach der Lektüre des vorzüglichen Bandes wird wohl jeder Leser den Reiz empfinden, mit seinen neu erworbenen Kenntnissen in diese antike Stätte zu fahren, um sich mit eigenen Augen die von Wallace-Hadrill beschriebenen Details anzusehen.

DIETMAR SCHMITZ

Simon James: *Rom und das Schwert. Wie Krieger und Waffen die römische Geschichte prägten. Aus dem Englischen von Dieter Prankel. London 2011, dt. Ausgabe: WBG Darmstadt, 2013. 320 Seiten, EUR 24,90 (ISBN: 978-3-8053-4529-3).*

Um es gleich vorweg zu sagen: es handelt sich um ein hervorragendes Buch, das jeder, der sich mit der römischen Geschichte beschäftigt und der einen ungeschminkten Blick auf diese werfen möchte, kennenlernen sollte.

„Im vorliegenden Buch wird das Römerschwert als konkretes Werkzeug physischer Gewalt wie auch als bestimmende Metapher des römischen Zeitalters für das Handeln bewaffneter Männer untersucht.“ (S. 17) Allerdings ist das Buch „keine Monographie des römischen Schwertes“ (S. 10), dessen Entwicklung, seine Herstellung, die verschiedenen Typen und die damit verbundenen Kampfweisen untersucht werden. JAMES findet, dass „Bedarf an einem neuen andersartigen Zugang zur *res militaris*, den militärischen Angelegenheiten“ (S. 9) besteht. Sein Schwerpunkt liegt „an der vordersten Front,...“ (ebd.). „Im Mittelpunkt dieser Studie stehen Schwerter, Soldaten und deren Opfer, das heißt – wie wahr – „keine nebensächlichen Details.“ (ebd.)

Einleitend erinnert James daran, dass „*arma virumque cano*“ (S. 15), „der majestätisch segelnde Adler (*aquila*)“ (S. 25), „Mars,... mit seinem Totem, dem Wolf ... die mythische *lupa* als zentrales Symbol Roms“ (ebd.), und der „Brudermord“ (S. 26), am Anfang der römischen Geschichte standen. Der Adler war die Metapher für den Wehrdienst für das Vaterland, der Wolf hingegen stand für „die ständige Bedrohung“ durch die Männer, „die sie füreinander, für ihre Offiziere und die Gesellschaft darstellten.“ (S. 27) Letzteres zeigte sich besonders und zunehmend ab der späten Republik.

Wenn die Schwerter auch wichtige „Artefakte“ (S. 29) waren, so fragt sich der Autor doch, ob „das ganze Geheimnis von Roms Erfolg allein an seinem ‚Schwert‘ liegen“ (S. 40) kann. Dem ist nicht so. James stellt fest, dass es durchaus Gründe für eine Überlegenheit der Römer gegenüber ihren Feinden gab. Auf den Seiten 50 bis 52 zählt er einige auf. Durchhaltevermögen – oft

genug waren die Römer in der Lage, „den Krieg einfach länger durchzuhalten“ (S. 272) – nennt er als besondere Fähigkeit, die sie über andere hervorhob. Auch noch im 4. Jahrhundert (s. S. 223 und S. 232), selbst noch in den 460er Jahren (s. S. 261) verfügten die Römer über ihre großen militärischen Fähigkeiten. Andererseits waren die Römer nicht nur überlegen, denn Waffenproduktion, Panzerung und Helmfertigung der Gallier beispielsweise waren oft besser (s. z. B. S. 49, S. 106, S. 271). Aber die Römer lernten schnell, sie übernahmen, was Teil ihrer Fähigkeiten war, bereitwillig immer wieder Neues und Geeignetes, oft gab es auch technologischen Gleichstand.

Um wirklich zu verstehen, warum Rom sich durchsetzen konnte (und das ist das eigentliche Thema), „ist es nötig, in das Italien der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr., das heißt in die Morgendämmerung seiner Geschichte“ (S. 52) zurückzugehen. Hierbei zeigt sich dann, dass sich ein „kriegerisches Rom in einem kriegerischen Italien“ (ebd.) befand. Das frühe Rom befand sich in einer Umgebung, die „ausgesprochen kampfeslustig“ (ebd.) war und in der „offensichtlich das Konzept des ‚Kriegers‘“ (S. 52/53) entstand. Es ist unklar, „warum die archaischen Gesellschaften Italiens eine so ausgeprägte Tendenz zu kriegerischer Gewalt entwickelten und beibehielten.“ (S. 53) Es scheint aber so zu sein, dass „die Italiker insgesamt eine besondere Neigung zum Schwertkampf, ...“ (S. 47) hatten. Jedenfalls war Rom in eine Welt von frühen Kriegergesellschaften, in denen die „Männlichkeit des Kriegers“ (S.53) alles zählte, eingebettet. So war Italien um 500 v. Chr. „ein Mosaik von extrem auf ihre Unabhängigkeit bedachten Stadtstaaten“ (ebd.), deren Verhältnis zueinander als ‚kalter Krieg‘ bezeichnet werden kann. Der Autor stellt hier eine Ähnlichkeit mit der Polis-Welt in Griechenland fest. Warum also konnte ausgerechnet Rom in diesem Umfeld die künftige Führungsmacht werden? Etwas Besonderes musste Rom also doch haben. Um das zu erklären, folgt James den Studien von NICOLA TERRENATO (geb. 1963 in Rom, Professor für Archäologie an der University of Michigan). „Roms unvorhersehbarer Aufstieg“ (S. 57) hatte andere Gründe als nur das Kriegerische. Es war

„paradoxerweise sein einzigartiges Geschick in der Kunst nicht etwa der Kriegsführung, sondern der Diplomatie und der Politik.“ (S. 58) Den historisch entscheidenden Moment für den Aufstieg Roms sieht James vor allem in dem Abkommen nach dem 2. Latinischen Krieg (340–338 v. Chr.), indem Rom ein neuartiges Bündnissystem schuf, das „eine neue, radiale Struktur“ (ebd.) aufwies, aber auf Tributzahlungen verzichtete. Hinzu kam noch, dass die führenden – aristokratischen – Schichten anderer italischer Gemeinwesen mit der Führung Roms wegen Interessenidentitäten in Verbindung standen (s. S. 59). Dies trug „zum Entstehen einer internationalen aristokratischen Kultur bei ...“ (S. 59) und es gab so „Netzwerke der Freundschaft zwischen Aristokraten“ (ebd.). Dazu trug auch bei, dass die Nicht-Römer die Hoffnung haben konnten, die römische Staatsbürgerschaft zu erwerben, auch der Masse der verbündeten Soldaten stand „die Chance auf das volle römische Bürgerrecht als erstrebenswertes Langzeitziel vor Augen.“ (S. 61) Die Römer hatten den „außergewöhnlichen Wesenszug“ (S. 60), Außenstehende an sich zu ziehen, sie zu binden, sie zu integrieren. „Roms ‚Mischlings‘-Selbstbild“ war „zu jener Zeit möglicherweise einmalig, was die Vorstellung erleichterte, dass – unter den richtigen Umständen – jedermann Römer werden konnte.“ (ebd.) Terrenato (und ihm folgend James) kommt zu dem Schluss, dass Rom „durch eine bemerkenswerte wirkungsvolle Kombination der Mittel des Schwertes und der dargebotenen Hand der Teilhabe“ (S. 62) seinen außerordentlichen Erfolg haben konnte. Das war die „spezielle politische Begabung“ (S. 68) der Römer, so konnten sie zur „Siegernation“ (S. 62) werden, mit dieser „Praxis der dargereichten Hand“ (S. 67) war dann „Roms Aufstieg in Italien eher ein Vereinigungsprozess“ (ebd.) als Eroberung.

Später, als die Römer über ihren Aufstieg nachdachten, „kamen sie zu dem für Imperialisten typischen Schluss, dass solcher Erfolg zwangsläufig auf göttliche Fügung zurückzuführen sei. Ihre ‚offensichtliche Bestimmung‘ war das *imperium sine fine* – ein Reich und damit Befehlsgewalt ohne Grenzen.“ (S. 91)

Das Buch ist auch eine Geschichte Roms und des *imperium Romanum*, gesehen aus der

Perspektive des Militärs. Dieses Reich „existierte weder zum Wohle noch mit Einwilligung der Mehrheit“ (S. 278) und bestand schließlich aus einer dünnen Schicht von Superreichen und einer Bevölkerungsmehrheit, die mehr und mehr nur noch dem Militär zuarbeitete und in einer Ordnung lebte, die letztlich „durch die Schwerter der Soldaten garantiert wurde.“ (ebd.) Hier zeigte sich dann wieder das Wölfische des römischen Soldaten.

In dem ebenfalls bemerkenswerten Epilog (S. 268–282) macht sich James Gedanken über unsere Sicht der römischen Geschichte und stellt fest, dass es Zeit ist, „die traditionelle Glorifizierung Roms zu überdenken.“ (S. 280), ja dass sogar „bei gründlichem Nachdenken keine Äußerung uneingeschränkter Bewunderung für Rom zu rechtfertigen ist.“ (ebd.) Er spricht vom römischen Imperialismus (wobei er zugibt, dass es „unstrittig auch positive Seiten“ (S. 276) gab), den er „weithin mit denselben Augen wie andere wichtige Faktoren unserer gemeinsamen Geschichte totalitärer Regime und Kolonialherrschaften jüngerer Datums“ (S. 280) sieht: „mit einer schauernden Faszination, die sich schnell in blanke Abscheu verwandelt.“ (ebd.) Das wird sicherlich manchem Althistoriker oder Altphilologen nicht gefallen, wenn „sein“ Rom auf eine Stufe mit totalitären Herrschaftsformen des 20. Jahrhunderts gestellt wird. Und doch ist dies notwendig, und ich stimme James ausdrücklich zu. Wenn man römische Staatskunst und Genies wie CAESAR und AUGUSTUS bewundert, sollte man bitte nicht die millionenfach ausgeübte Praxis römischer „Schwert-, Schlitz- und Tötungskunst“ vergessen. Aufstieg und Größe Roms waren auch das „kumulative Ergebnis unzähliger individueller Bluttaten.“ (S. 9) Auch die häufig gepriesene *pax Romana* sieht er eher kritisch, denn sie war „weniger eine Verringerung als eine Umschichtung, Neudefinition und Rekonfiguration von Gewalt und Furcht.“ Das galt auch der eigenen Bevölkerung in den Provinzen gegenüber, für die „das Rechtssystem und die Behörden eine unmittelbarere Bedrohung als die Banditen“ (S. 278) darstellten. *Milites Romani* waren dann oft nur Handlanger der Herrschenden zur Unterdrückung und Ausbeutung der *humiliores*.

1980 nahm Simon James als Archäologiestudent an einer Grabung im Tal der Aisne in Nordfrankreich teil. Als er 1997 beruflich dorthin zurückkehrte, stellte er fest, dass es „auch eine sehr persönliche Verbindung“ (S. 7) zu dem Tal der Aisne gab, als er entdeckte, dass er nur wenige Kilometer von dem Ort, wo sein Großvater als Soldat des Ersten Weltkriegs „knapp dem Tod entronnen war“ (S. 11), gegraben hatte. Die Erzählungen seines Großvaters haben den jungen Simon sehr beeindruckt und auch spätere Erfahrungen haben ihn sehr geprägt, wodurch er zu einem Autor wurde, der dieses Buch so schreiben konnte. Auch dieses persönliche Erlebnis und Werden des Autors, der jetzt Dozent für Römische Archäologie an der University of Leicester ist, tragen, so finde ich, dazu bei, dass sein Buch so beeindruckend und lesenswert geworden ist.

HEINZ-JÜRGEN SCHULZ-KOPPE, Köln

Katharina Waack-Erdmann: Römischer Staat und frühes Christentum, Antike und Gegenwart 25, C. C. Buchners Verlag Bamberg 2012, 68 S., EUR 11,50 (ISBN: 978-3-7661-5985-4); Lehrerkommentar zu Antike und Gegenwart 25, 96 S., EUR 13,70 (ISBN: 978-3-7661-5995-3).

Unter dem Titel „Römischer Staat und frühes Christentum“ hat KATHARINA WAACK-ERDMANN (K. W.-E.) eine interessante Auswahl von lateinischen Texten aus dem ersten bis vierten Jahrhundert zusammengestellt, in denen es um die Auseinandersetzung zwischen dem römischen Staat und dem frühen Christentum geht. Bei den Autoren handelt es sich nicht nur um solche, deren Werke zur sogenannten Schul-Lektüre gehören, wie PLINIUS SECUNDUS und TRAJAN sowie TACITUS, sondern auch um solche, deren Werke in der Schule kaum oder gar nicht gelesen werden, wie SÜETON, MINUCIUS FELIX, VALERIUS MAXIMUS, TERTULLIAN, LACTANTIUS, SYMMACHUS, AMBROSIUS und den Verfasser der Märtyrerakte des hl. CYPRIAN. Diese Texte lassen sich, abgesehen von Auszügen aus Werken von Tacitus und Minucius Felix, bereits als Übergangsektüre am Ende der Mittelstufe einsetzen, zumal sich im Ergänzungswortschatz sämtliche Wörter finden, die in mindestens zwei Texten erscheinen und nicht im Bamberger Wortschatz

(„adeo-Norm“) enthalten sind. Darüber hinaus erleichtert ein reichhaltiger Sub-linea-Kommentar die Übersetzung.

Neben beigelegten Übersetzungen bietet der Schülerband eine Reihe weiterer Hilfen für einen raschen Zugang zu den jeweiligen Inhalten: Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen Einführung in den geistesgeschichtlichen Zusammenhang und mit der Vorstellung des betreffenden lateinischen Autors. Im Anschluss an die Originaltexte finden sich Sachinformationen (i) zum historischen Hintergrund, Zusatztexte (z) antiker oder moderner Autoren und Aufgaben (a) mit Fragen zur Vertiefung des Textverständnisses und zur Hinführung auf vergleichbare gegenwärtige Probleme, eine Zeittafel, eine kurze Zusammenfassung des notwendigen Grundwissens über das frühe Christentum sowie eine anschauliche Karte zur Verbreitung des frühen Christentums zwischen 325 und 500, auf der die Ortsnamen bedeutender Gemeinden angegeben sind.

Zur Veranschaulichung des Inhalts enthält der Textband zahlreiche gute farbige Reproduktionen.

Als eine wahre Fundgrube nützlicher Angaben erweist sich der Lehrerkommentar: Er ergänzt die Sachinformationen des Textbandes, bietet sorgfältige Bildbeschreibungen und kurzgefasste Erwartungshorizonte zur raschen Orientierung bei der Bearbeitung der Aufgaben im Textband und ermöglicht so eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Fachkollegen für Religionslehre, Philosophie/Ethik, Geschichte, Sozialkunde und besonders mit Kunsterziehern.

Die Arbeit mit dieser Lektüre vermittelt den Schülern (gedacht ist an die 9. bis 11. Jahrgangsstufe) nicht nur Sprachkompetenz, Interpretationsfähigkeit, die Beherrschung von Texterschließungsmethoden und die Kenntnis der Quellen, Realien und historischen Hintergründe, sondern auch vor allem soziale Kompetenzen wie die Fähigkeit zu selbstständigen Recherchen in den Medien und im Internet, zur Auswertung der Ergebnisse in Referaten, Partner- und Gruppenarbeit. Damit dient diese Textauswahl neben der Erschließung europäischer Kultur auch der persönlichen Entfaltung des Schülers durch die Anregung zu Selbstreflexion und Dialogbereitschaft, und besonders zu einem toleranten

Umgang mit den Mitmenschen, der gerade in unserer Zeit angesichts fundamentalistischer Tendenzen so dringend nötig ist. Diese Ziele sollen vor allem dadurch erreicht werden, dass bei der Diskussion über die Argumente von traditionsverbundenen Anhängern der alten Religion und Repräsentanten der neuen, d. h. der christlichen Religion eine Schwarz-Weiß-Malerei möglichst vermieden wird, indem Verständnis für die unterschiedlichen Interessenlagen geweckt wird.

Die Textauswahl lässt sich sowohl themenzentriert als auch autorenzentriert behandeln. Selbstverständlich können Lektüreeinheiten entweder ganz oder nur teilweise (je nach zur Verfügung stehender Anzahl der Stunden) bearbeitet werden.

Man könnte die sieben Kapitel des Textbandes als Stationen auf dem Weg sehen, auf den das Titelbild hinweisen soll: von der kapitolinischen Wölfin, einem Symbol für das rettende Eingreifen eines antiken Gottes (Mars), zum Erlöser der Welt, Jesus Christus, dem guten Hirten, vorbei am Kolosseum, mit dessen Namen die Erinnerung an die grausamen Christenverfolgungen unter Kaiser NERO verbunden ist.

Jedes der sieben Kapitel steht unter einem Leitthema, das durch die Namen und Texte der jeweiligen Autoren in Unterabschnitte mit entsprechenden Überschriften eingeteilt ist, so dass sich der Gedankengang der Textauswahl bereits aus der Inhaltsübersicht erschließen lässt.

Als erster Autor kommt in K. 1 der traditionsbewusste Römer VALERIUS MAXIMUS mit Texten aus seinem Werk „*Facta et dicta memorabilia*“ zu Wort (t 1), das er dem Kaiser TIBERIUS gewidmet hat. Er erzählt von der gewissenhaften religiösen Pflichterfüllung der Vorfahren und wie sie dafür von den Göttern belohnt wurden. Der Zusatztext (z 1) in Übersetzung (aus demselben Werk) berichtet von der Herkunft der Penaten, die durch die Abbildung (Textband S.7) eindrucksvoll dargestellt ist. Die Aufgaben (a) regen zu einer vertiefenden Text- und Bildbetrachtung an.

In K. 2 erfährt man aus Berichten der beiden Geschichtsschreiber SÜETON und TACITUS, wie die Christen von ihren Zeitgenossen gesehen wurden, und zwar als abergläubische Unruhestifter, Anhänger einer jüdischen Sekte, die von

Kaiser CLAUDIUS (SÜETON, *Vita Claudii* 25,4) aus Rom vertrieben wurden (z 2/1) und die Kaiser NERO hinrichten ließ. Dass gerade aus dem berühmten Christen-Kapitel (TACITUS, *Annales* 15,44,2-5) (t 2/2u.3), dem frühesten nicht-christlichen Bericht über diese Christenverfolgung und den Kreuzestod Jesu-Christi zitiert wird, bietet eine ausgezeichnete Gelegenheit zum Vergleich mit den neutestamentlichen Passionsberichten und zugleich einen Beleg für die historische Existenz Christi.

In K. 3 lädt K. W.-E. zu einer „biblischen Reise“ in die heutige Türkei ein, also in die ehemalige römische Provinz Bithynien und Pontus im Nordwesten Kleinasiens, und zeigt anhand einer sehr anschaulichen Karte die Wohnorte frühchristlicher Gemeinden. Die Texte t 3/1, t 3/2 und t 3/4 bieten die sogenannten Christenbriefe (ep. 10,96 und 97) im vollen Wortlaut. Dabei handelt es sich um die Anfrage des Statthalters PLINIUS SECUNDUS (des Jüngeren) an Kaiser TRAJAN, wie er mit der christlichen Minderheit in der Provinz verfahren solle, und um die Antwort des Kaisers.

Die Karte über die Verbreitung von Religionen (Tb. S.19) weist die Schüler auf die Aktualität der Problemsituation christlicher Minderheiten hin, über die sie sich mit Hilfe des Internets eingehend informieren können. Natürlich liefert gerade ein solches Thema reichen Diskussionsstoff. In diesem Zusammenhang verdient Trajans Verbot von Bespitzelung und anonymen Anklageschriften als Ausdruck einer zumindest teilweise menschlichen Gesinnung ein besonderes Augenmerk. Auch der kritische Kommentar zu Trajans Erlass von TERTULLIAN (t 3/5 und t 3/6), der in dieser Textsammlung als erster christlicher Repräsentant auftritt, dürfte die Schüler zu engagierten Stellungnahmen anregen (a 1-3 Tb. S.23), zumal die beiden treffenden Überschriften „So ein Unsinn!“ (t 3/5) und „Von Logik keine Spur“ (t 3/6) bereits die Stoßrichtung anzeigen.

Eine besondere Überraschung bringen die Texte in K. 4, die aus den Gerichtsprotokollen über den Prozess gegen den Märtyrerbischof CYPRIAN VON KARTHAGO (ca. 200 - 250) stammen, aus den *Acta Proconsularia S. Cypriani*. Denn wer denkt heute daran, dass es im nördlichen Teil der römischen Provinz Africa, also im heutigen Tune-

sien und Algerien zu Beginn des 4. Jahrhunderts viele christliche Gemeinden gab, deren Orte auf der Karte (Tb. S.26) deutlich zu sehen sind? In welcher Textsammlung für Schüler finden sich solche Texte? Sie sind mit Hilfe des *Sub-linea*-Kommentars gut lesbar und vor allem inhaltlich beeindruckend. Dies gilt besonders für das Gespräch des Prokonsuls GALERIUS MAXIMUS mit Bischof Cyprian (t 4/4) und den Text, der Cyprians Ende schildert (t 4/5). Die Fragen dazu (a 1-4) lassen sich mit dem in i 4/3 gebotenen Hintergrundwissen ohne weiteres lösen. Schließlich sei auf die Katakomben von Hadrumetum (Abbildung Tb. S. 27) hingewiesen, zu denen sich in i 4/4 die entsprechende Erklärung findet.

Aus einer ganz anderen Perspektive zeigt sich der Konflikt der traditionellen römischen Religion mit dem Christentum in K. 5 (t 5/1-3), das Auschnitte aus dem Dialog „Octavius“ des ebenfalls aus Nordafrika kommenden Christen MINUCIUS FELIX enthält. Als Apologet geht er nach dem platonischen Modell für argumentative Verteidigung philosophischer und religiöser Überzeugungen vor, wobei er als Schiedsrichter zwischen dem Heiden Caecilius und dem Christen Octavius auftritt, nach dem der Dialog benannt ist. Dabei bedient er sich vor allem der Sprache CICEROS, dessen Diktion seinen gebildeten Zeitgenossen durchaus bekannt ist. Ein Vergleich des Auszugs aus Cicero „*De natura deorum*“ (2,7f) (z 5/1; hier in Übersetzung) mit den Texten des Minucius Felix (t 5/1-3) weist eine verblüffende Ähnlichkeit auf. Außer einem Angriff auf die römische Religion (t 5/2) hat die Herausgeberin einen Abschnitt (t 5/3) ausgewählt, in dem von den Vorurteilen und Gerüchten über die Christen die Rede ist. Ihre vorsichtige Beschränkung der Anzahl von Kritik- und Vergleichspunkten kann man nur begrüßen. Positiv sind auch der Hinweis auf christliche Symbole und die bekannte Darstellung des Spottkruzifixes vom Palatin (Tb. S. 41/42), auf den der Zusatztext (z 5/2) aus TERTULLIANUS *Apologeticum* (16) indirekt Bezug nimmt. Damit ist ein ausgezeichneter Ausgangspunkt für Diskussionen über die gegenwärtige Problematik von Blasphemie und Religionsfreiheit geboten.

Mit LAKTANZ, dem „*Cicero Christianus*“,

kommt in K. 6 ein weiterer Apologet aus Nordafrika zu Wort. Dass er angesichts der verheerenden Christenverfolgung unter Kaiser DIOKLETIAN in seinem Werk *Divinae institutiones* („Göttliche Unterweisungen“) die Zukunft des römischen Imperiums in den düstersten Farben ausmalt (t 6/1, z 6/2 und t 6/2) leuchtet ein. Seine Schriften empfehlen ihn später für seine Berufung durch Kaiser KONSTANTIN als Erzieher und Lehrer für dessen Sohn CRISPUS.

Interessant ist in der Textauswahl für dieses Kapitel die Gegenüberstellung der Ereignisse in Ägypten (t 6/1 und z 6/1) unter verschiedenem Blickwinkel, wobei der Pharao, also der Herrscher, jeweils auf Grund einer Notlage gegen die Israeliten vorgeht.

Das 7. Kapitel behandelt den Streit um die Entfernung des Victoria-Altars aus dem Senatssaal, somit einen wichtigen Höhepunkt in der geistigen Auseinandersetzung zwischen den Anhängern der alten römischen Religion und den Vertretern des Christentums (in den Jahren 357-394). Auch dieses Kapitel ist mit mehreren Abbildungen illustriert, unter denen die vom Innenraum der Curia besonders hervorzuheben ist.

Während Symmachus in den ersten beiden Textauszügen seiner *Relatio* (t 7/1 und 7/2) die Bitte um die Wiedererrichtung des Altars sehr eindringlich vorträgt, die von Bischof AMBROSIUS eindeutig abgelehnt wird (t 7/4 und 7/5), schlägt er in der Prosopopöie der Roma (t 7/9) einen versöhnlichen Ton an. Dieser Kontrast wird durch die entsprechende Textauswahl deutlich und lädt natürlich zum Vergleich mit dem bekannten Projekt „Weltethos“ von Hans KÜNG ein (z 1).

Abschließend lässt sich sagen, dass es der Herausgeberin gelungen ist, was sie mit dieser Textsammlung erreichen will:

1. den gesellschaftlichen Aufstieg der Christen von einer verachteten und verfolgten Minderheit zu einer geachteten und einflussreichen Mehrheit zu zeigen,
2. den Schülern durch ihre vielfältige Textauswahl Einblick in Problemsituationen zu ermöglichen, die in Antike und Gegenwart *mutatis mutandis* anzutreffen sind.

GABRIELE KLIEGL, Augsburg

Via Mea, ein dreiteiliges Unterrichtswerk für Latein als zweite Fremdsprache, Hrsgg. Susanne Pinkernell-Kreidt, Jens Kühne und Peter Kuhlmann, Berlin: Cornelsen: 2012 (ISBN: 9-783061-201562).

1. Gesamtkonzeption

Den Herausgebern des neuen Lehrwerks *Via mea* für Latein als zweite Fremdsprache ist besonders eines wichtig: Transparenz. Wie man dem Titel des Lehrbuchs entnehmen kann, soll das Buch ein Weg (*via*) in die Sprache und Kultur der Römer sein; allerdings soll es nicht einen einzigen, bestimmten Weg aufzeigen, sondern – ganz im Sinne der Heterogenität, Kompetenzorientierung und individuellen Förderung – den Schülerinnen und Schülern ihren ganz eigenen Weg (daher: *mea*) eröffnen: eine ganz explizite Hinwendung und Konzentration auf den einzelnen Schüler bzw. die einzelne Schülerin.

Auf ihrem individuellen Weg in die lateinische Sprache und römische Kultur werden die Lernenden – angeleitet durch die Lehrkräfte, aber zunehmend selbstständig (Selbstkompetenz) – Schritt für Schritt von unterschiedlichsten Aufgaben und umfangreichen Materialien begleitet: So gibt es für die Schülerinnen und Schüler neben den Schülerbüchern 1–3 (Band 1 = 1. Lernjahr [12 obligatorische Lektionen; 1 fakultative] / Band 2 = 2. Lernjahr [12 Lektionen] / Band 3 = 3. + 4. Lernjahr [12 Lektionen]; Band 1–3 sind auch in einem Gesamtband verfügbar) jeweils ein Grammatik-Begleitheft, ein Vokabelheft und ein Arbeitsheft (inklusive Lösungen, Vokabel- und Formtrainer und Sprechtexten zu den einzelnen Lektionen auf CD-ROM). Bezogen auf Binnendifferenzierung und individuelle Förderung spielen die Test-Lektionen im Schülerbuch und die Diagnosebögen eine zentrale Rolle, sie bieten Anleitungen zur Überprüfung des eigenen Vorgehens und der Arbeitsergebnisse. Ausgehend von dem jeweils analysierten Fehlerschwerpunkt gibt das Schülerbuch Hinweise auf sinnvolle Zusatz- und Vertiefungsübungen im Grammatik- oder Arbeitsheft. Das Arbeitsheft beginnt jeweils mit einem Selbsttest („Was ich schon kann“), der durch Selbstkontrolle (Begleit-CD) ausgewertet wird, und führt die Lernenden anhand von unterschiedlichsten Übungen von Lektion zu Lektion.

Für die Lehrpersonen stehen weitere Materialien bereit: neben hilfreichen Handreichungen für den Unterricht (Nr. 3 in Vorbereitung) Fördermaterialien mit Kopiervorlagen und CD-ROM und weitere digitale Medien wie z. B. ein „Förderbogen-Generator“ und ein „Digitaler Lehrerservice“ (zu Schülerbuch 1), mit dem sich auf einfache Weise unterschiedliche Arbeitsblätter und Vokabelübungen zu den einzelnen Lektionen erstellen lassen. Darüber hinaus stehen den Lehrkräften interaktive Tafelbilder für Beamer und Whiteboard (zu Bd. 3 in Vorbereitung) zur Verfügung. Das bedeutet eine deutliche Öffnung und Modernisierung des Lateinunterrichts und geht speziell auf unterschiedliche Präferenzen beim Lernen ein. Die Materialien für die Lernenden zeichnen sich durch eine altersgerechte Aufmachung aus. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die Häufigkeit und Zweckmäßigkeit des Einsatzes von Visualisierungen jeglicher Art, die dem Übersetzungs- und Interpretationsprozess der Schüler hilfreich zur Seite gestellt sind. (Auch im Vokabelverzeichnis und in den zusätzlichen Vokabelheften wäre eine ähnliche Visualisierung wünschenswert.)

2. Aufbau der einzelnen Lektionen

Die erwähnte Transparenz zeigt sich in den einzelnen Lektionen: Jede Lektion (mit Ausnahme der ersten) umfasst zwei Doppelseiten, die in der Regel identisch aufgebaut sind: Auf der ersten Doppelseite findet sich der lateinische Lektionstext (ohne Einführung der neuen Grammatik anhand von Einzelsätzen), in den jeweils eine Abbildung und ein deutscher Text einführen. Hintergrundinformationen zur Vorderschließung und Entlastung bzw. zur Vertiefung des Textinhalts finden sich in deutlich abgehobenen Info-Boxen. Jeweils am linken Rand jeder ersten Doppelseite der Lektion ist ein Zeitstrahl abgebildet, als Hilfsmittel, das den Schülern die zeitliche und historische Einordnung des Inhalts erleichtert und ihnen einen Überblick gibt. (Übrigens werden die Seitenzahlen auch als römische Zahlwörter ausgeschrieben, was die Vertrautheit mit ihnen anbahnt.)

Im Anschluss an den lateinischen Text folgen Aufgaben in verschiedener Farbgebung: Gelb

gekennzeichnete Aufgaben beziehen sich auf den Inhalt des lateinischen Textes, sie sollen helfen, das Textverständnis zu vertiefen; orange unterlegte Aufgaben beziehen sich auf den neuen sprachlichen Stoff und regen zum selbstständigen Erschließen dieses Stoffes mit Hilfe des (durch Diagramme und Tabellen übersichtlich gestalteten) Grammatik-Begleitheftes an. Dadurch, dass erst auf der jeweils zweiten Doppelseite einer jeden Lektion („Entdecken, üben, verstehen“) die neue Grammatik differenziert eingeübt und vertieft wird, wird dem Lehrer grundsätzlich eine induktive Einführung der neuen Grammatik und den Schülern „forschendes Lernen“ ermöglicht und nahe gelegt. (Die Handreichungen für den Unterricht und das Grammatik-Begleitheft erlauben aber ggf. auch ein deduktives Vorgehen.) Ein genauerer Blick auf die jeweils zweite Doppelseite lässt einen weiteren konzeptuellen Schwerpunkt des Lehrwerks erkennen: die Kompetenzorientierung. Die sorgfältig ausgewählten und durchdachten Aufgaben und Übungen (u. a. auch fakultative Übungen zu *Loquamur Latine* bzw. *Latine scribamus*) sind durchgehend mit Symbolen und Farben einzelnen Kompetenzbereichen zugeordnet. Hierdurch entspricht das Lehrwerk *Via mea* den Ansprüchen eines kompetenzorientierten Unterrichtes. Allen Lektionen liegt ein nach fachdidaktischen Prinzipien¹ klar definiertes Kompetenzmodell zugrunde, das alle Bereiche des heutigen Lateinunterrichts umfasst: Sprachkompetenz [aufgegliedert in Wort (w) – Form (f) – Satz (s)], Textkompetenz, Kulturkompetenz. Die Kompetenzniveaus (durch Sternchen gekennzeichnet) gehen im Dreischritt vom Wissen / Kennen (deklaratives Wissen) über das Verstehen (analytisches Wissen) zum Können (prozedurales Wissen). Alle Arbeitsanregungen orientieren sich an diesem Kompetenzmodell und sind konsequent auf die Hinführung zur Übersetzung ausgerichtet. Besonderes Augenmerk liegt auf der Sicherung und Festigung des deklarativen Wissens als Basis der beiden nächsten Niveaustufen.

3. Auswahl und Progression der Texte

Exemplarisch sei hier das erste Schülerbuch näher umrissen. Das erste Lernjahr ist thema-

tisch aufgegliedert in „Privatleben“ (Lektionen 1–4), „Öffentliches Leben“ (5–7), „Politik und Gesellschaft unter Augustus“ (8–10) und „Rom und die Provinzen“ (11–13). Die thematische Gestaltung der Einstiegstexte stellt aufgrund der begrenzten Grammatik- und Wortkenntnisse in der Regel eine besondere Herausforderung dar. Die „Zwickmühle“ besteht darin, sachlich-kulturell und sprachlich gesicherte und korrekte Inhalte in einer für Schüler dieser Lernstufe interessanten und motivierenden Art und Weise zu vermitteln. Diese Hürde haben die Herausgeber gut gemeistert: Rund um den *puer Lucius* entfaltet sich eine Geschichte, die zunächst das römische Haus und die römische Familie vorstellt, dann das Leben im Haus eines Senators und das Klientelwesen behandelt und schließlich das Schulwesen im alten Rom beleuchtet. Abgerundet wird diese Darstellung des Stadtlebens durch einen „Ausflug aufs Land“ (L. 4). Besonders motivierend könnte in diesen ersten Kapiteln der fächerübergreifende Unterricht mit dem Fach Englisch sein, falls sich die Englischfachschaft der jeweiligen Schule für das Lehrwerk *English G 21* (Berlin: Cornelsen) entschieden hat, da in beiden Lehrwerken zu Beginn ein grüner Papagei eine zentrale Rolle spielt.

Im zweiten Abschnitt „Öffentliches Leben“ werden große Bauwerke und die Freizeitgestaltung im alten Rom vorgestellt: der Circus Maximus, das Amphitheater, die Thermen, die Kurie, das Forum Romanum. Darauf folgt ein politisch-gesellschaftlich geprägter Abschnitt über CÄSAR und AUGUSTUS, Augustus und TIBERIUS und die römische Religion. Die letzten Lektionen befassen sich mit der imperialistischen Ausrichtung der römischen Gesinnung: Rom und Germanien, Handel und kultureller Austausch, Leben in der Provinz Hispania (fakultativ). Abgerundet wird jeder Abschnitt durch eine Testlektion und durch eine Lektion zur interkulturellen Kompetenz bzw. historischen Kommunikation („Heute und damals“). – Der zweite Band ist gekennzeichnet durch die Behandlung griechisch-römischer Mythen (Proserpina, Ceres, Europa, Herkules; Trojanischer Krieg; Dido und Aeneas) und den fließenden Übergang zwischen Mythos und Geschichte („Gründung und Frühzeit Roms“,

„Karthago und Rom“). – Band 3 konzentriert sich schließlich auf römische Kaiser (u. a. AUGUSTUS, NERO, KONSTANTIN) und unterschiedliche Textsorten (Autobiographie, Biographie, Geschichtsschreibung, Brief, Roman, Dichtung) und Autoren (AUGUSTUS, SUETON, PLINIUS, OGIER GHISLAIN DE BUSBECQ, TACITUS, EINHARD, OVID). Diese Texte kommen im Wortlaut und auch im Druckbild den Originaltexten sehr nahe bzw. sind bereits Originaltexte.

4. Stoffverteilung und Progression

Pro Lektion des ersten Bandes sehen die Herausgeber bei 4 Wochenstunden einen Zeitbedarf von 2,5 Wochen vor. Die Grammatik-Progression kann man als moderat horizontal bezeichnen; so werden z. B. in der ersten Lektion sowohl der Nominativ und Akkusativ Sg. der a- und o-Deklination als auch die 3. Person Sg. der a- und e-Konjugation sowie von *esse* eingeführt. Insgesamt betrachtet, werden immer mehrere Phänomene sowohl auf Wort- als auch auf Satzebene behandelt, Form und Funktion sind konsequent eng miteinander verbunden. Der *AcI* wird in Lektion 10 (erstes Lernjahr), der Ablativus absolutus in Lektion 19 (zweites Lernjahr), das Gerundium in Lektion 25 (Ende zweites Lernjahr) und das Gerundivum in Lektion 26f. (Anfang drittes Lernjahr) behandelt. Die Grammatik selbst wird ‚en bloc‘ eingeführt, d. h. zunächst induktiv anhand des Lesestückes, dann gebündelt anhand des Grammatik-Begleithefts und der Übungen und Aufgaben im Schülerbuch und im Arbeitsheft.

5. Lernwortschatz

Das erste Schülerbuch umfasst insgesamt 362 Lernvokabeln (plus 28 fakultative), das zweite Schülerbuch ca. 370. Der Komplett-Lehrgang verzeichnet insgesamt ca. 1200 Lernvokabeln. Der gesamte Lernwortschatz der *Via mea*-Reihe basiert auf statistischer Grundlage und orientiert sich an dem von RÜDIGER VISCHER² ermittelten Anfängerwortschatz der 650 häufigsten Wörter bei allen Prosautoren und dem Durchschnittswortschatz für das Latinum. Darüber hinaus sind Wörter, die als Kulturwortschatz für das Deutsche oder wegen wichtiger Ableitungen in den

modernen Fremdsprachen von Bedeutung sind, unabhängig von der statistischen Frequenz, in den Lernwortschatz aufgenommen worden.

Das Lernvokabular findet sich am Ende jedes Schülerbuches als alphabetisches Vokabelverzeichnis (zusammen mit einer Liste der unregelmäßigen Verben; weitere Lernhilfen im Anhang sind ein Namen- und Sachregister, eine Zeittafel, eine Übersicht über römische Zahlen und Namen, Lösungen zu den Tests, Tipps zum Weiterlesen und eine Übersicht zu den wichtigsten griechisch-römischen Göttern). Zusätzlich findet sich hier und in einem Extra-Vokabelheft das Lektionsvokabular, d. h. das Lernvokabular in der Reihenfolge, in der es im Lektionstext vorkommt. Während im alphabetischen Vokabelverzeichnis ‚lediglich‘ lateinisches Wort (ergänzt durch nötige grammatikalische Zusatzangaben), deutsche Übersetzung(en) und Lektion verzeichnet sind, finden die Schülerinnen und Schüler im Vokabelheft weitere Informationen, wie z. B. deutsche, englische, französische, spanische und italienische Wörter, die von dem lateinischen Wort abgeleitet sind. Hier ist das Bemühen der Herausgeber erkennbar, fächerübergreifendes Lernen zu ermöglichen, da diese Querverweise aus aktuellen Englisch- und Französisch-Lehrwerken (desselben Verlages) entnommen sind.

6. Methodenkonzept / -kompetenz

Jedes Schülerbuch hat am Ende (vor dem Vokabelverzeichnis) eine Übersicht zum Methodentraining. Hier wird auch das Methodenkonzept sehr deutlich: von Beginn an wird die Lektürefähigkeit angestrebt. Es werden genaue Erklärungen und Hilfestellungen zum „Lesen in der Fremdsprache – übersetzen“ präsentiert. Zu diesem Übersetzungstraining gehören sechs Einheiten: 1. Vermutungen über den Textinhalt anstellen (Fokus: Bilder, Überschriften und Einleitungstext; *skimming* und *scanning*). 2. Latein richtig aussprechen, 3. Wörter erkennen und verstehen (mit Tipps zum Vokabellernen), 4. Sätze gliedern, 5. Sätze verstehen und 6. Texte verstehen. Auch hier spiegelt sich das Kompetenzmodell mit den Stufen Wort – Satz – Text wider. Weitere Erschließungs- und Übersetzungsmethoden werden den Schülerinnen und Schülern auf den Innenseiten

der Umschläge der Grammatik-Begleithefte an die Hand gegeben, so z. B. W-Fragen stellen, Konstruktionsmethode, „Drei-Schritt-Methode“, „Satzstrukturen analysieren“ (Satzbild, Strukturbaum, Kästchen- und Einrückmethode).

7. Multivalenzkonzept

Die Kultur der Römer und ihre Bedeutung für das Heute zieht sich als roter Faden durch die gesamte Reihe. So findet sich direkt auf dem Inneneinband nicht nur eine Karte des Imperium Romanum, sondern auch eine (kleinere) Karte zu den romanischen Sprachen im heutigen Europa. Übungen zum Vergleich der lateinischen Sprache mit modernen Fremdsprachen und das erwähnte auf Sprachvergleich angelegte Vokabelheft tragen hierzu bei. – Jeweils nach den Test-Lektionen findet man die Kategorie „Heute und Damals“, die vielfältige Anregungen bietet, sich mit der römischen Kultur auseinander zu setzen und zugleich Zusammenhänge und Unterschiede zur eigenen Lebensweise und Kultur zu erkennen und zu erklären. Dennoch nehmen derartige Anregungen und Erklärungen nicht Überhand, sodass das Schülerbuch zu einem Nachschlagewerk zur antiken Kultur ausarten würde. Vielmehr steht der lateinische Text immer im Mittelpunkt und

bietet von sich aus Anregungen für interkulturelle bzw. historische Kommunikation. Ein Beispiel hierfür ist ein gegenüberstellender Vergleich von Tempeln, Kirchen und Moscheen (L. 8–10) oder Lektion 31 „Gesandtschaft zum Sultan“ (L. 10), ein lateinischer Bericht des Habsburger Diplomaten OGIER GHISLAIN DE BUSBECQ (1522–1592) über seinen Aufenthalt bei Sultan SÜLEYMAN I. in Konstantinopel. Anhand solcher Texte können die Schüler das Weiterleben, die Rezeption und Tradition der antiken Sprache von der Antike bis heute auf ihrem eigenen Weg (*via mea*) nacherleben.

Anmerkungen:

- 1) Siehe z. B. Peter Kuhlmann: Fachdidaktik Latein kompakt. Göttingen 2009, 18–21, und – angelehnt an den Kompetenzbegriff nach Weinert und Klieme – Peter Kuhlmann: Kompetenzorientierte Lektüre im Lateinunterricht, in: Rolf Kussl (Hrsg.): Altsprachlicher Unterricht: Kompetenzen, Texte und Themen (Dialog Schule – Wissenschaft. Klassische Sprachen und Literaturen 46). Speyer 2012, 37–62.
- 2) Rüdiger Vischer: Lateinische Wortkunde für Anfänger und Fortgeschrittene. Stuttgart 1989.

BENTE LUCHT, Greven

Leserbriefe

Zur lateinischen Rücktrittserklärung von Papst Benedikt XVI.

(Forum Classicum 1/2013, S. 45 ff.)

Ganz gleich, inwieweit das Latein des 86-jährigen Papstes verbesserungsbedürftig ist oder nicht: Die diesbezüglichen Ausführungen des Herrn STROH sind meines Erachtens Wichtigtuerei und eine Taktlosigkeit. Der Klassischen Philologie und der gesellschaftlichen Anerkennung des Wertes einer humanistischen Menschenbildung hat Herr Stroh damit wohl kaum einen guten Dienst erwiesen.

ADALBERT FINK, Pforzheim

WILFRIED STROH fügt seinen Verdiensten um die lateinische Sprache durch die Veröffentlichung der Rücktrittserklärung des Papstes mit

zwei Übersetzungen ein weiteres hinzu. Strohs schöne Formulierung, daß „seine (Benedikts) zu Herzen gehenden Worte . . . ihm direkt aus dem römisch-bayerischen Herzen geflossen sind“, trifft die Sache.

Umso bedauerlicher, daß er diese Worte anschließend nach den Maßstäben des Münchener Seminars für lateinische Stilübungen (Fortgeschrittene) durchmustert. Das Verfahren ist unangemessen, auch wenn dabei einige (1½?) wirkliche Fehler zutage treten, und leider ist es auch geeignet, den Ruf unserer Fachschaft als einer Korinthen produzierenden Zunft zu festigen.

HANS BRAUNSCHWEIG, Schleswig
(Abschluss Stilübungen in Marburg 1958:
Latein: 3-, Griechisch: 2)

Stipendium des Deutschen Altphilologenverbandes

Der Deutsche Altphilologenverband schreibt für Studierende der Gräzistik und Latinistik ein Stipendium aus. Das Stipendium ist mit Euro 300,- monatlich dotiert.

Gefördert werden soll für die Dauer von zwei Semestern vom 1. Oktober 2013 bis 30. September 2014 ein Studierender/eine Studierende, der/die ein Projekt für die Verknüpfung von Wissenschaft und schulischer Perspektive vorstellt, dessen Förderung nach den Verbandszielen des Deutschen Altphilologenverbandes als sinnvoll erscheint.

Kurze Projektskizzen im Umfang von maximal drei Seiten sind **bis zum 15. August 2013** zu richten an den Vorsitzenden des Deutschen Altphilologenverbandes:

Prof. Dr. BERNHARD ZIMMERMANN, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, e-mail: bernhard.zimmermann@altphil.uni-freiburg.de

Einladung zum XIII. Kongress der ALF (Academia Latinitati Fovendae), 18.-21.9.2013 in Wien

Es ist so weit – vom 18. bis 21. September 2013 findet, nach vier Jahren Pause, der XIII. Kongress der renommierten *Academia Latinitati Fovendae* statt (zur Erinnerung: Der vorige Kongress wurde 2009 in Regensburg abgehalten). Diesmal wird die Veranstaltung in Wien organisiert, in Kooperation mit dem Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem deutschen Verein L.V.P.A. (*Latinitati Vivae Provehendae Associatio* e. V.) aus Nordrhein-Westfalen. Vor drei Jahren wurde die Leitung der Akademie von dem Wiener Professor KURT SMOLAK übernommen, der sich nun als ihr Praeses um die Organisation des bevorstehenden Kongresses kümmert.

Die ALF wurde im Jahre 1967 von dem römischen Archäologen PIETRO ROMANELLI gegründet und zählte damals 35 Mitglieder aus ganz Europa. Nun sind es mehr als 40 Sodales, die meisten an den Universitäten als Professoren tätig. Der Zweck der Akademie war von Anfang an und bleibt es auch heute, das aktiv verwendete Latein zu fördern, das heißt, in dieser Sprache zu schreiben und zu sprechen, was in den Schulen und an den Universitäten leider sehr selten betrieben wird. Die Kongresse, die schon seit über 40 Jahren regelmäßig organisiert werden, beweisen, dass Latein auch als Sprache der täglichen Kommunikation und der Wissenschaft wohl verwendet werden kann.

Im Namen der Organisatoren möchte ich nun alle Latein-Freunde (nicht nur diejenigen, die Latein sprechen) zum XIII. Kongress der *Academia Latinitati Fovendae* nach Wien einladen. Neben zahlreichen lateinischen Vorträgen und Workshops sind auch zwei Ausflüge geplant: in die ehemalige Römerstadt Carnuntum, die sich am Limes des Imperium Romanum befand, und in das Kunsthistorische Museum, wo wir die große Antikensammlung mit der Gemma Augustea betrachten werden. An einem Abend wird auch eine musikalische Darbietung stattfinden.

Das Thema des diesjährigen Kongresses lautet „*De laudibus*“. So wird sich die Thematik der einzelnen Vorträge auf gelobte oder lobenswerte Gestalten aus Literatur und Geschichte konzentrieren.

Nun einige praktische Informationen:

Organisatoren:

Nähere Informationen über den Kongress erteilen die Organisatoren unter der E-Mail-Adresse: ALFCongress-Vienna@univie.ac.at

- Univ.-Prof. Dr. Kurt Smolak, Praeses der *Academia Latinitati Fovendae*, kurt.smolak@univie.ac.at, (0043) 14277 419 21
- Mag. Barbara Dowlasz, Praeses der L.V.P.A. e.V., barbara.dowlasz@interia.eu, (0043) 676 311 6707

Das vorläufige Programm:

Mittwoch, 18. Sept. 2013

12:00-16:00 Registrieren und Begrüßung der Teilnehmer im Foyer des Hotels

16:45-18:30 Eröffnung des Kongresses im Theatersaal der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, festlicher Vortrag von Prof. Dr. TUOMO PEKKANEN, Helsinki (ehem. Praeses der ALF)

19:00-20:00 Musikalische Darbietung

Donnerstag, 19. Sept. 2013 am Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein

9:00-10:30 2 Vorträge

10:30-11:00 Kaffeepause

11:00-12:30 2 Vorträge

12:30-14:00 Mittagspause

14:00-15:30 4 Vorträge: zwei Sektionen

15:30-16:00 Kaffeepause

16:00-16:45 2 Vorträge: zwei Sektionen

17:00-20:00 Besuch im Kunsthistorischen Museum

Freitag, 20. Sept. 2013 am Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein

9:00-10:30 2 Vorträge

10:30-11:00 Kaffeepause

11:00-12:30 2 Vorträge

12:30-14:00 Mittagspause

14:00-15:30 4 Vorträge: zwei Sektionen

15:30-16:00 Kaffeepause

16:00-18:15 6 Vorträge: zwei Sektionen

Samstag, 21. Sept. 2013 am Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein

9:00-10:30 2 Vorträge

10:30-11:00 Kaffeepause

11:00-12:00 Abschlussvortrag, Abschluss des Kongresses

12:15-18:00 Ausflug nach Carnuntum, Mittagessen ebendort

Unterkunft:

Alle Teilnehmer haben die Möglichkeit, im Hotel Academia, Pfeilgasse 3a, 1080 Wien zu übernachten (Webseite: <http://www.academiahotels.at>). Zur Verfügung stehen Einzel-, Zweibett- und Dreibettzimmer, jeweils mit Bad/WC, die für uns zu günstigen Preisen reserviert wurden.

Preise:

Einzelzimmer EUR 140

Zweibettzimmer EUR 100 (pro Person)

Dreibettzimmer EUR 90 (pro Person)

Diese Preise gelten für drei Nächte (18. – 21.9.). Zusätzlich muss die Konferenzgebühr und der Ausflug nach Carnuntum (optional) bezahlt werden:

Konferenzgebühr EUR 60,

ermäßigt (Studenten und Schüler) EUR 35

Ausflug nach Carnuntum (21.9) EUR 25

Die Verpflegung (außer Frühstück für die Gäste des Academia Hotels) ist nicht inkludiert.

Anmeldung:

Die Anmeldefrist ist der 29. Juli 2013. Wir bitten alle, die teilnehmen möchten, das Formular auszufüllen und an die Organisatoren zu schicken: entweder per E-Mail: ALFCongress-Vienna@univie.ac.at oder per Post an die folgende Adresse:

ALF-Congress Vienna

Institut für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein

Universität Wien

Universitätsring 1

1010 Wien, ÖSTERREICH

Alle Gebühren sollen ebenfalls bis 29. Juli an die folgende Kontonummer überwiesen werden:

Prof. Dr. Kurt Smolak IBAN: AT85 1200 0007 0120 5338 – BIC: BKAUATWW

Alle aktuellen Informationen über den Kongress finden sich auf der ALF-Homepage: <http://www.academialatinitatifoendae.org>

Wir freuen uns auf die zahlreiche Teilnahme am Kongress! Valet!

BARBARA DOWLASZ, Wien

„Altgriechisch miteinander sprechen und philosophieren“

Dieser Kurs ist seit 21 Jahren ein Förderungsprojekt von ANDREAS DREKIS und findet vom 3. bis 17. August 2013 unter der Leitung von Prof. STEFANO PAGLIAROLI statt.

Auf dem Gelände des Hellenikon Idyllion (in Selianitika an der Nordwestküste der Peloponnes)

ponnes) treffen sich Schüler, Studenten und Erwachsene, um miteinander Altgriechisch zu sprechen, Texte zu lesen und wertvolle Gedanken nachzuvollziehen. Für genauere Informationen über das Seminar klicken Sie auf unsere Programmvorschau 2013-2014: <http://www.idyllion.gr/Programm2005-06-07-08.htm>

www.idyllion.eu

Email: hellenikon@idyllion.gr

ANDREAS DREKIS,

Leiter des Hellenikon Idyllion

Telefon: 0030 2691072488,

Mobil: 0030 6972263356

„Zypern nennt sich die Liebesinsel“

Jedem Altsprachler war Zypern auch vor der Finanz- bzw. Bankenkrise ein Begriff, schon weil die Insel seit zweieinhalb Jahrtausenden von Griechen besiedelt ist, die trotz der Invasionen zahlreicher Mächte (Assyrer, Ägypter, Perser, Makedonier, Römer, Kreuzritter, Venezianer, Genuesen, Türken [16. Jh.], Briten [19. Jh.]) noch heute 80 Prozent der Einwohner ausmachen, (s. HEINZ A. RICHTER, Kurze Geschichte des modernen Zypern, dazu FC 4/2010, 303f.; HELLENIKA N. F. 6, 161f.). Ihre Sprache ist das Neugriechische; es ist, wie auch das Türkische, eine der beiden Amtssprachen der Republik Zypern. Im Bewusstsein unserer Leser sind auch viele Zeugnisse antiker griechischer Kultur: Theater wie in Salamis und Kurion, die „Königsgräber“ in Paphos, Skulpturen und andere Kunstwerke in Ausgrabungsstätten und Museen. Auf die eindrucksvolle Ausstellung erst unlängst zugänglich gemachter zyprischer Funde (die ältesten Objekte stammen aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.) im wiedereröffneten Neuen Museum in Berlin wurde FC 4/2010, 304 hingewiesen. Kypros, neugr. Kipros ausgesprochen, heißt die Insel möglicherweise nach der dort bereits im Altertum verbreiteten Zypresse, vielleicht auch nach dem ebenfalls schon damals in reichem Umfang vorhandenen, im 2. Jahrtausend nach Ägypten exportierten wichtigen Metall, dessen Name über lat. cuprum zu dt. Kupfer geworden ist.

In der Berliner Zeitung vom 26.03.2013 schreibt BIRGIT WALTER „Zypern nennt sich selbst die Liebesinsel. Ein abwegiges Synonym

für ein Land, das eine Stacheldrahtgrenze in zwei Hälften teilt.“ Dass Zypern geteilt ist, ist nicht die Schuld der griechischen Zyperer. Welche Gründe auch immer die Türken 1974 hatten, zwei Fünftel der Inselrepublik zu annektieren – ein Putsch nationalistischer Griechen lieferte ihnen einen willkommenen Vorwand. Die jetzt 39 Jahre währende Annexion ist völkerrechtswidrig. Es ist schwer nachzuvollziehen, dass Brüssel überhaupt Beitrittsgespräche mit einem Staat aufnehmen konnte, der große Teile des Territoriums eines EU-Mitglieds okkupiert hat; schließlich ist Zypern als Ganzes seit 2004 EU-Mitglied. Die Türkei lehnt grundsätzlich die Anerkennung der Republik Zypern ab. Dabei ist diese international anerkannt, während der nordzyprische Separatstaat als völkerrechtliches Subjekt ausschließlich für die Türkei existiert. Als Anfang der achtziger Jahre Bangladesch die Anerkennung erwog, drohte das eng mit dem zu 80 Prozent griechischsprachigen Zypern verbundene Griechenland, Tausende Matrosen aus Bangladesch aus seiner Handelsflotte zu entlassen; Bangladesch nahm von seinem Vorhaben Abstand. Die Türkei hatte die Chance, die Republik Zypern indirekt anzuerkennen, indem sie, wie jeder der EU angehörende oder beitrittswillige Staat, ohne Vorbehalt die Bestimmungen der EU-Zollunion realisierte, das heißt, ihre Häfen und Flughäfen den Schiffen und Flugzeugen des freien Zypern öffnete („Ankara-Protokoll“). Dies verweigert Ankara bis jetzt. Die EU hatte der Türkei faires Verhalten versprochen, und sie hat weit über die Schmerzgrenze hinaus fair mit der Türkei verhandelt. – „Liebesinsel“ bezieht sich darauf, dass Zypern im Altertum eine der Hauptkultstätten der Schönheits- und Liebesgöttin Aphrodite/Venus war. Dieser Göttin sind unzählige antike und nachantike Kunstwerke gewidmet, so die Aphrodite von der Insel Melos (ital. Milo: Venus von Milo), die Aphrodite Kallipygos und die Aphrodite anadyoménē, die an der Küste Zyperns „dem Schaum/*aphrós* (des Meeres) entsteigende“. Für die Vorgeschichte ihres Namens sei auf FRISK verwiesen, für die Darstellungen der Göttin in der antiken und der nachantiken Kunst auf die einschlägige Literatur, z. B. auf HARRAUER/HUNGER, Lexikon der griechischen ... Mythologie, dazu FC 2/2011, 159ff.

Manche Medien spielen immer wieder die Frage des ANNAN-Plans hoch, der eine Vereinigung der Republik Zypern und Nordzyperns zum Ziel hatte. Von den Nordzypern angenommen, die um jeden Preis schnell die Vorteile der EU-Mitgliedschaft genießen wollten, wurde der Plan von den Bürgern des freien Zypern abgelehnt, aus guten Gründen, sah doch dieser Plan von einer Fassung zur anderen immer ungünstigere Bedingungen für die Republik Zypern vor. 2007 hat die EU übrigens 38 Millionen EURO für nordzyprische Infrastruktur-Projekte freigegeben; das freie Zypern begrüßte dies ausdrücklich und leistet von sich aus zusätzliche Hilfe z. B. durch kostenfreie medizinische Versorgung von Nordzypern in Krankenhäusern der Republik Zypern. Absurd sind weitere Behauptungen in dem eingangs genannten Beitrag, so „An den ärmeren, türkischen Teil wollte der Süden keine Touristen abgeben“: Der türkische Aggressor stahl 1974 der Republik Zypern die besten

Strände, die besten Hotels und die besten Zitrusplantagen im Norden der Insel. Im freien Süden musste alles unter großen Opfern neu geschaffen werden; dass dies geschah, war ein wahres „Wirtschaftswunder“, und der Norden hat inzwischen ohnehin seinen eigenen Tourismus. – Lesern, die eine sehr persönliche, literarisch aufgearbeitete Zypernerfahrung interessiert, sei das kürzlich im mareverlag erschienene Bändchen „Mein Zypern“ von JOACHIM SARTORIUS ans Herz gelegt.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Griechische Meisterdramen

Dr. OTTO SCHÖNBERGER hat unter dem Titel „Griechische Meisterdramen“ Prosa-Übersetzungen von AISCHYLOS, Agamemnon; SOPHOKLES, Antigone; EURIPIDES, Medea ins Internet gestellt. Die Texte sind abrufbar unter <http://www.Otto-Schoenberger.de>

DIETMAR SCHMITZ

LATEINISCHE GRAMMATIKTABELLEN

von *Rubricastellanus*

3 von vielen Gründen, warum sie in Schule und Universität so beliebt sind:

1. Schneller Zugriff durch praktisches Griffregister
2. Überschaubarkeit: auf 36 Tabellen findet sich alles Wesentliche zu Formenlehre und Syntax
3. Praktische Handlungsanweisungen, die sofort zum Erfolg führen.

neu: Übungen zur Formenlehre im Internet, die auch als Module im Förderunterricht und in Zwischenstunden eingesetzt werden können, ohne Aufpreis!
Pro Tabelle 9,50€, ab 20 Exemplaren nur 8,50€ und keine Versandkosten.

Außerdem bei Rubricastellanus erschienen:

- Die Formenlehre auf 40 Folien für den Overheadprojektor, Standardausführung 25.-€, Komfortausführung mit Softclick 29.-€.
- Computerprogramm zum Vokabellernen und zur Formenanalyse. Das Programm enthält u.a. einen 800 Vokabeln umfassenden Grundwortschatz, ein Cäsarvokabular mit 560 und ein Cicerovokabular mit 680 Einträgen. 15,-€

Versandbuchhandlung und Verlag Rubricastellanus, Fingerhutsmühlenweg 25
52080 Aachen, Fax 0241-5151067 Mail rotburg@t-online.de

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Hans Braunschweig, StDir. i. R., Amselstr. 14, 24837 Schleswig, braunschweigs@web.de

Barbara Dowlasz, Universität Wien, alfcongress-vienna@univie.ac.at

PD Dr. Boris Dunsch, Philipps-Universität Marburg, Seminar für Klassische Philologie,
dunsch@staff.uni-marburg.de

Dr. Adalbert Fink, Gymn.-Prof. i. R., Schwarzwaldstr. 89, 75173 Pforzheim

Dr. Gabriele Kliegl, Klinkerberg 24, 86152 Augsburg, Bruno.Kliegl@t-online.de

Dr. Bente Lucht, Hansaring 154, 48268 Greven

Cornelia Lütke Börding, StD, Eggeweg 46, 33617 Bielefeld

Dr. Michael Mause, StD, Werdener Hof 29, 59757 Arnsberg

Prof. Dr. Friedrich Maier, Mitterlängstr. 13, 82178 Puchheim, friedrich@maier-puchheim.de

Felix M. Prokoph, LbA, Philipps-Universität Marburg, Seminar für Klassische Philologie,
prokoph@staff.uni-marburg.de

Dr. Rosa Reuthner, Adelheidstr. 28, 80798 München, Rosa.Reuthner@alumni.hu-berlin.de

Dr. Wolfgang Schibel, Heidelberg, wolfgang.schibel@gmail.com

Dr. Michael P. Schmude, Schillerstraße 7, 56154 Boppard-Buchholz, m.p.schmude@web.de

Heinz-Jürgen Schulz-Koppe, 50735 Köln, Schriftleiter des Mittbl. des
DAV-Landesverbandes NRW, schulz-koppe@t-online.de

Friedemann Weitz, Hochvogelstraße 7, 88299 Leutkirch im Allgäu, hmg.weitz@web.de

Prof. Dr. Jürgen Werner, Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, Juergen@werner-berlin.net

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie seit Sommer 2009 auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Irmgard Männlein-Robert
Philologisches Seminar d. Univ. Tübingen
Wilhemstr. 36
72074 Tübingen
e-mail: irmgard.maennlein-robort@uni-tuebingen.de
- 2. Bayern**
StD Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Elritzenweg 35
26127 Oldenburg
Tel.: (04 41) 60 01 736
www.NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Eggeweg 46
33617 Bielefeld
Tel. (0521) 14 39 166
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
OStD Horst Dieter Meurer
Schloßwiesenstraße 42
56457 Westerburg
HDMeurer@web.de
- 11. Saarland**
Prof. Dr. Peter Riemer
Am Brünchen 12
66125 Dudweiler
Tel.: (0 681) 9 59 16 97
p.riemer@mx.uni-saarland.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Gerlinde Gillmeister
Humboldtstraße 7
07743 Jena
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90
g.gillmeister@web.de

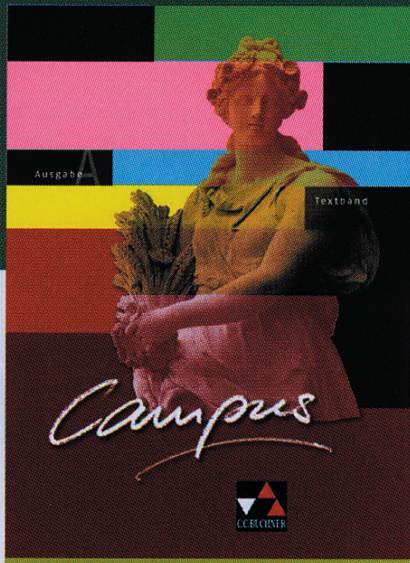
(Stand: Juni 2013)

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchners
Postfach 1269
96003 Bamberg

Deutsche Post AG



Campus

Ausgabe **A**

Gesamtkurs Latein
Herausgegeben von Clement Utz,
Andrea Kammerer und Christian Zitzl

Textband 254 Seiten, Bestell-Nr. **7940**, € 26,90
Begleitband 243 Seiten, Bestell-Nr. **7941**, € 23,90

Jetzt mit zusätzlichem Begleitmaterial:

plus 1 / Kooperativ üben
60 + 16 Seiten, Bestell-Nr. **7965**, € 10,80

Training 2 mit Lernsoftware
Bestell-Nr. **7943**, ca. € 15,-
Erscheint im August 2013

Vokabelkartei 2
Bestell-Nr. **7955**, ca. € 15,30
Erscheint im Juli 2013

Prüfungen 2
Bestell-Nr. **7947**, ca. € 9,20
Erscheint im Juli 2013

Lesen 2: Die Abenteuer des Odysseus
Bestell-Nr. **7959**, ca. € 8,20
Erscheint im Juli 2013

Lernsoftware und
Online-Diagnose zu
Campus A finden Sie auf
www.lift.ccbuchner.de.



C.C. Buchners Verlag GmbH & Co. KG
Laubanger 8, 96052 Bamberg
Tel.: +49 951 1609800
Fax: +49 951 61774
E-Mail: service@ccbuchner.de
Web: www.ccbuchner.de